Deutsche Frömmigkeit

im dreizehnten Jahrhundert.

Nach den Quellen

in Prosa, Predigt und Poesie

dargestellt und beurteilt

von

Christian Sommer,
cand. rev. min.

Schleswig
Julius Bergas Verlag und Druckerei
1901.

Sr. Hochwürden

Herrn D. Theodor Schäfer

Pastor, Vorsteher der Diakonissenanstalt in Altona

als geringes Zeichen

großer Verehrung und Dankbarkeit zugeeignet

vom Verfasser.

Vorwort.

Für die richtige Aufnahme und Beurteilung eines Buches ist die Kenntnis von der Entstehung desselben vielleicht nicht unerwünscht. Als ich vor Jahresfrist anfing, mich eingehender mit den Schätzen der ersten klassischen Periode unserer deutschen Litteratur zu beschäftigen, war ich erstaunt über die Fülle religiöser Gedanken, welche man hier in einer ihrer Feinheit entsprechenden Form vorfindet. Diesen Studien entsprang die kleine Monographie „Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Christentum und Kirche.“ Kropp 1899. Der Abschluß derselben wurde durch die Umstände leider mehr beschleunigt, als mir lieb war.

Der damit vorliegende Versuch sollte ein, wenn auch bescheidener, Beitrag sein zur Erfüllung des Wortes, das einst Simrock (Wartburgk. § 25) schrieb: „Wer in den Ideen der neueren Zeit befangen, der christlichen Poesie unzugänglich ist, den sollten wenigstens einige Abschnitte versöhnen, welche mit Waltherscher Kraft und Kühnheit den kirchlichen Mißbräuchen entgegentreten. Sie thun es, ohne dem Christentum und der Poesie das Geringste zu vergeben, denn der Feuereifer gegen das einreißende kirchliche Verderben stammt aus ebenso lauterer Quelle als die schöpferische Kraft, welche die Mysterien des Glaubens in prächtige Rätselbilder kleidet.“

Die Befürchtung aber, daß der Theologe in mir bisweilen vielleicht zuviel gesehen und manches zu optimistisch beurteilt haben möchte, veranlaßte mich, die Studien im gleichen Sinne auf einige Zeitgenossen Walthers auszudehnen, zumal freundliche Beurteilungen von Fachleuten mich dazu ermutigten. Um jedoch die religiösen und kirchlichen Anschauungen der einzelnen Dichter recht zu würdigen, schien es unerläßlich, das Bild in den Rahmen der Zeitgeschichte einzufassen. Ein solcher Rahmen kann für den Kenner der Kirchengeschichte mit wenigen leichten Strichen entworfen werden. Da ich mich aber mit den nachfolgenden Zeilen an alle gebildeten Freunde einer christlichen Litteratur wenden möchte, so glaubte ich, den Rahmen breit und wirkungsvoll gestalten zu sollen. Statt mich jedoch dabei auf die moderne Kunst, welche bisweilen dem Rahmen fast ebensoviel Sorgfalt zuwendet wie dem Bilde, zu berufen, schien es mir einfacher, den Rahmen mit zum Bilde zu rechnen. So entstand der Titel des vorliegenden Buches.

Da es sich um die Darstellung des religiösen Volkslebens handelte, so dürfte sich die Wahl der Quellen rechtfertigen lassen. Die Gesetzgebung und die Lehre der Kirche ist nur dort, wo es unumgänglich notwendig war, berücksichtigt, dagegen wurden die Predigten eines Berthold von Regensburg in ausgiebiger Weise benutzt. Unter den mittelhochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts konnten die höfischen Epiker, deren Einfluß wenigstens nicht unmittelbar auf das Volk gerichtet war, ganz beiseite gelassen werden. Von den höfischen Lyrikern brauchten bloß Reinmar von Zweter und Walther von der Vogelweide, welche bisweilen das Volk in kirchenpolitischen und patriotischen Angelegenheiten berieten, berücksichtigt zu werden. Das Hauptgewicht mußte auf die didaktische Poesie fallen: Der Winsbeke und die Winsbekin, Thomasin von Zirklaria: „Der wälsche Gast“,

Freidank: „Bescheidenheit“, Hugo von Trimberg: „Der Renner“, die kleineren Gedichte des Stricker und Ulrich Boner: „Der Edelstein“.

Die in den Beilagen gegebenen Proben aus Bertholds Predigten in der Übersetzung, sowie der kleine Exkurs über die Bibelkenntnis und die dichterische Abfassung des Vaterunsers und das Ave Maria schienen mir deshalb der Mitteilung wert, weil diese Materien nur in größerem Zusammenhange und nicht jedermann in bequemer Form zugänglich sind.

Ludwigslust, am 31. Oktober 1900.

Christian Sommer.

Inhaltsangabe.

Einleitendes.

Das dreizehnte Jahrhundert darf in mehr als einer Hinsicht auf das größte Interesse aller Gebildeten Anspruch erheben. Der deutsche Litteraturforscher, der Kirchenhistoriker und der Profanhistoriker sehen hier in gleicher Weise ein riesiges Arbeitsfeld vor sich, welches erst in einigen Parzellen angebaut ist. Denn in diesem Zeitraum hat die Vorsehung, menschlich geredet, verschwenderisch viele große und eigenartige Geister auf der Weltbühne auftreten lassen. Man sieht schlaue Päpste und mächtige Kaiser, feinfühlende Lyriker und spintisirende Dogmatiker, eifernde Predigermönche und glaubensfrohe Ketzer, heilige Asketen und im Nichtsthun verdummte Klosterbrüder kaleidoskopartig neben- und durcheinander gemischt.

Jede von den genannten Gruppen hatte ihre besonderen Interessen, für welche sie mit mehr oder weniger Leidenschaft, Klugheit und Wahrheit kämpfte. Die Päpste befleckten nur zu häufig ihre „Heiligkeit“, die Kaiser ihre Ehre und ihr Schwert, die Dogmatiker ihre Logik und die Mönche ihre Moral. Die Prediger aber, vor allem Berthold von Regensburg, und die Dichter waren das Gewissen ihres Jahrhunderts.

Man darf wohl behaupten, daß es den Dichtern am leichtesten gemacht ist, fromm zu sein. Die „Philister“ waren von jeher Feinde des Reiches Gottes. Und wenn selbst unchristliche und kirchenfeindliche Dichter gefühlsmäßig ein feines Urteil auf religiösem Gebiet

haben können — an Heinrich Heine ließe sich dies sehr leicht nachweisen — so wird man solchen Dichtern, welche persönliche Überzeugung und Verständnis in religiösen Fragen besitzen, wohl ein Urteil auch über kirchliche Angelegenheiten zutrauen dürfen.

Zumal unsere mittelhochdeutschen Dichter scheinen mir urteilsfähigere Zeugen für ihre Zeit zu sein als die klerikalen Fachleute. Letztere wurden hinter düsteren Mauern und in steifen Traditionen künstlich aufgezogen. Sie verwechselten deshalb oft die Form mit dem Inhalt und eiferten für erstere mit Unverstand. Die Dichter aber, welche im Leben standen und Umgang mit der freien Gottesnatur pflegten, behielten auch einen offenen Sinn für die tiefsten Fragen der Erlösung.

Wenn wir neben der Prosa und der Predigt auch die Poesie um Aufschluß über den religiösen und kirchlichen Zustand Deuschlands im dreizehnten Jahrhundert befragen wollen, so müssen wir uns freilich stets gegenwärtig halten, daß Dichter nicht Richter, sondern Lichter sind. Ein Richter urteilt um so besser und gerechter, je weniger er bei der ihm vorgelegten Frage beteiligt ist. Das Licht aber verzehrt sich selbst, während es anderen leuchtet. Und wahrlich, unsere mittelhochdeutschen Dichter haben sich verzehrt im Eifer für die höchsten Güter, welche im tiefsten Herzen ruhn. Auch von ihnen wird man mit Freiligrath*) sagen dürfen:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte
> Als auf den Zinnen der Partei.

und darum auch mit Goethe**):

> Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
> Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.

*) Aus Spanien. Ged.
**) Torquato Tasso V, 1.

I.

Das Christentum des dreizehnten Jahrhunderts in Prosa und Predigt.

1. Der christliche Glaube.

Der Volksglaube.

Der eigentliche Glaube.

Der eigentliche Glaube gehört zu den Imponderabilien des Geistes, welche man nicht allseitig beschreiben kann. Er bezieht sich auf unsichtbare Gegenstände und hat darum selbst ein unsichtbares Wesen[1]. Er ruhet zumeist wie eine kostbare Perle in der Tiefe der Volksseele verborgen und steigt nur bisweilen in stürmischen Zeiten, wenn die Wellen hoch und tief gehen, in das Reich des Sichtbaren empor. Bloß der seines spezifischen Gewichtes beraubte Glaube d. h. der Aberglaube schwimmt beständig auf der Oberfläche wie eine leere Tonne — ein Warnungszeichen für noch suchende Seelen.

Freilich setzt sich der Glaube allezeit in äußere Werke um. Wer aber aus ihnen das Wesen des Glaubens wiederum herausdestilliren wollte, würde nicht nur ein farb- und geschmackloses Dekokt erhalten, sondern sich überhaupt einer vergeblichen Mühe unterziehen, denn der Glaube geht niemals ohne Rest in den Werken auf, weil er sich niemals ausgiebt. Die Wirkungen weisen zwar auf die

[1]) Vgl. die Anmerkungen am Ende des Buches.

Ursachen zurück, aber sie sind eben nur Wegweiser, und es ist noch ein weiter Weg zum Ziel, welcher stellenweise selbst für Theologie und Psychologie nicht gangbar ist.

Wir werden uns daher in den nachfolgenden Zeilen damit begnügen, gewisse Tendenzen und Indizien des mittelalterlichen Volksglaubens aufzuweisen, aus welchen sich die Auffassung vom Glauben an sich, wenn auch nicht im Einzelnen feststellen, so doch im Allgemeinen ahnen läßt.

Wenn man vom Zweifel als dem Gegenteil des Glaubens ausgeht, so stellt sich der Glaube selbst als „Einfalt“ [2]) dar. Der Begriff „Einfalt“ spielte in alter und mittelalterlicher Zeit eine große und angesehene Rolle und ließ die heutige Bedeutung des Wortes selbst in seinem besten Sinne noch weit hinter sich zurück: Einfalt ist diejenige Haltung und Richtung des geistigen Lebens, vermöge deren nur ein Sinn, nur ein Gedanke, nur ein Wille das ganze Innere des Menschen erfüllt und beherrscht und wird daher im erhabensten Sinne von Jesus Christus selbst ausgesagt [3]).

Es wäre demnach irrig zu meinen, daß der mittelalterlichen Kirche der Glaube gänzlich abhanden gekommen sei. Man wußte es im Grunde sehr wohl, daß kein Mensch ohne Glauben selig werden könne, denn im Zweifel, welcher das Herz des Gläubigen bestürmt, erkannte man die schlimmste List des Teufels. Der Zweifel galt den Deutschen als Untreue und Feigheit. Beide verabscheuten sie in gleichem Maße. Überdies war ihnen von Natur alles doktrinäre und moralisirende Wesen fremd. Das Volk „der Denker und Dichter“ ist mehr als eine Schar von Schulmeistern. Die plane Lehrhaftigkeit ist romanischen Ursprungs. Infolgedessen hatten die Deutschen von vornherein weniger Anlage zum Zweifel. Sie sahen in demselben nur ein Spiel für Müssiggänger, für welches der arbeitsame Mann keine Zeit hat. Darum gehörte es zur christlichen Erziehung, den Kindern, sobald sie sieben Jahre alt wurden, wenigstens das Glaubensbekenntnis fest einzuprägen, damit auch der Glaube selbst von Kind auf feststehe [4]).

Dieser guten Veranlagung, welche die Deutschen zum Glauben an sich besaßen, entsprach freilich nicht der Inhalt desselben. Derselbe

wurde durch die hierarchischen Tendenzen der römischen Kirche im Wesentlichen dahin bestimmt, daß er nicht ein Vertrauen auf die Gnade Gottes, sondern ein Fürwahrhalten dessen, was die Kirche lehrte, wurde. Die Kirche verlangte gebieterisch einen blinden Glauben [5]). Sie übergab ihren Mitgliedern ganze Ballen von Glaubensobjekten en gros und verlangte die Annahme derselben, ohne daß sich der gläubige Empfänger erst en détail von dem Inhalte überzeugte, wenn nur die Emballage die päpstliche Etiquette trug [6]). Daher wurde beständig davor gewarnt, über die Gegenstände des Glaubens allzuviel nachzudenken. Man verglich den Christenglauben mit der Sonne, in welche man nicht längere Zeit hineinsehen kann, ohne daß die Augen dadurch Schaden leiden. So soll man auch nicht zu tief in den Glauben sehen, nicht fragen, wie es zugeht, daß Ein Gott ist und doch drei Personen, daß das Brod in den Leib Christi verwandelt wird, daß der Priester, der doch selbst ein Sünder ist, einen Menschen seiner Sünden entbindet. Sonst wird man „krank am Glauben" und — ein Ketzer! Vielmehr hat man einfältig zu bleiben bei dem, was die Kirche lehrt [7]). Innocenz III konnte deshalb die Erklärung abgeben: Der Glaube eines Menschen ist auch dann ein wahrer Glaube, wenn der Mensch Irriges glaubt, aber in der Meinung, die Kirche lehre also.

So wurde aus dem freien Christenglauben ein sklavischer Kirchenglaube, welcher nicht mehr die organische Wurzel sondern die an sich tote Regel des christlichen Lebens war. Man legte den Nachdruck immer weniger auf den Glauben und immer mehr auf das Thun des Menschen. Man würde Unrecht handeln, wollte man diesen irregeleiteten Glauben gar nicht mehr als solchen anerkennen. Auch der mittelalterliche Glaube besaß noch eine nicht geringe Lebenskraft, welche zu Zeiten sogar vulkanartig hervorbrach. Wir denken an die Kreuzzüge. Es wäre gewiß in psychologischer wie in historischer Hinsicht völlig verkehrt, wollte man in diesen großen Unternehmungen nichts anderes sehen als ein galvanisches Experiment, welches der römische Zauberer mit den toten Volksseelen angestellt habe. Ein derartiges Experiment würde vielleicht einmal, aber sicherlich nicht siebenmal oder noch öfter geglückt sein. Der mittelalterliche Glaube

war eben begeisterungsfähig, mithin in gewissem Sinne noch lebensfähig. Welcher Art und von welchem Werte freilich diese Lebensfähigkeit war, zeigt sich zugleich aus den Veranlassungen zu diesen lebensvollen Äußerungen: man kämpfte um ein Grab, um ein leeres Grab! Von solchen Unternehmungen konnte naturgemäß keine Förderung für das zukünftige Glaubensleben erwartet werden. Ja, im Grunde waren die Kreuzzüge selbst weniger ein Anzeichen der Blüte als ein Vorzeichen des Bankerotts für den christlichen Glauben: Denn, was man in der christlichen Heimat nicht gefunden hatte, das suchte man in der heidnischen Fremde; aber man verlor unterwegs viel Christentum und brachte dafür viel Heidentum mit nach Hause zurück. Als mit dem letzten Kreuzzuge die letzte Eruption des christlichen Glaubenslebens erfolgt war, trat der Zustand einer großen Ermattung ein. Die Religiosität war allzustark zur Ader gelassen. Man legte sie als scheintot in den Sarkophag der römischen Tradition, aus welchem sie erst durch das Frühlingslied der Wittenberger Nachtigal zu neuem Leben erweckt wurde, nachdem manche Konzilien und „Vorreformatoren" vergebliche Wiederbelebungsversuche angestellt hatten.

Der Heiligendienst.

Der ausgedehnte Heiligen- und Mariendienst der alten Kirche wie derjenige des Mittelalters läßt sich nicht wohl ohne polytheistische Reminiscenzen erklären. Die römische Kirche hatte es mehr auf die Ausbreitung ihrer Herrschaft als die Vertiefung des Christentums abgesehn. Die alten heidnischen Götter waren nur scheintot, sie lebten in den neuen christlichen Heiligen wieder auf wie der Phönix aus der Asche. Ein griechischer Kirchenvater hatte einst mit aller Naivetät erklärt, daß Gott selbst die Heiligen an die Stelle der ehemaligen heidnischen Götter gesetzt habe [8]). So war es auch im Abendlande. Der Polytheismus blieb eine herrschende Macht. Die römische Kirche trat in den Dienst derselben, indem sie die heidnischen Gestalten christlich verbrämte. Auch wir Evangelischen werden, wenn wir ehrlich sein wollen, gerne zugeben, daß sich in unseren Kirchen viel minderartiges Christentum finden läßt; aber darin unterscheiden

wir uns vorteilhaft von der römischen Kirche, daß wir nicht wie diese aus der Not eine Tugend machen, sondern dieselbe abzustellen suchen.

Außer den heidnischen Rudimenten muß man aber zur Erklärung des mittelalterlichen Heiligendienstes noch einen anderen Umstand in Rechnung ziehen, welcher nicht minder zur Anklage gegen die römische Kirche wird. Es betrifft dies die Auffassung vom Wesen des Glaubens. Derselbe galt nicht als das, was er seinem Ursprunge nach ist, nämlich ein Verhältnis der menschlichen Person zur göttlichen, sondern als Gehorsam gegen die Lehren und Satzungen der Kirche. Nachdem aber der Glaube einmal durch die Tradition gelähmt war, konnte er seinen Flug nicht mehr zur Sonne am Himmel richten, sondern er blieb an der Erde kleben, und das Höchste, was er mit seinen gestutzten Flügeln erreichen konnte, waren die menschlichen Vorbilder, welche man „Heilige“ nannte. Das Verlangen des Glaubens nach persönlichen Momenten fand hier seine, freilich bescheidene Befriedigung. Man suchte die Qualität dieser persönlichen Glaubensobjekte durch die Quantität zu ersetzen und bevölkerte den Himmel mit Heiligen, welche bald nach Tausenden zählten[9]).

Schon Karl der Große hatte darin die Gefahr einer heidnischen Versandung des Christentums erkannt und Gegenmaßregeln ergriffen. So bestimmte er im Jahre 794, daß keine neuen Heiligen verehrt und angerufen, noch Denksäulen für dieselben an den Wegen errichtet werden sollen[10]); aber königliche Dekrete haben noch niemals den Lauf religiöser Verirrungen gehemmt. Jemehr das Evangelium Gottes vergessen wurde, desto höher stieg das Evangelium der Heiligen im Ansehn.

Ein gewisser praktischer Wert des Heiligendienstes für das vulgäre Christentum läßt sich freilich nicht leugnen. Der Unterricht im Glauben und die Erziehung im Christentum hatte nämlich bei dem damaligen Bildungsstande der Bevölkerung seine heutzutage kaum zu ermessenden Schwierigkeiten. Es fehlte an Büchern und Anschauungsmitteln, an Unterrichtsmethoden und persönlichen Lehrkräften. Alle diese Mängel ließen sich am leichtesten beseitigen, wenn man ein Heiligenbild aufstellte und dazu eine Geschichte erzählte.

Die Heiligengestalten mußten das Anschauungsmaterial im Religionsunterricht der jugendlichen Völker sein. Eine einzige gute Biographie stiftet noch heutzutage bisweilen mehr praktischen Wert als hundert Moralsysteme. Denn die angewandte Theorie ist allezeit mehr wert als die vielleicht sehr anwendbare, aber erst noch anzuwendende Theorie, und es ist gradezu undenkbar, daß Missionare durch den Vortrag einer christlichen Ethik ein heidnisches Volk religiös beleben und sittlich erneuern könnten. Wenn irgendwo, so gilt hier die alte Regel: verba docent, exempla trahunt d. h. Worte lehren, Beispiele bekehren.

Aber, obwohl wir gerne bereit sind, den hohen pädagogischen Wert der Heiligenlegenden anzuerkennen, so können wir doch der römischen Kirche diesen Vorwurf nicht ersparen, daß es, um Vorbilder zu gewinnen, nicht der Neuschöpfung einer phantastischen und innerlich unwahren Heiligenwelt bedurft hätte, da sich im Leben und Leiden Jesu Christi des Vorbildlichen mehr als genug findet, gar nicht davon zu reden, daß hier allein auch die Kraft liegt, den Vorbildern nachzufolgen. Indem man nämlich das Anschauungsmaterial weit herholte und mit übertriebener Feierlichkeit vorführte, wurden die Mittel zum Zweck erhoben, und man vergaß über dem Wege das Ziel. Die Heiligen, welche ursprünglich bloß Zeugen und Bekenner ihres himmlischen Herrn waren, avancirten selbst zu Herren und wurden Gegenstand des Bekenntnisses [11]).

Diese Verirrung wurde besondes schlimm bei solchen Heiligen, welche man nicht anders als „wunderliche Heilige" bezeichnen kann. Manche derselben wollten nämlich mehr leisten, als sie konnten, und zerbrachen den Bogen, welchen sie übermäßig spannten: als z. B. der heilige Krispinus ein Paar Schuhe verschenken wollte, welche er selbst nicht besaß, ging er hin, bestahl einen Schuster und ward — ein Dieb. Ein „heiliger" Dieb ist aber ein diebischer und kein typischer „Heiliger"!

Die Heiligen waren nicht nur Vorbilder auf Erden, sondern auch Fürsprecher im Himmel. Man hatte vergessen, daß die erbarmungsreiche Liebe des ewigen Vaters auch dem verlorenen Sohne noch mit ausgebreiteten Armen und offenem Herzen entgegenkommt und,

daß er weniger auf die Würdigkeit als auf die Bedürftigkeit der zu ihm Eingehenden sieht. Darum brachte es das fromme Mittelalter bloß zu einem Antichambriren bei den Heiligen, die eigentliche Himmelsthür blieb verschlossen. Sie sprang erst wieder auf, als Luther gewaltig an die Kirchenthür zu Wittenberg und an die Herzensthüren aller Gläubigen pochte.

Aus der breiten Schar der Heiligen erhob sich bald im höchsten Glanz die Jungfrau Maria als „Himmelskönigin". Man schrieb ihr, als der Mutter des Heilands, eine gewisse und zwar grundlegende Beteiligung am Heilswerk zu. Man glaubte nämlich, wenn die heilige Jungfrau statt ihrer bereitwilligen Hingabe (Luk. 1, 38) Gott den Gehorsam verweigert hätte, so wäre eben schon hierdurch die Erlösung unmöglich geworden [12]). Daher waren manche Theologen schier unerschöpflich im Lobe der Maria [13]). Der Scholastiker Albertus Magnus verfaßte eine Parodie des Davidischen Psalters [14]), in welchem alle Anbetung auf Maria gerichtet war. So begann z. B. Psalm 1: „Wohl dem Manne, der deinen Namen liebt, o Jungfrau Maria: Deine Gnade wird seine Seele festmachen" u. s. w. Man vergaß ganz, daß Jesus „am Kreuz sein Kindesverhältnis zu seiner Mutter vollständig gelöst und anstatt seiner ihr in Johannes einen anderen Sohn gegeben hatte". „Es ist daher nur ein Ausdruck der völligen Verschiebung der Stellung der Kirche zu diesen natürlichen Lebensgemeinschaften, wenn wir später dies natürlich bedingte Verhältnis im Katholicismus in das religiöse Gebiet hinübergespielt finden" [15]). Das Volk, welches religiös nicht eben verwöhnt war, griff mit großer Begierde nach solcher Nahrung.

Der Mariendienst würde aber dennoch nicht einen solchen Aufschwung haben nehmen können, wie es thatsächlich der Fall war, wenn es nicht ein allgemeiner Charakterzug des Mittelalters gewesen wäre, im Leben wie im Liede die Frau zum Gegenstand besonderer Verehrung und ausgesuchtester Aufmerksamkeit zu machen [16]). Von hier aus gesehen war es naheliegend, die Frau aller Frauen ganz besonders zu verherrlichen. Schon die Stellung der Frau in der vorchristlichen Zeit begünstigte diese Verehrung: Die alten Germanen sahen in dem Weibe etwas Göttliches und Prophetisches [17]). Der

vorchristliche Frauenkultus der Germanen kam in der Gestalt des christlichen Marienkultus zu neuer, niemals geahnter Blüte. Der englische Gruß, das Ave Maria aus Luk. 1, 28, wurde im dreizehnten Jahrhundert zum stehenden Gebet. Devote Christen beteten dasselbe täglich: einige 50 mal, andere 100 mal und manche gar 1000 mal.

Es lagen allerlei poetische Momente im Mariendienst[18]). Selbst abgehärtete Asketen entbrannten in mystischer Schwärmerei für die heilige Jungfrau. Die Grenze zwischen göttlicher und menschlicher Liebe wurde fließend, und zu Zeiten nahm die Verehrung der Maria in unverkennbarer Weise die Gestalt des ritterlichen Frauendienstes an[19]). Aber die zarteste Poesie schlug doch auch bisweilen in die abgeschmackteste Prosa um. In Zeiten der Ernüchterung des Gefühls hatte man nämlich das Bedürfnis, sich Rechenschaft über die Bedeutung und die Pflichten des Mariendienstes auf logischem Wege zu geben. So lieferte Albertus Magnus folgenden gedankenmäßigen Nachweis[20]): „Sie (Maria) hat die vollkommenste Kenntnis der bürgerlichen und der kirchlichen Gesetze und Einrichtungen, wie auf folgende Art zu erweisen ist. Die Weisheit eines Advokaten offenbart sich in drei Dingen: 1) Daß er in jeglichem Falle obsiege wider einen gerechten und weisen Richter. 2) Daß er obsiege wider einen listigen und verschlagenen Richter. 3) Daß er obsiege in einer verzweifelten Sache. Nun hat aber die allerseligste Jungfrau obgesiegt gegen Gott, den weisesten Richter, gegen den allerlistigsten Teufel und in der verzweifelten Sache der Menschheit."

Dieser „Beweis" trägt die Widerlegung in sich selbst. Alles in allem genommen wurde Maria oft höherer Ehre teilhaftig als Christus und Gott Vater. Statt weiterer Ausführungen teilen wir hierzu nur eine kleine Erzählung mit, welche sich in „der Seelen Trost[21])" findet d. h. in einer Unterweisung, welche ein Geistlicher einst einem Kinde gab: (Von einem bösen Spieler). „Da war ein Spieler, der saß zu einer Zeit und spielte und verlor sein Gut. Da begann er zu schimpfen auf unsern lieben Herrgott, warum er ihm kein Glück gebe, und begann zu fluchen und sprach böse Worte. Das vertrug unser lieber Herr geduldiglich. Darnach begann er zu schimpfen auf unsere liebe Frau und sprach böse Worte, darum daß

sie ihm kein Glück gebe. Da kam Gottes Stimme und sprach also: „Du hast mir viel Schimpf geboten, das habe ich geduldiglich und gütlich ertragen. Dir genügte nicht damit: Du wolltest auch meiner lieben Mutter Schimpf bieten: Das kann ich nicht vertragen.“ In derselben Stunde starb er des jähen Todes.“

Der Aberglaube.

Als einst der Prophet Elia kurz vor seiner Himmelfahrt mit seinem Schüler Elisa den letzten Gang auf Erden machte, sprach er zu seinem Jünger: „Bitte, was ich dir thun soll, ehe ich von dir genommen werde.“ Elisa sprach: „Daß mir werde ein zwiefältig Teil von deinem Geist!“ Er antwortete: „Du hast ein Hartes gebeten, doch, so du mich sehen wirst, wenn ich von dir genommen werde, so wird's ja sein, wo nicht, so wird's nicht sein.“ Als darauf Elia auf feurigem Wagen mit feurigen Rossen gen Himmel fuhr, entfiel ihm sein Mantel. Denselben hob Elisa auf, trat an den Jordan, schlug in das Wasser und sprach: „Wo ist nun der Herr, der Gott Elias?“ Da teilte sich's auf beiden Seiten, und Elisa ging hindurch. Der Geist aber des Herrn ruhete auf ihm[22]).

Elisa bat seinen Meister um eine Reliquie, nämlich um seinen prophetischen Geist. Er erhielt den Mantel als Zugabe. Die mittelalterliche Kirche suchte auch nach Reliquien der Heiligen und fand sie in übergroßer Menge. Aber da sie nur nach äußeren Reliquien trachtete, nach Mänteln, Haaren, Knochen, Zähnen u. s. w., so wurden ihr die Reliquien des Geistes nicht zu teil.

Das von Rom beeinflußte Christentum glich dem Weibe im Evangelium, welches den Blutgang zwölf Jahre gehabt hatte[23]). Zwölf Jahrhunderte bald wurde dem Christentum das Herzblut entzogen. Es hatte viel erlitten von vielen Bischöfen, Kardinälen, Päpsten und Pfaffen, und hatte all sein Gut darob verzehret und half ihm nichts, sondern es ward vielmehr ärger mit ihm. In Leibes- und Seelennöten suchte man Hilfe bei Wahrsagerinnen und Zauberinnen, und fand durch sie den Tod wie einst der König Ezechia[24]). Man strebte nach Höherem, aber religiös eingeschüchtert, wie man war, kam man ins Gedränge mit dem Aberglauben und

Unglauben wie jene Frau im Evangelium mit den Menschen. Man wagte nicht wie der „ungläubige“ und doch nach Glauben so sehr verlangende Apostel Thomas den Heiland selbst anzurühren, sondern nur nach dem Saum seines Gewandes zu tasten, aber es war niemand da, welcher den auch im finstersten Aberglauben noch verborgen ruhenden Glaubensfunken anfachen konnte oder wollte, wie Jesus es bei jener Frau gethan[25]. Darum fiel der Glaube bald gänzlich aus dem Reich des Unsichtbaren in die sichtbare Welt zurück und wurde zum Aberglauben. Besonders die Kreuzzüge, welche man glaubensvoll mit einem „Gott will es!“ begonnen hatte, führten infolge der großen Beute an Reliquien, welche man abergläubisch verehrte, zu einem Heidentum, welches Gott ganz gewiß nicht wollte.

Es wäre allzu ermüdend, wollten wir eine eingehendere Schilderung oder auch nur Aufzählung geben von alle dem, was dem Volke bei seinem zunehmenden Aberglauben als anbetungswürdig vorgesetzt wurde. Nur eine Erzählung des Dominikaners Stephanus[26] wollen wir als besonders bezeichnend für das tiefe Niveau, auf welches man zurückfiel, anführen: In der Diöcese Lyon wurde im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Jagdhund durch Berichte und Gedichte aus folgender Ursache berühmt. Derselbe hatte eines Tages ein Wiegenkind gegen eine Schlange verteidigt, aber ohne Erfolg. Die Schlange hatte das Kind um das Leben gebracht. Der später hinzukommende Vater hielt irrtümlicher Weise den Hund für den Mörder des Kindes und erschlug denselben. Der Hund aber wurde, sobald seine Unschuld bekannt war, von dem Volke als S. Guinefortis wie ein Märtyrer verehrt und von vielen Notleidenden um Hilfe angerufen[27]. Besonders Mütter schwächlicher Kinder wandten sich bittend an diesen „Heiligen“.

Hier zeigte sich, daß der Aberglaube verblendet und alles Urteil vernichtet. Es war noch ein Geringes, daß man unechte Dinge als echte Reliquien hinnahm und daß man sich auch durch Duplizitäten, z. B. 20 „ungenähte Röcke“, wenig stören ließ[28]; weit mehr als der Verlust des historisch-archäologischen Urteils ist das Abhandenkommen der religiösen Urteilsfähigkeit in betreff der Objekte des christlichen Kultus zu beklagen.

Es hat gewiß eine gute Berechtigung, wenn man Erinnerungsgegenstände an liebe Verstorbene oder berühmte Persönlichkeiten aufbewahrt. Aber die wahre Anhänglichkeit und würdige Begeisterung für einen Menschen besteht niemals in der Verehrung des äußeren Andenkens, sondern in der Nachfolge der durch ihn vertretenen Ideen. Die Nacheiferung und thatkräftige Verehrung in diesem Sinne wird stets Förderung und inneren Gewinn bringen. Die Toten können auch deshalb die besten Erzieher der Lebendigen werden, weil man ihrer Autorität nur selten zu widersprechen wagt; aber das Hängenbleiben am Äußeren läßt immer eine Neigung zu Fetischismus erkennen.

Es ging dem Mittelalter grade umgekehrt wie dem Elisa. Dieser erhielt den Geist seines Meisters zwiefältig und dazu einen Mantel. Die römische Kirche hatte den Rock ihres Meisters mehr als zwiefältig, büßte aber andererseits die Einfalt des Geistes ein.

Wo der Glaube abnimmt, da nehmen Furcht und Bangigkeit zu. Das greisenhafte Christentum des Mittelalters lebte beständig in angstvoller Erwartung des Weltendes. Man ließ sich durch Kometen und Sternschnuppen beunruhigen, Kriege sah man als Zeichen der letzten Zeit an und ausgebrochene Seuchen als die Vorwehen des jüngsten Gerichts. Es ist gewiß gut und heilsam, stetig an das Ende zu denken. Aber der gläubige Christ kann es ohne Furcht thun, nur der Abergläubige zittert. Man stellte in ängstlicher Unruhe das Horoskop, man suchte in den Sternen das bevorstehende Schicksal zu lesen, man legte sich auf die Geheimkunst der Traumdeuterei und tappte überall im Halbdunkel des Aberglaubens, weil das Licht des Glaubens im Verlöschen war. Dem Bischof von Rom war freilich dieses Halbdunkel eben recht: er kannte die alte Fischerregel, daß sich's im Trüben am besten fischt.

Die kirchliche Theologie.

Die theologischen Strömungen.

Theologie und Religiosität sind nicht eins, aber sie bedingen sich wechselseitig im guten und im bösen Sinne: Die wissenschaftliche

Theologie muß aus der Religiosität Wärme beziehen, diese aus jener Klarheit. Wo der Theologie die Verbindung mit der Religiosität abhanden gekommen ist, wird sie unfruchtbar. Die Religiosität aber, welche keinen theologischen Niederschlag erzeugt, wird unklar und damit zugleich unwahr. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die kirchliche Theologie des dreizehnten Jahrhunderts an sich auch nur oberflächlich zu schildern. Für uns kommen nur diejenigen Regungen der kirchlichen Theologie in Betracht, welche das Leben in der Kirche beeinflußten, und das ist verhältnismäßig wenig. Während nämlich die theologische Wissenschaft der Karolingischen Zeit aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen war und von Männern der Praxis für praktisch-kirchliche Zwecke gepflegt wurde, änderte sich dies seit dem Aufkommen der dialektischen Richtung im elften Jahrhundert dahin, daß das praktisch-kirchliche Interesse hinter der bloßen Lust am Denken, Disputiren und Philosophiren zurücktrat.

So wurde die Theologie des Mittelalters Scholastik d. h. Schultheologie, deren Einfluß auf den Umfang der Schulen begrenzt war. Sie teilte sich ihren Grundsätzen nach in zwei Strömungen: die dialektische und die mystische Theologie. Diese beiden standen sich wie später Rationalismus und Pietismus gegenüber, in manchen Stücken einander ergänzend, in vielen Fragen sich bekämpfend, jede für sich in allem, wenigstens in den letzten Konsequenzen, einseitig. Die dialektische Theologie arbeitete vor allem mittels der abstrakten Logik, vermöge deren sie den ganzen Glaubensinhalt in Definitionen und Distinktionen rubrizirte. Sie machte aus dem kirchlichen Glauben einen Lustgarten [29]) mit ordentlich gehaltenen graden Wegen und vielen steif geschnittenen Hecken und Zierbäumen, welche wohl wissenschaftliche Namenschilder aber keine sättigenden Früchte trugen, ja sie zählte alle Blätter, Blüten und Staubgefäße der Blumen, die am Wege standen, aber sie verdarb durch dies Zerpflücken Duft und Honigseim, oder indem sie plötzlich in Skeptizismus [30]) umschlug, machte sie aus dem Lustgarten einen Irrgarten, in welchem man Gott und sich selbst gar leicht verlieren kann. Die mystische Theologie hingegen verschmähte die Logik als ein unzureichendes Werkzeug für religiöse Erkenntnisse. Sie arbeitete überhaupt nicht im strengen

Sinne des Wortes wie die dialektische Theologie, sie wollte sich vielmehr bearbeiten lassen, indem sie durch gefühlmäßige Meditation, Kontemplation und Intuition Gott in sich aufzunehmen suchte, beziehungsweise selbst in Gott unterzugehen trachtete. Wenn man die dialektische und die mystische Theologie hinsichtlich ihres religiösen Gehaltes mit einander vergleichen wollte, so müßte das Urteil jedenfalls zu Gunsten der letzteren ausfallen. So weit freilich die Mystik auf Ekstase abzielte — dadurch wird die Mystik zum Mystizismus — war sie ebenso unfruchtbar wie die Logik der Dialektik, aber die mittelalterliche Mystik ging doch zunächst vom Verhältnis zum geschichtlichen Christus aus, dessen Niedrigkeit und Demut, Leiden und Kreuz vor allem der Gegenstand der sinnenden Betrachtung war. Und überall, wo man noch die Person Jesu Christi etwas gelten läßt, müssen religiös fruchtbare Gedanken sein. Bernhard von Clairvaux[31]) stellte folgende Stufen des christlichen Glaubenslebens auf: zunächst müsse man in der Buße die Füße des Herrn und sodann in thätiger Heiligung seine die Gläubigen leitenden Hände küssen, bis man endlich zugelassen werde zum Kusse des Mundes des Bräutigams, auf welchen der Eingang des Hohenliedes hinweise.

Der Einfluß des heiligen Bernhard war überhaupt ebenso tiefgehend wie ausgedehnt. „Er ist nicht bloß die leitende Persönlichkeit des zwölften Jahrhunderts, auch die kommenden Jahrhunderte unterstehen der Macht seines Geistes. Wo sich im Mittelalter wahre Frömmigkeit findet, trägt sie irgendwie Bernhardinisches Gepräge. Er hat ihr den mystischen Zug eingepflanzt, der neben der Werkheiligkeit, diesen korrigierend und ergänzend, zu den Charakterzügen mittelalterlicher Frömmigkeit gehört“ [32]). Während nämlich die Mystik ihrem eigentlichen Wesen nach aus dem heidnischen Neuplatonismus stammt, hat Bernhard dieselbe verchristlicht, indem er den geschichtlichen Jesus Christus als das Objekt der geistigen Anschauung hinstellte. Seine Frömmigkeit geht auf in der Liebe zu Jesu.

Ein wirksames Mittel, das lebensvolle Bild Jesu Christi, welches von den zahllosen Heiligen und einer papiernen Tradition schon vielfach in den Hintergrund gedrängt war, wieder aufzufrischen oder überhaupt in dem Gedankenkreis der religiösen Vorstellungen wieder

zur Bedeutung zu bringen, waren die Kreuzzüge, und die hohe Begeisterung Bernhards für diese Sache erklärt sich wohl vor allem aus solchen Rücksichten. Den Kreuzfahrern wurden im heiligen Lande die biblischen Geschichten der grauen Vorzeit zur Gegenwart. Es knüpfte sich ein persönliches Band zwischen ihnen und dem Heiland, für welchen sie stritten, d. h. es entstand ein persönliches Christentum.

Die theologischen Lehren.

Gott.

Wenn es sich jetzt für uns darum handelt, einzelne Lehren aus der mittelalterlichen Theologie hervorzuheben, so wollen wir dies unter zwei Bedingungen thun. Was den Inhalt betrifft, so berücksichtigen wir bloß solche Lehren, welche nicht nur bei den Theologen von Fach gangbar, sondern auch im Volksleben und -Gemüt in Umlauf waren. Was aber die Form der Darstellung angeht, so können wir uns hier nicht auf die dogmatischen Werke der Kirchenlehrer, zu deren Füßen bloß Geistliche saßen, einlassen, sondern wir werden vor allem auf die deutschen Predigten des großen Dominikaners Berthold von Regensburg, dessen Blütezeit in die Jahre 1250—1265 fällt, Bezug nehmen. Von diesem Volksprediger ist berichtet, daß er bisweilen 40 000—60 000, nach anderen Aussagen 100 000 oder gar 200 000 Zuhörer gehabt habe[33]). Diese Überlieferungen beruhen selbstverständlich auf starken Übertreibungen, denn es ist auch für einen mit den größten Stimmmitteln ausgerüsteten Redner unmöglich, sich mit solchen Volksmassen zu verständigen*). Auch ist bei den mangelhaften Verkehrsmitteln und Wegen ein Zusammenströmen derartiger Mengen für die damalige Zeit schwer denkbar. Vielleicht hatte Berthold mehr Zulauf als Zuhörer, aber immerhin kam er auf seinen Wanderpredigten im Laufe der Jahre

*) Ein als Volksredner geschätzter Geistlicher unserer Tage, welcher viel im Freien geredet hat, erklärte mir, daß er mit seiner ungewöhnlich starken Stimme sich im Freien nur etwa 5000 Menschen verständlich machen könne. Dabei zog er noch besonders günstige Umstände in Betracht, etwa daß die Versammlung durch einen Waldesrand akustisch abgeschlossen sei. —

mit Millionen von Menschen in geistige Berührung, und er hatte jedenfalls auf das Volk einen weit größeren Einfluß als alle seine akademischen Zeitgenossen, deren Lehrstuhl ein Isolirschemel ihrer Gelehrsamkeit war[34]).

Der Umstand, daß kein Austausch zwischen den Hochschulen und dem Volksleben bestand, gereichte beiden zum Schaden: die Wissenschaft, welche nicht angewendet wird, überschlägt sich, und das Volksleben, welches keine geistigen Interessen hat, versumpft. Es wurde viel über die Trinität und das Wesen derselben geschrieben. Sie war in ihrer Unbegreiflichkeit ein stets reizvoller Gegenstand für die Spekulation des Schülerwitzes. Während der einfache Christ nur eine ökonomische Trinität kennt, d. h. die heilige Dreieinigkeit, wie sie sich als Gott Vater, Sohn und heiliger Geist in besonderen geschichtlichen Offenbarungsthatsachen kundgethan hat, handelte es sich bei den Scholastikern um die sogenannte ontologische Trinität, d. h. um eine Erforschung des göttlichen Wesens auch abgesehn von den diesbezüglichen Offenbarungen in der Geschichte. So warf man z. B. im Interesse einer abstrakten Logik betreffs der Allmacht Gottes die Frage auf, wie Gott wahrhaft allmächtig genannt werden könne, wenn es Dinge gäbe, welche er nicht zu thun vermöge? z. B. Sünde. In dieser Weise reihten die Theologen von Fach eine Frage an die andre und suchten jede derselben geistreich zu beantworten. Aber die Fragen entsprangen nicht dem religiösen Interesse, und die Antworten hatten infolgedessen keine religiöse Kraft. Nicht ein aufrichtiges Forschen und Suchen, welches die göttliche Verheißung des Findens für sich hat, sondern die Lust am Disputiren und Philosophiren war die Triebfeder der Theologie.

Ganz anders verstand Berthold von Regensburg es, die Beziehung des Menschen zu Gott darzustellen. Eindringlich und zu wiederholten Malen redet er davon, wie Gottes Größe und Güte grade darin ihren schönsten Ausdruck finde, daß er auch vom Geringsten Kenntnis nehme und das Unscheinbarste nicht vergesse. „Denn so oft der Mensch eine Gutthat begeht, so oft erfreut dies den allmächtigen Gott, durch jegliches Paternoster und durch jegliches Ave Maria und durch jegliche Venie und durch jegliches Almosen und durch

jeglichen Kirchgang. „„Wie, Bruder Berthold? was achtet der allmächtige Gott auf mein Paternoster und auf so kleine Dinge! Wie könnte er sich darüber schon so freuen?““ „O weh! Denn der allmächtige Gott möchte wohl, daß du ebensoviel darauf achtetest, als Gott auf dein Gebet achtet. Er achtet eben sehr viel darauf, denn er wird darüber froh, gar sehr froh, daß er niemals sonst so froh wird [35])!“

Das ist eine Gotteslehre, wie sie das Christenvolk braucht. Ein Gott, den man definiren kann, hört auf Gegenstand des Glaubens zu sein. Aber ein Gott, dessen Allmacht in liebevoller Erfassung der ihm dienenden Christen besteht, ist anbetungswürdig.

In die innigste Beziehung ist Gott zu den Menschen durch seinen Sohn getreten. In ihm haben sie einen allezeit offenen Zugang zum Vater. Darum konnte Berthold von Regensburg diejenigen, welche sich über die Unerbaulichkeit des kirchlichen Kultus beklagten, auf die in Christo erschienene Liebe Gottes als den Quell aller wahren Erbauung hinweisen. „Du sollst an die große Liebe und an die große Minne gedenken, welche Gott an dir gethan hat, daß er dich geschaffen hat und dich nach ihm selbst gebildet und hat dich von dem ewigen Tode erlöst und hat dir alle Dinge zu Nutz und zu Dienst geschaffen. Hilft das nicht, so denke an seine mannigfaltige Marter, die er um deinetwillen erlitten hat, und gedenke, wie er an dem Kreuze hing. Das laß allzeit einen Spiegel sein deines Herzens, wo immer du bist. — — — Mit so gethanen Gedanken sollst du Andacht suchen [36]).“

Der Mensch und seine Sünde.

Der Mensch wird wie am Anfang noch jetzt immer von Gott geschaffen und bekommt von ihm seine unsterbliche Seele. „Denn sobald das Kind lebendig wird in seiner Mutter Leibe, so gießet ihm ein Engel die Seele ein (der allmächtige Gott gießet dem Kinde die Seele mit dem Engel ein). Und wenn es auch nicht länger lebt, als man Zeit braucht, um eine Hand umzukehren, so muß es doch immer und immer leben, solange Gott lebt, und kann niemals sterben an der Seele. Stirbt es aber auch sofort, während ihm noch die

Seele eingegossen wird, an dem Fleische, so muß doch die Seele immer leben [37])." Das ist eine wahrhaft religiös fundamentirte und theologische Biologie: Alles Leben geht von Gott aus. Gott kann nicht sterben. Darum kann auch das von Gott geschaffene Leben nicht sterben.

Der Mensch unterscheidet sich von den Engeln vor allem durch seinen Leib. Dieser gereicht ihm aber keineswegs zum Nachteil, denn es ist Gottes Weisheit, welche ihn mit demselben ausgerüstet hat.

Damit nämlich die Menschen nicht den bösen Engeln nachfolgten, welchen ihre große Schönheit der Anlaß zu sündiger Überhebung war, gab Gott ihnen einen irdischen Leib, diesen „kotigen irdischen Sack, auf daß er demütig bliebe, und ihm nicht infolge des Hochmutes widerführe, was den hoffärtigen Engeln geschah [38])".

Das höchste Gut des Menschen ist sein freier Wille. Auf ihm beruht die Möglichkeit, sittlich zu handeln und zu wandeln, welche andern Kreaturen versagt ist. „Denn da Gott den Menschen nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, so kennt er (der Mensch) Böses und Gutes, weiß von wannen es gekommen ist, und wozu es werden soll, was andere Kreaturen nicht wissen außer durch ihre Empfindung (Instinkt), wenn es ihm zu kalt ist oder zu heiß, oder wenn es hungert oder dürstet oder genug hat. Für etwas Höheres hat es keine Vernunft (Verständnis), und deshalb dient es Gott nur von Natur [39])." Uns Menschen aber gab Gott „freie Willkür zum Bösen und zum Guten, es zu thun und zu lassen. Denn da er, der edle freie Herr, uns nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, wollte er uns auch eine edle freie Willkür geben, nicht aber uns zwingen und binden wie den Ochs oder den Esel. Ein solcher ist deshalb gebunden; er thue es nun gern oder ungern, so muß er doch den Sack tragen, und was man ihm aufpackt. So muß der Ochse, er thue es gern oder ungern, den Wagen und den Pflug ziehen. So hat er den Menschen edel und würdig gemacht über alle Kreaturen, und deshalb will er auch, daß er die edle freie Herrschaft, das edle Himmelreich, mittels der edlen freien Willkür besitze [40])."

Aber der von Gott und zu Gott geschaffene Mensch ist durch die Sünde seinem Ursprung und seiner Bestimmung in gleicher Weise

entfremdet. Sobald nämlich der Mensch ins Dasein tritt, und sobald Gott Leben und Geist verleiht, ist auch der Teufel schon geschäftig, sein Gift in die Seele zu gießen. Was aber zuerst in den Hafen*) kommt — das ist den Frauen kund — es sei Essig, oder was es ist, so schmeckt es immer mehr darnach[41])." So macht es der Teufel mit dem Menschen in seinen ersten Anfängen. Er sucht ihn auf alle Weise mittels der Sünde für Gottes Gnade unempfänglich zu machen; so wird die Sünde zu einer erblichen Belastung des Menschen. „Denn als uns Adams Schuld vom Paradiese schied durch den Apfelbiß, welchen er that auf der Schlange Rat, schluckten Adam und Eva das Gift[42]) in sich, welches in der Schlange war, und davon wurde ihnen daz eiter ein Gift, und wir alle wurden sterblich an dem Leibe, und alles das Siechtum wurde uns beschieden, welches jetzt alle Welt hat. Und also wurden wir totsiech an dem Leibe und an der Seele, alles von dem Ungehorsam, welchen der Mensch beging[43])." „Denn wir alle waren in Adam wie der Kern in einem Apfel und wie der Apfel in dem Baum, so vererbte sich auf uns seine Sünde, wie das Obst an dem verbotenen Baum wächset[44])."

In diesem starren Naturgesetz der Sünde liegt ein gewaltiger Ernst: seitdem Adam gesündigt hat, müssen alle Menschen sündigen. Aber — und hierin liegt eine bedenkliche Abschwächung des Sündenbegriffs, welcher auch die Lehre von der Erlösung des Menschen nachteilig beeinflussen mußte — nicht alle Früchte, welche an dem „verbotenen Baume" wachsen, sind in gleicher Weise giftig und totbringend. Die üble Wirkung mancher Früchte ist zeitlich beschränkt und vorübergehend. Berthold unterscheidet mit seinen Zeitgenossen tegelîche d. h. alltägliche und tœtlîche d. h. Tod-Sünden. Die täglichen Sünden bringen, selbst wenn sie in großer Zahl vorhanden sind, noch keinen Menschen in die Hölle. Die nicht seelengefährliche Qualität derselben kann durch keine Quantität seelengefährlich gemacht werden. Darum antwortete Bruder Berthold auf den Einwurf: „Kann nicht ein Mensch von den kleinen Sünden also viel auf sich

*) Topf zum Kochen oder Einmachen.

laden, daß ein großer Haufen daraus wird?" ganz einfach dies: „Das gilt bloß von den Steinen; bei anderen Dingen trifft es nicht zu. Denn wenn auch ein einzelner Mensch alle die täglichen Sünden der ganzen Welt begangen hätte, so käme er doch deshalb noch nicht in die Hölle. Im Fegefeuer würde ihm freilich ein unsägliches Weh zu teil. Aber seine Marter im Fegefeuer nimmt ein Ende, und er hat gewisse Aussicht auf das Himmelreich. Darum ist ein Unterschied zwischen tötlichen und täglichen Sünden wie zwischen Himmelreich und Hölle. Anders eine tötliche Sünde; wer nur die geringste derselben, welche jemals in der Welt geschah, wissentlich auf sich geladen hat und ohne Reue von hinnen fährt, der muß solange in der Hölle sein, als Gott in dem Himmel ist. Wenn jemand tausend Fuder Stroh und Hopfen auf einen See würfe oder tausend Fuder Holz, so schwimmt es und liegt auf der Oberfläche. So thun auch die kleinen Sünden; die heben sich empor, daß sie dich nicht versenken in das ewige Feuer. Und andrerseits, wie klein auch ein Steinchen sein möge, so sinkt es doch alsbald an den Grund, wie tief es auch sein möge. Also thut die Todsünde; wie klein sie auch sein mag, so senket sie dich in die Hölle, wenn du nicht in Reue erfunden wirst[45])."

Diese Unterscheidung verschiedener Kategorien der Sünde, welche Bruder Berthold häufig und mit liebevoller Breite darlegte[46]), scheint uns nicht unbedenklich zu sein. Die Bibel kennt keine Sünden, welche nicht zum Tode führen, sondern sie sagt ohne jede Einschränkung: „Der Tod ist der Sünde Sold[47])."

Bertholds Lehre von der Sünde entsprach auch durchaus nicht der Auffassung der herrschenden Theologie. Der bedeutendste und einflußreichste Kirchenlehrer des Mittelalters war Anselm von Canterbury († 1109), welcher in seinem Buche „Warum (wurde) Gott Mensch?"[48]) eine neue Rechtfertigungslehre darlegte, deren Voraussetzungen auf einer wesentlich anderen Wertung der Sünde ruhten. Denn auf die Frage, warum der Mensch nicht selbst für seine Sünde Genugthuung leisten könne, antwortete er: „Du hast noch nicht erkannt, welches Gewicht die Sünde hat. Die ganze Welt wiegt den kleinsten Ungehorsam gegen Gott nicht auf[49])!" Das stimmt

wenig mit Bertholds Worten, nach welchen die einzelnen Sünden in ihrem spezifischen Gewicht so verschieden von einander sind, daß aus dem graduellen Unterschied ein prinzipieller wird. Lösen läßt sich dieser Widerspruch nicht, er läßt sich kaum erklären, aber auch nicht hier, sondern erst bei der Lehre von der Erlösung des Menschen. Hier genüge die Bemerkung, daß die Unterscheidung zwischen täglichen und tötlichen Sünden wohl hauptsächlich aus pädagogischen Rücksichten gemacht wurde: man konnte dem Leichtsinn und der Verzagtheit des Menschen hiermit in gleicher Weise wehren. Den Leichtfertigen warnte man vor den tötlichen Sünden, und den Verzagten richtete man auf, indem man von täglichen Sünden redete, welche keinen ewigen Schaden bringen, möge ihrer auch „so viel sein als Staub in der Sonne“ [50]).

Sehr berechtigt war freilich die Bitte: „Bruder Berthold, nun wüßte ich gerne, welches tägliche und welches tötliche Sünden wären!“ Darauf antwortete Berthold: „Wer viel schläft, das ist eine tägliche Sünde, und wer mit Geiz isset, so ihn der Hunger übel plagt, wer einem Armen nicht giebt — das ist eine tägliche Sünde. Nun, mit alledem kann niemand zu Ende kommen, ihrer ist zu viel. Die tötlichen könnte ich vielleicht in fünf Predigten nicht sagen [51])!“ Auf die weitere Frage: „Bruder Berthold, wenn ich tötliche Sünde thue und weiß es nicht, daß es tötliche Sünde ist, fahre ich dann aus Unwissenheit in die Hölle?“, entgegnet er ganz einfach: „Ja! es sind schon manche Zehntausend Seelen unwissend in die Hölle gefahren.“ „Bruder Berthold, da weiß ich nicht, was Todsünde sei!“ — „Sieh', so habe den Schaden davon! Deshalb sollt ihr gar gerne zur Predigt gehen und zur Messe und, wo man Gott dienet. So höret ihr heute eins, morgen eins und höret jedesmal etwas, was euch nützlich und gut wäre an Leib und Seele [52]).“

Bemerkenswert scheint uns hier der Widerspruch, welcher zwischen der wissenschaftlichen Theologie und der dem Volke dargebrachten Lehre bestand. Das Volk liebt nicht prinzipielle Auseinandersetzungen; es will Anweisungen haben, nach welchen es handeln kann. Nach Anselms Satisfaktionslehre handelte ausschließlich Gott in der Erlösung, Berthold eröffnete dem Volke ein weites Gebiet sittlich-

religiöser Thätigkeit, indem er behauptete, daß man die tötlichen Sünden vermeiden könne[53]).

Die Bekehrung des Menschen: Reue und Buße.

„Die höchste Weisheit ist die, daß man seine Seele bewahre; das ist die allerbeste Weisheit, welche es jemals gab oder noch immer giebt oder geben kann. Und daran haben die Heiligen ihre Kunst und ihre Weisheit gewendet, wie man die Seele bewahren soll[54]).“ „Es verstehen sich etliche Meister auf die Sterne, so verstehen sich etliche auf die Wurzeln der Pflanzen, welche Kraft sie haben für den Samen und für das Kraut und für den würzigen Geschmack und für andere Kräfte. So verstehen sich noch andere auf die Kraft der Edelsteine und auf ihre Farben. So verstehen die einen dies, die andern das. Es möge nun aber diese Kunst sein oder jene, auf welche sie sich in der Welt verstehen, verstehen sie sich nicht auf die Kunst, mit welcher man die Seele bewahren kann, so sind sie eitel Thoren und äffen ihre Seele[55]).“ Die Bekehrung und Rettung einer Seele ist ein so wichtiges Ding, daß es überhaupt nicht das Werk des Menschen sondern das größte Wunder Gottes ist. Denn „Gott ist wunderlich an seinen Heiligen“ (Psalm 67, 36) versteht Berthold von Regensburg wohl nicht mit Unrecht so: „Aller Wunder größestes, welche Gott je gewunderte, ist das Wunder, wenn Gott einen Menschen bekehrt[56]).“ Dieses Wunder steht nicht hinter dem Wunder der Weltschöpfung zurück[57]), denn die Bekehrung eines Sünders verursacht Gott die größeste Freude. Weil aber der Mensch einen freien Willen empfangen hat, so geschieht seine Bekehrung niemals ohne seine innere Beteiligung. Reue und Buße sind der Weg, auf welchem der Mensch seinerseits der von Gott fertig gestellten Erlösung entgegengehen muß.

Hierin muß man dem Beispiele der Gibeoniten[58]) folgen: „Ihr sollt nehmen alte Schuhe. Das ist der alte Christenglaube, der seit Anfang der Welt gewährt hat. Zum Anderen sollt ihr haben alte Schläuche, wie solche die Gibeoniten hatten. Diese hatten alte Schläuche genommen, die waren so schlecht, daß sie keinen Tropfen in sich behielten. Das heißt: ihr sollt wahre Reue haben alle, die ihr

gegen den allmächtigen Gott gesündigt habt im heiligen Lande mit Hauptsünden, wenn anders ihr genesen wollet am jüngsten Tage vor unserm Herrn Jesu Christo und vor seinen zwölf Scharen, welche im Zorn kommen am jüngsten Tage mit ihren scharfen Schwertern. Zum dritten Male sollt ihr auch gleich thun den Gibeoniten: ihr sollt nehmen alte Lumpen und Gewänder, das heißt für euch: daß ihr aufrichtig beichten sollt alle eure Sünden, denn jenen war überall die Haut sichtbar, so schlecht war das Gewand, welches an hatten die von Gibeon [59]."

Weil die Sünde dreifach ist, muß auch die Buße dreifach sein. Mit dem Herzen sündigt man in Gedanken, mit dem Munde sündigt man in Worten und mit dem Leibe in Thaten. Deshalb muß die Buße zunächst eine tiefe Reue im Herzen wirken, der Mund muß sodann aufrichtig beichten, und der Leib endlich muß gute Werke verrichten [60].

Die wahre Buße ist ein Mittel, mit welchem man alles erreichen kann. Die Buße richtet mehr aus als alle Heiligen, Propheten und Märtyrer zusammengenommen, denn sie alle vermögen nicht einen Sünder, welcher nach der Taufe Gottes Gnade durch tötliche Sünden verloren hat, ohne Buße zu retten [61]. So oft daher Berthold seinen Zuhörern im Blick auf gewisse Sünden die Hölle drohend vor Augen stellt, bemerkt er doch fast jedesmal: Buße und Beichte nehmen wir allezeit aus [62].

„Wer nach der Taufe eine tötliche Sünde thut, der kann niemals ohne große Arbeit in den Himmel kommen" [63]), dieses Wort des heiligen Gregor eignet Berthold sich durchweg an. Darum ermahnt er öfters, kein Mensch solle seine Reue und Buße aufschieben, sondern jeder möge fleißig Gott bitten, daß er seine Gnade dazu gebe. Niemand soll sich auf das Beispiel des Apostels Paulus oder des Schächers am Kreuz berufen, welche auf außerordentliche Weise und in allerletzter Stunde von Gott bekehrt wurden. Gott will keinen Menschen bekehren, er bitte ihn denn darum [64]. Darum sind solche, welche ihre Reue bis an das Ende aufsparen, gar seltene Gäste im Himmelreich; denn der heilige Geist ruft alle Tage: „Bekehret euch heute!", und nur der Teufel ruft dagegen: „Warte bis morgen!" Wenn aber dann das „Morgen" kommt, so

ruft er abermals: „Morgen!“ u. s. w., bis es kein „Morgen“ mehr giebt[65]). Wer aber sein Glück in der Sünde sucht, ist noch fern vom Reiche Gottes[66]). Nur durch offenes Lossagen in Reue und Buße überwindet man die Sünde, wenn auch ihre Zahl Legion ist. „Du sollst thun wie die Dreihundert (Begleiter Gideons im Kampf wider die Midianiter)[67]), welche sich nicht zu tief neigten in das Wasser, als sie tranken: sie erhoben sich und gossen das Wasser mit der Hand in den Mund. Du hast dich gar zu tief geneiget in die Sünde, in die unrechte Liebe und bist auch gar verzagt durch unrechte Furcht. Deshalb mußt du thun wie die Dreihundert: diese nahmen Licht in ihre Krüge und setzten Posaunen an den Mund und bliesen in dieselben und schlugen die Krüge aneinander. Als das die Feinde hörten und die Lichte aus den Krügen leuchten sahen, da flohen sie: wie wenig auch jener und wieviel auch der Feinde war, so wagten sie es doch nicht, ihnen entgegenzutreten. Du sollst wahre Reue gewinnen über alle deine Sünde und sollst aufrichtig beichten und mit großer Andacht Gott um seine Gnade bitten, daß er sich über dich erbarme. Das sind die Posaunen. So ist dies die Buße, daß du die Krüge aneinander schlagen sollst. Der Krug ist dein Leib: den sollst du schlagen mit Kasteiungen, mit Reue und mit Buße und mit allen guten Werken, womit man die Sünde büßet: mit Fasten, mit Beten, mit Almosen, mit Vigilien, mit allen guten Dingen: so wird die heilige Seele (die ist das Licht) aus dem Kruge hervorleuchten. Wenn das die Teufel sehen, so fliehen sie auf ihrem Wege und kommen nimmer wieder, dir zu schaden[68]).“

Der Glaube und die Werke.

Dem christlichen Mittelalter den Glauben abzustreiten, wäre ebenso thöricht als der Kirche der Reformation die guten Werke abzusprechen. Die Reformation hat nur diese beiden Stücke, deren Grenze bisweilen so fließend ist, daß man von glaubensvollen Werken und von werkthätigem Glauben sprechen kann, wieder in das rechte Gleichgewicht gebracht. Denn als sich die Christenheit an äußeren Werken innerlich tot gearbeitet hatte, gab Gott ihr durch die Erweckung des Glaubens abermals „eine lebendige Seele“[69]).

Daß ein Werk ohne Glauben wertlos sei, verkündigte auch Berthold von Regensburg vor tausendköpfiger Menge: „Denn alles, was der Mensch thut, gefällt Gott nicht ohne den rechten Christenglauben. Faste soviel wie Elia und erdulde so viele Leidenstage wie der gute Hiob und sei geduldig wie Hiob und thue alles, was du verstehst und kannst: Dir giebt Gott kein Himmelreich, denn das gefällt Gott alles nicht ohne den Christenglauben. Gute Werke ohne den Glauben sind vor Gott tot, und guter*) Glaube ohne Werke ist vor Gott ebenso[70].“ An diesen Worten würde D. Martin Luther nichts auszusetzen haben. Doch nahm der Glaube bei den Theologen und Predigern nicht immer einen so hohen evangelischen Flug. Als die grundlegende Regel des christlichen Lebens verkündigt Berthold unermüdlich immer aufs Neue: „Thue wenig Böses und viel Gutes[71].“ Wie man das aber könne, wird weder gefragt noch gesagt, denn es ist eben die Voraussetzung, daß man es könne. In der Todesstunde findet nicht eine Annahme des gläubigen Christen aus Gnaden, sondern eine Abrechnung zwischen seinen guten und bösen Werken statt. „Denn so wenig die Teufel es vergessen, daß sie alle die Sünden darbringen und auch die kleinsten Missethaten, die du je begingst, so wenig vergessen es auch die Engel, daß sie die kleinsten Gutthaten darbringen, welche du je vollbrachtest mit Almosengeben, mit Gebeten, mit Fasten, mit allen guten Dingen: davon vergessen die Engel Gottes nicht ein Haar und legen es auf die Wage. Und darum sollst du des Guten viel und des Bösen wenig thun. Wenn du dann siehst, daß der Haufen der Gutthaten groß ist, so gewinnest du Freude; so ist dann deine Hoffnung größer als dein Zweifel.“

So tröstet der römische Christ sich in der Sterbestunde nicht mit dem Aufblick zum Heiland sondern, indem er seine Übelthaten von den Gutthaten subtrahirt, macht er sich selbst aus dem moralischen Saldo eine Himmelsleiter. Er gleichet darin dem Münchhausen, welcher sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen bemühte. Im Glauben allein konnte man eben deshalb keinen ausreichenden

*) D. h. richtiger Glaube.

Trost finden, weil er nicht ein Erfassen der göttlichen Gnade in Christo Jesu, sondern ein Annehmen des kirchlich fixirten Glaubens war. Diesem Glauben fehlten die Flügel, welche den Menschen zur Sonnenhöhe Gottes tragen. Man warnte ausdrücklich vor allzu hohem Fluge[72]), denn man befürchtete das Schicksal des Ikarus. Der Kirchenglaube war eben auch nur eine künstliche Flugmaschine, dessen Flügel aus einzelnen Federn mühsam zusammengesetzt waren. Die Bienenkörbe der Konzilien hatten in jahrhundertelangem Fleiß das nötige Wachs dazu geliefert.

Außerdem ist zu beachten, was Berthold mehrfach ausführt, daß nämlich alle guten Werke dem Menschen nicht helfen, wenn er nicht zuvor die Sünde abgelegt hat. Der Geizige kann alle Tage ein Kloster stiften oder ein Spital, so hilft es ihm gar nichts, wenn er nicht vorher seinen Geiz ablegt und alle von ihm Übervorteilten entschädigt hat[73]). Was hier vom Geiz gesagt ist, gilt auch von andren Sünden. Wie aber kann ein Mensch alle seine Sünden ablegen? Hier führt der römische Heilsweg nicht ans Ziel. Das war auch einem Berthold von Regensburg klar, und er sprach es offen aus: „Die reinen Christenmenschen können wohl auf Erden alle Tage Lohn verdienen, und sind doch des Himmelreichs nicht sicher[74])!“ Die Folgerung aber: also hinweg mit der Verdienstlichkeit der eigenen Werke, welche doch keine Garantie leisten können, rein ab und Christo an, welcher ein ewig gültiger Bürge ist! — zog man nicht. Wir wollen dem werkthätigen Glauben des Mittelalters nicht die Liebe absprechen; aber die Hoffnung fehlte als dritte im Bunde.

Die Erlösung des Menschen (Christus).

Neben der selbst erlösenden Werkthätigkeit des Menschen weiß Berthold auch von einer Erlösung zu reden, welche man von Gott umsonst erhält. „Nicht einen einigen Helbeling soll man dafür geben oder nehmen[75]).“ Jesus ist der zweite Adam. Denn es gab keinen anderen Rat: ein Mensch mußte die Schuld büßen, welcher so rein und tugendhaft und edel und vollkommen war wie Adam, ehe denn er die Sünde beging. Und deshalb mußte Gott die Menschheit an sich nehmen, daß er uns erlöste von dem ewigen

Siechtum dem Vater zu hohen Ehren und den Menschen zu Glück und Heil [76].

In diesen Worten begegnet sich Berthold von Regensburg mit Anselm von Canterbury [77]. Aber es war dem englischen Bischof mit dieser Lehre mehr Ernst als dem deutschen Predigermönch, weil er das Wesen der Sünde tiefer und gründlicher erfaßte. Während nach Anselm die verletzte Ehre Gottes ausschließlich durch Christus wiederhergestellt wird, muß Christus sich bei Berthold mit andern Heiligen in das Werk der Erlösung teilen. Berthold weiß freilich auch, daß es den Menschen erst möglich geworden ist, in den Himmel zu kommen, seitdem Jesus Christus auf die Erde gekommen ist. Denn alle Angehörigen des alten Bundes mußten auf ihn warten. Und „wieviel sie auch gebetet und geklagt und gerufen und geweint haben in den 5201 Jahren [78], es half alles nichts, bis Ein Mensch geboren wurde. Dieser half mit den anderen Gott bitten mit ganzer Treue und mit ganzem Ernste und mahnte Gott mit großen Tugenden. Denn derselbe Mensch war so tugendreich, so keusch und rein und vollkommen an allen Tugenden und allen guten Dingen, daß Gott ihn eher erhörte als alle die, welche ihn jemals in den 5000 Jahren angerufen hatten [79]." So kam Christus, um auf Erden Frieden zu stiften [80].

Vor allem aber ist er das höchste Vorbild im sittlichen Leben, und wer ihm nur in einer einzigen Tugend z. B. der Demut oder der Enthaltsamkeit gleich wäre, würde damit schon ein „Oberländer" d. h. ein Himmelsbürger werden [81].

Die Wertung Jesu Christi als des moralischen Vorbildes ist richtig und wichtig, aber nicht ohne Gefahr für die Religiosität, sobald man Jesu einzigartige Stellung vergißt und seinen Abstand von den Menschen unterschätzt. Berthold hat diese Klippe nicht immer vermieden. Er stellt Jesus Christus bisweilen in eine Linie mit heiligen Menschen z. B. Maria, Skt. Ulrich, Skt. Martin oder Skt. Nikolaus [82]. Ein Vorbild ist gut, aber es nützt nur insoweit, als man es erreichen kann, und ein bloßes Vorbild deckt noch nicht den moralischen Rückstand oder Fehlbetrag, sondern macht ihn nur erst recht offenbar. In rein religiösem Sinne redet Berthold nur

selten von Christus[83]), und alsdann sind es gewöhnlich liturgische Formeln, z. B. am Schluß seiner Predigten. Sein Verkehr mit dem Heiland vollzieht sich nach den Regeln des kirchlichen Lebens, und das Erlösungswerk ist für ihn in die sieben Sakramente der Kirche eingekapselt[84]).

Maria und die Heiligen.

Wir sind gern bereit, der Heiligenverehrung in der römischen Kirche einen gewissen pädagogischen Wert beizumessen, insofern die gläubigen Christen in der streitenden Kirche vieles von denen lernen können, welche schon in die triumphirende Kirche eingegangen sind. Wo aber die Verehrung sich zur Anbetung steigert, wo den Heiligen Einfluß oder auch nur Beteiligung am Werke der Erlösung zugeschrieben wird, befindet man sich in Widerspruch mit den Lehren des Evangeliums.

Es ist bezeichnend genug, daß Berthold von Maria in ganz denselben Worten reden konnte wie von Jesus selbst. Was von diesem gilt, daß nämlich seine Fürbitte mehr gegolten habe als diejenige aller Menschen in den 5000 Jahren vor seiner Geburt, das gilt auch in gleicher Weise von Maria. „Deshalb sollen wir sie jetzt gar fleißiglich anrufen in aller unserer Not, in welcher wir Gottes Gnade verloren haben, daß sie uns dieselbe wiedergewinne. Denn alles, um was sie Gott bittet, das wird ihr heute noch ebenso völlig und gerne gewährt als am ersten Tage. Für diese Gnade sollen wir aber Gott viel und sonderlich danken, daß er uns die reine Magd, die so tugendhaft war und ist, zu einer Versöhnerin gegeben hat"[85]). Sie ist die Versöhnerin aller Christenleute[86]).

In dem zarten Geheimnis der jungfräulichen Geburt Jesu fand besonders die mystische Laienfrömmigkeit eine nie versiegende Quelle anbetungswürdiger Gottesthaten, und die wissenschaftliche Theologie unterstützte dieses Interesse der Laien durch lehrhafte Begründung. So trat die Jungfrau Maria bald nicht mehr als „Magd des Herrn"[87]) sondern als Herrin, Gebieterin und Königin des Himmels auf. Daß sie von Gott geschaffen sei, konnte man

nicht leugnen, aber unter allem Großen und Herrlichen, was Gott geschaffen hat, galt sie als das Größeste und Herrlichste. Während nämlich Gott alle seine Werke „sehr gut" schuf[88]), so hat er doch die Maria noch besser geschaffen.

Einer der größten Lobredner Marias war Petrus Damiani[89]), dessen Begeisterung bisweilen die Schranken des Geschmacks und religiösen Taktes überschritt. Nach ihm hat Gott sich selber ein goldenes Ruheplätzchen geweiht, auf welches er sich nach dem Aufruhr unter den Engeln und Menschen zurückzieht (!): Denn als die Menschen gesündigt hatten, schwieg Gott dazu und übersah die angerichtete Verwirrung, als aber endlich Maria geboren war und im mannbaren Alter herrliche Glorie anzog, lockte sie Gott an sich und zog seine Augen auf sich (!). Sie sehen und in heftiger Liebe zu ihr entbrennen ist bei dem heftigen Liebhaber*) eins, und er singt das ganze Brautlied**) zu ihrem Lobe, in welchem der Bräutigam die aufrichtigste Liebe kund giebt und seine Gefühle nicht länger verbergen kann. Sodann beruft Gott eine Versammlung der Himmlischen und faßt, indem er sich mit den Engeln unterredet, einen Entschluß über die Wiedereinsetzung der Engel, die Erlösung der Menschen, die Erneuerung der Elemente und endlich — indem die Himmlischen vor Freude staunen und sich verwundern — über die Art der Erlösung. In diesem Augenblick kommt aus dem göttlichen Schatze (?) der Name „Maria" zum Vorschein, und es wird beschlossen, alles Beschlossene durch sie und in ihr und von ihr und mit ihr zu vollbringen, damit ebenso wie ohne Gott nichts geschaffen ist, so jetzt ohne Maria nichts wieder hergestellt werde[90]). Hierauf wird dem Erzengel Gabriel ein Schreiben übergeben, welches den Gruß der Maria, die Fleischwerdung des Erlösers, die Art der Erlösung, die Fülle der Gnade, die Größe des Ruhms und die Menge der Freude enthält***).

---

*) Gemeint ist Gott.

**) Das Hohelied.

***) Man wird schwerlich behaupten können, daß Damiani, ganz abgesehn vom religiösen Inhalt, welchen er gänzlich verschob, auch nur die Form der Darstellung poesievoller umgestaltet habe.

So konnte Damiani auch endlich zur Jungfrau sprechen: „Dir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden![91]) Dir ist nichts unmöglich, denn du kannst den Hoffnungslosen wieder Hoffnung auf Seligkeit verleihen. Denn wie sollte jene Macht, welche von deinem Fleische ihren Ursprung nahm*), deiner Machtvollkommenheit im Wege stehen können? Denn du trittst vor jenen goldenen Altar der menschlichen Versöhnung nicht als eine Bittende, sondern als eine Befehlende, als Herrin, nicht als Magd." So ist denn Maria „vergottet"[92]).

Man muß ihr opfern wie Gotte selbst. Darum sagt Berthold: „Unser Herr ist der König und unsere Herrin (frouwe) ist die Königin, und sie sind am jüngsten Tage beide zusammen. Und darum wäre es gar unbillig, wenn ihr dem Könige opfert und der Königin nicht. Und daher soll man auch der Königin alle Tage drei Opfer bringen"[93]). Diese Opfer bestehen in Fasten am Sonnabend, im Kniebeugen bei Anhörung des Namens der Maria, im Beten des Ave Maria u. s. w.

Fast möchte man befürchten, die Menschen seien der heiligen Jungfrau entfremdet und zu gering, als daß sie ihnen noch einige Beachtung schenken werde. Darum fragt Petrus Damiani: „Vergissest du, die du vergottet bist, deshalb unserer Menschlichkeit?", und er antwortet selbst voll Zuversicht: „Keineswegs, Herrin!"

Selbst Bernhard von Clairvaux forderte dazu auf, daß man Maria von ganzem Herzen und von allen Kräften verehren solle, denn dies sei der Wille dessen, der uns gänzlich durch sie haben wollte[94]). So ist Maria die Mittlerin zwischen Gott und der sündigen Menschheit. Denn der Sünder macht es noch heute ebenso wie Adam am Anfang: er fürchtet sich vor Gott dem Vater und erschrickt schon, wenn er nur seine Stimme hört. Darum hat Gott zunächst Jesum als Mittler gegeben. „Aber", so fährt Bernhard in seiner Predigt am Geburtstage der Maria fort, „vielleicht fürchtest du auch noch an diesem die göttliche Majestät; denn, wenn er auch Mensch geworden ist, so ist er dennoch Gott geblieben. Willst du

*) Gemeint ist Christus!

einen Anwalt auch ihm gegenüber? Dann nimm deine Zuflucht zu Maria! Denn in Maria ist die Menschheit rein, rein nicht bloß von aller Befleckung sondern rein auch durch die Einzigkeit ihrer Natur. Ich sage es ohne Bedenken und Zweifel: Sie wird erhört gemäß der Ehrfurcht, welche ihr zukommt; denn der Sohn wird die Mutter erhören, und der Vater wird den Sohn erhören."

So weit konnten sich die besten und frömmsten Theologen des Mittelalters verirren. Die Mystik, welche sich mittels der Anschauung über die geschichtlichen Grundlagen der christlichen Religion erhebt, trug nicht am wenigsten Schuld daran, daß die Theologie fast zur Marialogie wurde.

Das Jenseits.

Das Jenseits stellte man sich im Mittelalter nicht ohne stark sinnliche Beimischungen vor. Berthold von Regensburg verstand es meisterhaft, seinen Zuhörern Himmel, Hölle und Fegefeuer drastisch vor Augen zu stellen.

Das Fegefeuer ist der notwendige Durchgangspunkt für alle Menschen. Die zeitliche Dauer des Aufenthaltes in demselben berechnet sich aus der Differenz zwischen den Gutthaten und den Übelthaten des Sünders im Augenblick seines Todes[95]). Der Zweck des Fegefeuers ist, die Seele zu reinigen, wie man das Metall von den Schlacken in Feuersglut sondert. Die auf Erden Hinterbliebenen können aber den im Fegefeuer Qual Leidenden die Zeit abkürzen durch zwölffaches Almosengeben. Das Geringste unter diesen zwölf ist, daß man Licht und Wachs in der Kirche brennen läßt; das größte und wirksamste ist, daß man eine Messe halten läßt. Durch letztere kann man die Zeit der Qual sehr erheblich verringern, z. B. 10 Jahre auf 6 Wochen[96]). Darum ermahnte man die Witwen, sie möchten ihren verstorbenen Männern die Wohlthat der Seelenmesse nicht vorenthalten. Denn die Qualen im Fegefeuer sind größer als diejenigen eines Menschen, welcher am Galgen hängt. Darum sollte jeder täglich seiner Freunde im Jenseits gedenken. „O weh! könnten sie, die in dem Fegefeuer sind, nur Einen herniedersenden; nun seht, der

wäre so jämmerlich und so gräulich, ihr möchtet blutige Zähren weinen, so ihr den großen Jammer an ihm sähet[97])."

Die Qualen der Verdammten in der Hölle sind aber noch weit schlimmer. Berthold von Regensburg erinnert dafür an ein Wort des heiligen Augustin: „So heiß unser Feuer ist im Vergleich mit einem gemalten Feuer, so heiß ist das Feuer, in welchem die Seelen brennen im Vergleich mit unserm Feuer[98])." Für die einzelnen Sünden giebt es in der Hölle besondere Abteilungen[99]): Die Mörder sammeln sich um Kain, die Ehebrecher um Lamech und Sella, die Räuber um Nimrod, die Spötter um Ham, die Zauberer um König Saul, die falschen Ratgeber um Achitophel, die Geizigen um Judas u. s. w. Während alle anderen sich in einem mehr gleichbleibenden Zustande befinden, nimmt die Qual der Geizigen in der Hölle beständig zu. Die größten Qualen aber erleidet der Teufel selbst. „Welche oben in der Hölle sind, denen ist so weh, daß diese ganze Welt die Not nicht erzählen könnte bis an den jüngsten Tag. Denjenigen aber, welche tiefer sind, ist noch 100000 mal schlechter zu Mute: Denn je tiefer die Hölle, desto heißer das Feuer. Darum hat Luzifer den allerschlimmsten Platz in der Hölle, denn er ist ganz am Grunde der Hölle[100])."

Im Himmel aber bereitet der Heiland den Seinen ein Mahl mit achterlei Speise, mit welcher alle Speisen dieser Welt nicht zu vergleichen sind. Denn jene Speisen haben wunderbare Kräfte: Jugend ohne Alter, Wunsches Gewalt, Freude ohne Trauer, Reichtum ohne Armut, Leben ohne Tod, Gesundheit ohne Krankheit, Liebe ohne Haß, Schönheit ohne Häßlichkeit[101]). Der Himmel ist unendlich. Denn so viel diese Welt weiter und größer ist als eine einzige Nadelspitze, so viel weiter und größer ist der Himmel als diese ganze Welt[102]). Schön, weil religiös gedacht, ist endlich auch, was Berthold von der ewigen Jugendfrische der Himmelsbewohner sagt: „Wenn einer unter uns hundert Jahre alt würde, so wäre er für die Leute häßlich anzusehen infolge von Verunstaltungen und Gebresten, welche das Alter ihm auferlegt hat. Wenn man aber die Engel malt, so sehet ihr wohl, daß man sie nicht anders malet als wie ein Kind von 5 Jahren, so jugendlich, oder von 6 Jahren,

denn **alle, welche Gott sehen, werden niemals älter,** welche im Himmelreich schauen seine Freuden und seine Ehren[103])." Alles Altern ist ein Vorzeichen des Todes, darum muß das ewige Leben ewige Jugend sein.

Die Ketzer.

Wesen und Entstehung der Sekten.

Der religiöse und nicht minder der sittliche Tiefstand der Kirche und ihrer berufenen Vertreter erweckte in manchen ernster gerichteten Kreisen Unwillen und Unzufriedenheit. Man übertrug die Mängel, welche an einzelnen Personen besonders sichtbar und anstößig waren, auf die Kirche im Allgemeinen[104]) und trug alsbald kein Bedenken mehr, sich öffentlich oder heimlich von derselben loszusagen. Hierdurch entstanden religiöse Gemeinschaften, welche der Kirche entfremdet waren. Der Versuch der Kirche, diese Kreise mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen oder zu unterdrücken, mußte mit Notwendigkeit dazu führen, daß die Sekten der Kirche feindselig gegenübertraten.

In der Regel kann man an den Sekten die Fehler der Großkirche erkennen wie am Siegelabdruck die Eingravierungen des Petschaftes. **Das Basrelief der kirchlichen Gebrechen und Mängel wird durch einseitige Reaktion zum Hochrelief der sektirerischen Propaganda.** Die Stärke der Sekten beruht darin, daß sie mit kluger Taktik stets die schwächsten Positionen der Kirche angreifen, aber im Siegestaumel vergessen sie oft, daß die Großkirche noch über die schweren Geschütze der Organisation und der Tradition verfügt, und — fallen denselben zum Opfer.

Ein kirchlicher Schriftsteller — sein Pseudonym ist frater Rainerius[105]), — welcher einst selbst siebenzehn Jahre lang zu der Sekte der Katharer[106]) gehört hatte, dann aber sich von derselben lossagte, um Dominikaner und endlich gar Inquisitor zu werden, schrieb ein umfangreiches Werk, in welchem er das Wesen und die Entstehungsursachen der Ketzerparteien darstellte. Er führte sechs Gründe für die Entstehung derselben an.

Zunächst bezeichnet er die thörichte Ruhmsucht als eine Triebfeder der Unzufriedenen. Man merkt sogleich, daß diese Beurteilung von streng kirchlichem und folglich parteiischem Standpunkte aus abgegeben wird. Der Hochmut ist freilich zu allen Zeiten eine begleitende Erscheinung der sektirerischen Bildungen gewesen, weil die verächtliche Abscheu gegen die Großkirche leicht zu satter Selbstgerechtigkeit wird, aber nicht jedes Auflehnen gegen eine Autorität ist darum schon in seinen Anfängen eine Selbstüberhebung, denn man muß dabei doch auch die Beschaffenheit der betreffenden Autorität mit in Rechnung stellen. Überdies waren bei der damaligen Sachlage Ehrgeiz und Ruhmsucht jedenfalls innerhalb der Kirche leichter zu befriedigen als außerhalb derselben: denn die Kirche hatte die Macht, und wer sich gegen dieselbe empörte, mußte auf Leiden und Verfolgungen gefaßt sein.

Ein zweiter Grund zur Sektenbildung war der Umstand, daß alle Mitglieder jener religiösen Kreise, Männer und Frauen, Große und Kleine, bei Tag und Nacht nicht aufhörten zu lehren und zu lernen. Hier ist der Fehler der Großkirche mit Händen zu greifen. Sie hatte die lehrhafte Förderung der religiösen Erkenntnis im Volk allzulange schon und allzusehr vernachlässigt, darum war es kein Wunder, daß die Sekten, welche dem längst allgemein empfundenen Lernbedürfnis entgegenkamen, von allen Menschenklassen und zu allen Tageszeiten großen Zulauf hatten. Als Beispiel von dem großen Eifer, mit welchem die Ketzer um die Ausbreitung ihrer Glaubenslehren bemüht waren, erzählt Rainerius von einem Mann, welcher bei Nacht und zwar zur Winterszeit häufig durch einen Fluß [107]) geschwommen sei, um einen anderen, der noch im Kirchenglauben stand, zu bekehren. Dieser Eifer der sektirerischen Lehrer kontrastirte in der That auffällig mit dem bequemen Genußleben großer Priesterscharen in der römischen Kirche und ließ einen heiligen Ernst erkennen, welcher die Kraft der Überzeugung in sich trug.

Als dritten Grund führt Rainerius an, daß die Ketzer das Alte und das Neue Testament in die Volkssprache übersetzten [108]) und hiernach lehrten und lernten. Auch hiermit kamen sie einem längst schmerzlich empfundenen Bedürfnis entgegen, denn bisher war den

Laien immer nur Weniges aus der Bibel mitgeteilt, und zwar dies noch in einer Form, welche ihnen unverständlich war. Rainerius berichtet, daß er selbst einen Bauern kennen gelernt habe, welcher das ganze Buch Hiob Wort für Wort hersagen konnte, und noch andere, welche sogar das ganze Neue Testament auswendig wußten. Man fing frühzeitig mit dem Lernen an. Schon den Kindern prägte man die Evangelien und Abschnitte aus den apostolischen Briefen ein. Eine derartige Kenntnis der heiligen Schrift war jedenfalls nicht ganz unberechtigter Weise ein Gegenstand des sektirerischen Stolzes im Blick auf die religiöse Unwissenheit in der Großkirche.

Ein vierter Grund war das Ärgernis, welches viele Vertreter der Kirche durch ihren Lebenswandel gaben. Man sagte im Blick auf solche Unwürdige: Die Apostel lebten anders und auch wir, die wir den Aposteln nacheifern. Die extreme Reaktion gegen die sittlichen Laxheiten in der Kirche führte freilich zu mancherlei asketischen Überspanntheiten. Man beschränkte sich nicht allein auf das Notwendige, sondern forderte bisweilen eine übermäßige Enthaltsamkeit: nämlich Ehelosigkeit, Armut und Enthaltung von aller animalischen Nahrung, verbunden mit strengem Fasten. Hierdurch glaubte man schon bei Lebzeiten auf Erden ein höheres Wesen zu werden und beim Tode sofort in den Himmel einzugehn. Die eigentlichen Katharer, welche sich die „Gläubigen" im Gegensatz zu dem weiteren Kreise der „Freunde" nannten, waren durch das consolamentum, die „Tröstung" oder Geistestaufe, aufs Engste mit einander verbunden. Ihre Pflichten waren aber so zahlreich und standen so sehr mit allen, auch berechtigten Lebensbedürfnissen im Widerspruch, daß die große Menge es vorzog, zeitlebens als „Freunde" im loseren Verhältnis zur Sekte zu bleiben, um sich erst auf dem Sterbebette durch die „Tröstung" in den eigentlichen Verband aufnehmen zu lassen[109]. So war zwar der sittliche Ernst der Sekten unverkennbar, aber die Überspannung der Askese führte nicht zur Überwindung, sondern nur zu einer Karikatur der römischen Laxheit.

Der fünfte Grund lag in der mangelhaften Ausbildung der Geistlichen, welche zum teil unvollständigen oder verkehrten Unterricht erteilten, zum teil sogar trivole Auffassungen verbreiteten. Für der-

artige Ungehörigkeiten hatten die Ketzer einen objektiven Maßstab an der heiligen Schrift. Was nicht mit den Aussprüchen des Neuen Testamentes in Einklang zu bringen war, das hielten sie für wertlose Fabeln, welche gegen das wahre Wesen der Kirche stritten. Hierbei darf freilich nicht vergessen werden, daß der objektive Wert der heiligen Schrift bisweilen durch die stark subjektive oder zeitgeschichtlich bedingte Art der Auslegung verringert wurde.

Als sechsten Grund endlich nannte Rainerius den Mangel an Ehrerbietung gegenüber den Sakramenten der Kirche. Dieselben waren freilich in eine solche Fülle von Zeremonien eingekleidet, daß ihre eigentliche Bedeutung dadurch verdeckt wurde. Diejenigen, welche ein zu tiefes religiöses Bedürfnis hatten, als daß sie durch die Entfaltung einer äußeren Pracht befriedigt worden wären, sahen sich daher vielfach enttäuscht und verletzt, wenn sie vergeblich nach Sinn und Kern der Sakramente suchten. Im Gegensatz zur Veräußerlichung der Sakramente in der Großkirche ist es daher psychologisch sehr wohl begreiflich, daß die Ketzer die Sakramente überhaupt verwerfen.

Alle genannten Gründe nochmals zusammenfassend nennt Rainerius als das treibende Motiv der sektirerischen Bildungen den Haß gegen die Kirche. Dieser war sicherlich nicht gänzlich unverdient. Mögen immerhin Reminiscenzen aus früheren Jahrhunderten und Anknüpfungen an die Gedankengänge des altkirchlichen Gnostizismus und Manichäismus bei den Katharern[110]) und anderen Sekten vorliegen, wenn die sichtbare Welt nach Ursprung und Besitz einem bösen Gotte zugeschrieben wurde, so war doch die durch die kirchliche Hierarchie und die politische Herrschsucht der Päpste auf allen Lebensgebieten veranlaßte Mißwirtschaft mindestens indirekt mit dazu Veranlassung. Die römische Kirche hatte die Wertung der Welt dadurch in religiösen Mißkredit gebracht, daß sie bei innerlicher Überwindung von derselben äußerlich über sie herrschen wollte und herrschte.

So weisen fast alle einzelnen Anlässe zu Sektenbildungen direkt auf Fehler der römischen Kirche zurück. Der mangelhafte Religionsunterricht, die Vorenthaltung der heiligen Schrift, der unsittliche Lebenswandel der berufenen Kirchenmänner — das alles

rächte sich. Der Geist, welcher religiöse Befriedigung verlangte, ließ sich nicht dämpfen, und das sittliche Gewissen, welches sich über die Moral der Kirchendiener empörte, brach sich neue Bahnen.

Die innere Einrichtung und die äußere Ausbreitung der Sekten.

Über das äußere Auftreten der Ketzer berichtet Bruder Berthold einmal Folgendes[110]: Sie besuchen nicht die heiligen Orte. Sie gehen lieber auf die Weiler und Dörfer hinaus zu den Kindern, welche auf dem Felde die Gänse hüten, natürlich um Propaganda zu machen nach dem Prinzip: wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Einige gehen sogar im geistlichen Gewande einher und schwören bei keinem Dinge[111]: dabei kann man sie erkennen. Sie verändern ihre Lebensweise und ihren Glauben wie der Mond seine Gestalt. Daher tragen sie bisweilen Schwert und Messer, lange Haare, lange Gewänder und schwören Eide. Vormals hätten sie statt dessen eher den Tod erlitten, denn sie sprachen, Gott habe den Eid verboten.

Wie eifrig und findig die Ketzer bei der Ausbreitung ihres Glaubens waren, zeigte schon die Bemerkung, daß sie selbst auf das Land hinausgehen und die Kinder unterrichten. In den Städten machten sie es ähnlich. Berthold berichtet darüber in derselben Predigt[112], ein „nichtswürdiger" Ketzer habe die Irrlehren in Liederformen gebracht und solche Lieder die Kinder auf der Straße gelehrt, so daß desto mehr Leute den Ketzern zufielen. Dieses Mittel war ebenso unauffällig als wirksam, und Berthold konnte dagegen nur dringend den Wunsch aussprechen, daß von guten Meistern durch rechtgläubige Lieder jenen entgegengewirkt werde.

Die eigentliche missionarische Thätigkeit der Sekten aber wurde von Wanderpredigern ausgeübt, welche von einem Orte zum andern zogen, um „Freunde" zu sammeln, mit denselben zu beten, zu predigen und Beichte zu hören. Dieselben waren heimatlos und gingen ohne Besitz durch die Welt in wörtlicher Befolgung der Befehle, welche Jesus seinen Jüngern bei ihrer erstmaligen Aussendung gegeben hatte[113]. Da sie ausschließlich von freiwilligen Gaben lebten, so erlangte ihre Beherbergung und Aufnahme bei den „Freunden" eine Bedeutung, welche zu einer förmlichen, fast sakramentalen Ausgestaltung

führte, indem man an die Mahlzeiten zumeist gemeinsame Gebetsübungen anschloß[114]): nach einer Aufforderung zum Danksagen wurde das Kyrie eleison und das Vater Unser gebetet. Dann sagte der Älteste in der Volkssprache: „Der Gott, welcher seinen Jüngern fünf Weizenbrote und zwei Fische gesegnet hat, segne diesen Tisch, und was darauf ist, und was aufgetragen wird!“ und machte bei den Worten „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ das Zeichen des Kreuzes über denselben. Nach Schluß der Mahlzeit danksagte wiederum der Älteste mit den Worten: „Segen und Herrlichkeit und Weisheit und Danksagung, Ehre, Kraft und Stärke sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!“, und fügte als Schluß hinzu: „Gott gebe guten Lohn und gute Vergeltung allen denen, die uns wohl thun und uns segnen. Gott, der uns leibliche Speise gegeben hat, gebe uns auch geistliche Speise. Gott sei mit uns und wir mit ihm immerdar!“ Alle Anwesenden schlossen mit „Amen!“

Abends oder vielfach auch nachts, oft in irgend einem verborgenen Winkel des Hauses, wurde eine Schriftlesung oder eine einfache Predigt vorgetragen, deren Inhalt vor allem in praktischen Ermahnungen bestand.

Diese religiöse Bewegung, deren kraftvolle Wurzeln in kleinen Kreisen und häuslichen Gemeinden lagen, blieb aber nicht gänzlich im Verborgenen. Zur Zeit Konrads von Marburg hieß es sogar, daß in Trier, also unter den Augen eines Erzbischofs, drei Ketzerschulen beständen[115]). Das Studium der ins Deutsche übertragenen heiligen Schrift war ihre Hauptbeschäftigung. Obwohl überallhin versprengt und stets argwöhnisch beobachtet, bewahrten die Sektirer doch einen gewissen Zusammenhang. Sobald nämlich ein aus der Fremde kommender „Freund“ oder Glaubensgenosse, welcher seine Zugehörigkeit zur Sekte nachweisen konnte, eintraf, so wurde er bereitwillig und gastfreundlich aufgenommen.

Sogar ein mit Unrecht der Ketzerei beschuldigter Kleriker Yvo[116]), welcher sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen hatte, wurde, als er auf seinen Irrfahrten in Unteritalien wirklich mit Ketzern zusammenkam und diesen seine Leidensgeschichte erzählte, aufs Beste

aufgenommen. Man pries ihn glücklich, daß er um der Gerechtigkeit willen habe Verfolgung erleiden dürfen, und beherbergte ihn drei Monate lang mit größter Freigebigkeit [117]), während welcher Zeit er täglich ihre Irrlehren anhörte, ohne Widerspruch dagegen zu erheben. Nach allerlei anderen Wohlthaten, verpflichtete man ihn, er solle beständig verkündigen, daß niemand im Glauben Petri d. h. im Glauben der römischen Kirche selig werden könne. Nachdem Yvo auch dieses versprochen hatte, betrachteten die Ketzer ihn als einen der ihrigen und fingen an, ihm ihre Geheimnisse zu offenbaren, indem sie erzählten, daß sie schon aus fast allen Städten der Lombardei und aus einigen Tusciens begabte Schüler nach Paris gesandt hätten, deren einige die logischen Sophistereien, andere die theologischen Disputirkünste studieren sollten, damit sie in Stand gesetzt würden, die eigenen (Irr-)Lehren zu begründen und den Kirchenglauben zu widerlegen.

Als Yvo die Gastfreundschaft in Cumea lange genug ausgenutzt hatte, ließ er sich mit Empfehlungsbriefen nach Mailand schicken, wo er wiederum herzlich aufgenommen wurde. Auf diese Weise besuchte er alle Städte der Lombardei am Po, indem er jedesmal beim Abschied von der ketzerischen Ortsgemeinde Empfehlungsbriefe [118]) an die nächste Nachbargemeinde erhielt. In Cremona wurden ihm, wie er noch besonders erwähnt, sogar herrliche Weine und seltene Leckerbissen vorgesetzt. Wir glauben daraus schließen zu dürfen, daß auch wohlhabendere Kreise sich den Ketzerparteien anschlossen. Alle diese Mitteilungen werfen gewiß ein ebenso gutes Licht auf die brüderliche Gesinnung der Ketzer, wie ein schlechtes auf den Charakter des Klerikers Yvo.

Was die äußere Ausdehnung der Ketzer betrifft, so zählte ein kirchlicher Schriftsteller sechszehn organisirte Gemeinden derselben mit Namen auf [119]). Da sie sich mit außerordentlicher Klugheit zu verbergen wußten, werden ihrer aber sicherlich weit mehr gewesen sein. So hatte z. B. Theoderich, Erzbischof von Trier [120]), folgende Entdeckung gemacht, welche er im Jahre 1238 auf einer Synode bekannt gab: Die Ketzer in seiner Diözese hätten einen „Bischof“, welchen sie nach ihm Theoderich benannt hätten, und dasselbe thäten

sie anderswo auch mit den Bischöfen; ja, sie hätten sogar einen gemeinsamen „Papst“, welchen sie nach dem Bischof der Gesamtkirche gleichfalls Gregorius (Gregor IX, 1227—1241) genannt hätten, so daß sie, wenn man sie nach ihrem Glauben frage, eben denselben Glauben zu haben behaupteten, welchen der Papst Gregor und jener sogenannte Bischof habe, indem sie den kirchlichen Würdenträger nannten und ihr eigenes Nachbild desselben meinten.

Von den Ketzern bei den Bulgaren wurde sogar Folgendes berichtet[121]): Sie hatten einige alte Vetteln, welchen sie bedeutungsvolle Namen beilegten, so daß eine von ihnen „die heilige Maria“ genannt wurde, eine andere „die Kirche“, eine dritte „das römische Gesetz“, eine vierte „die heilige Taufe“, oder „die Ehe“, oder „das heilige Abendmahl“ u. s. w. Wenn sie dann im Glaubensexamen der Inquisition gefragt wurden, so konnten sie antworten: ich glaube, was die heilige Kirche oder das römische Gesetz glaubt u. s. w., indem sie dabei an die betreffende alte Vettel dachten, welche sie so benannt hatten.

Es ist unleugbar, daß die Sekten mit vielen Fehlern und Irrtümern behaftet waren, aber die Großkirche hatte deren nicht weniger. Jene besaßen jedenfalls mehr Ernst, Eifer und Nüchternheit, und es paßt schon auf sie manches von dem, was Luther in seiner Vorrede zur „deutschen Messe“ im Dezember 1523 von der rechten evangelischen Ordnung schrieb: „sie müßte nicht so öffentlich auf dem Platze geschehen unter allerlei Volk, sondern diejenigen, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit dem Namen sich einzeichnen und etwo in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen, und andere christliche Werke zu üben[122])“.

Die Lehren der Sekten über die Kirche und die Reaktion der Kirche gegen die Sekten.

Sehr scharf war die Kritik, welche die Sekten, insbesondre die Waldenser, an der Kirche selbst und an den Einrichtungen derselben übten[126]). Die römische Kirche erschien ihnen als die Gemeinschaft der Bösen, als das Tier und die Hure, von welchen in der Offenbarung

Skt. Johannis die Rede ist. Sie ist nicht die Kirche Christi, denn seit dem Papste Sylvester steht sie im Dienste des Teufels, indem das Gift der Zeitlichkeit in sie eindrang. Der Papst ist infolgedessen nicht der Statthalter Christi sondern nur das Haupt aller Irrtümer. Auch die übrigen geistlichen Würdenträger sind nicht Säulen und Stützen der Wahrheit, sondern sie gleichen den Pharisäern und Schriftgelehrten zur Zeit Jesu. Dem gegenüber erklärten die Ketzer ihre eigene Gemeinschaft für die wahre Kirche Christi, weil sie seine Lehren mit That und Wort hielten: sie seien arm im Geiste und litten Verfolgungen um der Gerechtigkeit und des Glaubens willen.

Ein großes Unrecht sahen sie auch in der hierarchischen Stufenordnung der Kirche, welche überall eine maßlose Herrschsucht gezeitigt hatte. Sie selbst schafften alle Rangordnungen bei sich ab und lebten von ihrer Hände Arbeit. Sie wiesen mit strafendem Ernste hin auf die Sittenlosigkeit der Kleriker und bestritten, daß ein lasterhafter Geistlicher noch in wirksamer Weise seines Amtes zu walten vermöge, und behaupteten dagegen, daß weit eher ein frommer Laie die Sakramente vollgültig verwalten und die Absolution erteilen könne. War in der Großkirche das objektive Amt von der Persönlichkeit des Inhabers so unabhängig, daß keins von beiden das andere zu beeinflussen schien, so amalgamirten die Sekten das Amt mit der Person in der Weise, daß der Wert des ersteren durchaus von der Qualität der letzteren abhing.

Die Dekretalien und Synodalbeschlüsse, sowie auch die Aussprüche der Kirchenväter erkannten sie nicht als bindend an. Die Anrufung der Heiligen schafften sie ab, weil ihnen dieselbe als eine Gefährdung des Monotheismus erschien.

Auch die äußeren Einrichtungen der Kirche fanden sie vielfach tadelnswert. Die Kindertaufe erklärten sie für unwirksam und die Teufelaustreibung für thöricht. Bei dem heiligen Abendmahl wollten sie nichts von einer Verwandlung der Elemente durch die Konsekration des zelebrirenden Priesters wissen sondern nur von einer Verwandlung durch den Glauben des Genießenden. Alle Sitten und Gebräuche, welche nicht aus dem Evangelium zu rechtfertigen waren, schafften sie ab, z. B. Lichtmeß, Palmsonntag, Bußtag, Anbetung des Kreuzes,

sogar das Osterfest, die Feste Christi und der Heiligen, indem sie erklärten, daß alle Tage gleich seien[127].

Wie mit der Zeit, so hielten sie es auch mit dem Orte des Gottesdienstes. Kein Ort sei heiliger als der andere, und ein frommes Gebet unter dem freien Himmel, in einer Wohnung oder selbst im Stillen ohne jede äußere Zurüstung sei Gott ebenso wohlgefällig und erhörlich wie in der Kirche, denn die wahre Kirche bestehe nicht in der Menge zusammengebrachter Steine sondern in der Gemeinschaft der Heiligen, und es sei besser, die Armen zu bekleiden als die Wände zu schmücken.

So hatten die Sekten für alle Fehler der Kirche ein scharfes Auge, und sie hätten es wohl nicht zu einer so großen Ausdehnung gebracht, wenn nicht die Fehler der Kirche so offenbar gewesen wären.

Wie sehr sich die Kirche von der Kritik der Ketzer getroffen fühlte, kann man aus den umfangreichen Verteidigungen ermessen, welche zu Gunsten derselben geführt wurden. Die Lehre vom Meßwunder schützte Berthold von Regensburg auf folgende Weise[128]: „Es nimmt die Ketzer und die Juden Wunder, wie es geschehen könne, daß Gott in ein Brot verwandelt werde. Pfui! verfluchter Ketzer und stinkender Jude!*) Fürwahr, der allmächtige Gott hat heute noch ebenso große Kraft wie damals, als er das Firmament mit Einem Worte schuf — und als er das Wort aussprach, da war es gemacht — und alle Sterne mit Einem Worte machte und das Erdreich. Dieselbe Gewalt hat er noch, daß er den heiligen Worten, welche der Priester über den Materien spricht, die Kraft giebt, daß sich Gott verwandelt in das Brot und sein heiliges Blut in den Wein. Und, was da Wein und Brot ist, das ist weder Brot noch Wein. Und deshalb hat auch der allmächtige Gott der Nachtigall eine gar große Kraft gegeben, daß man dabei verstehen und merken soll, daß er alles, was er will, gewiß thun kann, weil

*) Fast beständig belegt Berthold die Juden mit diesem Beiwort. Nur aus zwei Gründen will er sie unter den Christen dulden: 1) Sie sind ein Zeugnis der Leiden Christi und sollen die Christen stets an Jesu Tod erinnern. 2) Diejenigen Juden, welche den endekrist überleben, werden vor dem jüngsten Tage alle zu Christenleuten. Vergl. Pfeiffer I, S. 363, 1 ff.

er „allmächtiger Vater" heißt und ist. Wenn nämlich die Nachtigall das Ei gelegt hat, so sitzet der Vater vor dem Ei und singet mit seiner süßen Stimme vor dem Ei, bis daß ein schöner Vogel drinnen wächst. Und daher spricht der heilige Ambrosius in einem Buche, welches „Hexaemeron" heißt: „Wenn der allmächtige Gott dem Vogel die Kraft gegeben hat, daß er mit seiner süßen Stimme das Ei zu einem lebendigen Vogel macht — was weder Fleisch noch Bein war, noch etwas anderes als ein bloßes Ei, das ist durch des Vogels Stimme Fleisch und Bein und ein lebendiger Vogel geworden — wenn Gott dem Vogel in seiner Stimme solche Kraft gegeben hat, was kann er dann wohl mit sich selbst und mit seinen eigenen heiligen Worten ausrichten?"

Ein anderes Mal bekämpfte Berthold die Irrlehre einiger Ketzer, nach welchen der Mensch vom Teufel geschaffen sein sollte, wie folgt[129]: „Nun seht, ihr seligen Gotteskinder, daß euch der allmächtige Gott Leib und Seele geschaffen hat. Und zwar hat er es euch unter die Augen geschrieben, auf das Antlitz, daß ihr nach ihm gebildet seid. Das hat er uns recht mit schmuckvollen Buchstaben auf das Antlitz geschrieben. Mit großem Fleiß sind sie geziert und geschmückt. Das verstehet ihr gelehrten Leute wohl, aber die ungelehrten können es nicht verstehen. Die zwei Augen sind je ein O. Das H ist kein rechter Buchstabe, es hilft bloß den anderen*): z. B. ein Homo mit H, das heißt: Mensch. Ferner sind die zwei Augen und die Brauen darüber gewölbt und die Nase (geht) dazwischen herab: das bedeutet ein M, schön mit drei Stäbchen. Ferner ist das Ohr ein D, schön gezirkelt und geschmückt. Ferner sind die Nasenlöcher und der Nasenknorpel schön geschaffen recht als ein griechisches E, schön gezirkelt und geschmückt. So ist der Mund ein I, schön gezirkelt und geschmückt. Nun seht, ihr reinen Christenleute, wie tugendhaft er euch mit diesen sechs Buchstaben gezieret hat, daß ihr sein eigen seid und, daß er euch geschaffen hat. Nun sollt ihr mir lesen ein O und ein M und abermals ein O; so saget: HOMO. So leset mir

*) D. h. man kann das H nicht allein aussprechen; darum kann es auch nicht allein stehen.

auch ein D und ein E und ein I; so saget: DEI. HOMO DEI, Gottes Mensch! Gottes Mensch! Ketzer, du lügst! nun sieh, wie ketzerlich du gelogen hast!"

Ob freilich Berthold mit diesen und ähnlichen Allegorien anders Denkende überzeugte, scheint uns mehr als zweifelhaft. Doch brachte man auch sachlichere Widerlegungen gegen die Anklagen der Sekten vor. Man wies darauf hin, daß alle Gemeinschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche abfielen, in sich selbst zerfallen seien. Man betonte die Notwendigkeit des geistlichen Standes für die Erhaltung des reinen Glaubens und versicherte, daß mit der Armut der Kirche wohl ihre Not, aber nicht ihre Heiligkeit zunehmen werde, zumal da die Kirche der Macht und des Ansehns bedürfe. Die hierarchische Rangordnung sei der Kirche so unentbehrlich wie dem Staate die bürgerlichen Abstufungen. Die Forderung an die Geistlichen, daß sie wie die Apostel mit den Händen ihren Unterhalt erwerben sollten, sei nicht am Platze, denn die Ausübung ihres Berufes sei auch eine Arbeit*), überdies sei eine kontemplative Lebensführung in stiller Zurückgezogenheit sittlich höher zu schätzen als ein Wandel auf dem geräuschvollen Markte der Welt, in welcher es niemals ohne Verletzungen des Rechts und der Sitte abgehe. Daraus, daß es schlechte Priester gebe, folge noch keineswegs, daß einfache Laien die Sakramente verwalten dürften, denn die Wirksamkeit der Sakramente sei unabhängig von der persönlichen Beschaffenheit des zelebrirenden Priesters.

Doch bald begnügte sich die Kirche nicht mehr mit bloß logischen Widerlegungen und kirchengeschichtlichen Berichtigungen. Je mehr sie sich selbst durch die Sekten innerlich gerichtet fühlte, desto mehr mußte sie danach streben, jene äußerlich und gewaltsam zu vernichten. Sie griff daher in der Überzeugung, daß die Erhaltung des kirchlichen Glaubens unter allen Umständen die höchste Pflicht und daher mit allen Mitteln anzustreben sei, zu ernsteren Maßregeln. Denn in den Kirchenlehren und deren Anerkennung erblickte man nicht nur

*) Mit Recht sagte Berthold von Regensburg: ich hân ouch ein amt: predigen ist mîn amt. Pfeiffer I, 14, 1.

das Angeld auf die zukünftige Welt sondern auch die Grundlage der gegenwärtigen, indem man annahm, daß ein mit der Kirche zerfallener Ketzer auch seinen bürgerlichen und sozialen Pflichten nicht nachkommen werde.

Aus diesem Grunde lieh auch die weltliche Obrigkeit der Kirche den Arm in Ausübung ihrer angeblichen Pflicht gegen die Ketzer. Man machte sogleich einen Angriff auf die Seele des Sektenwesens, indem man das Lesen in der Bibel verbot, um somit der Ketzerei den Nährboden zu entziehen. Um aber desto leichter und mehr Schuldige zu treffen, gab man der Inquisition ganz eigenartige Verordnungen, von denen die folgenden von besonderer Wichtigkeit sind: Die Zeugen werden dem Angeklagten verschwiegen[130]. Damit war einer sykophantischen Privatrache Thür und Thor geöffnet. Auch Verbrecher wurden als Zeugen vorgelassen, und ihr Zeugnis konnte Überweisung bewirken. Endlich hatte man das Mittel der Tortur, um Geständnisse zu erzwingen[131].

Daher wurden die inquisitorischen Verhandlungen womöglich sogleich angesichts und unter beständigem Hinweis auf die Marterwerkzeuge begonnen, und wenn der Gefragte nach der Meinung seiner Richter nicht genug eingestand, so wurde das Fehlende alsbald auf der Folterbank zu Protokoll gebracht[132]. So sagte ein Inquisitor, nachdem er seinem Opfer nach allen Regeln und Künsten des Kirchenglaubens bewiesen hatte, daß Gott der Schöpfer der Menschen und aller Dinge sei: Je veux, qu'en un ou deux mots tu me répondes, ou tu seras jeté dans le feu, où tu te rangeras de notre coté, de nous, qui avons la foi pure[133]. Das war jedenfalls eine „feurige" Beredsamkeit und eine „schlagende" Widerlegung! Die Reaktion der Kirche gepaart mit dem Fanatismus der Kreuzzugsbegeisterung gebar das blutige Gespenst der Inquisition, dessen Spürhunde, die Dominikaner (Domini canes), alsbald eine grausame Treibjagd auf die Ketzer aller Orten eröffneten[134].

---

2. Das christliche Leben.

Der Verkehr der Christen mit Gott.

Im allgemeinen darf man sagen, daß das Mittelalter ein starkes Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit des Menschen mit seinem Gott hatte. Es ist charakteristisch für das Interesse, mit welchem man die Verkündigung des Evangeliums aufnahm, was uns von dem Frankenkönig Chlodwig überliefert wird: als der Erzbischof Remigius von Rheims demselben vom Leiden Christi erzählte, rief der streitbare König zornig aus: „Wie hätte ich die Juden züchtigen wollen, wäre ich nur mit meinen Franken dagewesen[135])!"

In der älteren sächsischen Messiade, welche man „Heljand" genannt hat, wurde das Verhältnis des Königs zu seinen Gefolgsleuten als Dienstvertrag, welcher zur Treue bis in den Tod verpflichtet, ohne Weiteres auf Christus und seine Jünger übertragen. Als die Apostel im Garten Gethsemane ihren Meister verließen und verleugneten, luden sie auch nach dem germanischen Sittengesetz die schwerste Sünde auf sich[136]). Genau dieselben Gedanken brachte das seinem Inhalte nach noch heute bekannte Gedicht „Christophorus, der Große, der Heiligen Genosse", welches dem dreizehnten Jahrhundert entstammt, zum Ausdruck[137]). Aus demselben spricht deutlich das innige Verlangen der Volksseele, dem Heiland zu dienen.

Jemehr man sich dessen bewußt wurde, was Christus für die Menschen gethan hat, desto mehr bemühte man sich, den Dank dafür in Thaten abzustatten. Berthold von Regensburg[138]) redete über das Gleichnis vom Schatz im Acker (Matth. 13, 44) gewiß ganz im Sinne seiner Zuhörer, wenn er darlegte, was Gott alles an den Herzensacker der Menschen gewendet habe: Christus hat sein eigenes Leben verkauft, um diesen Acker zu kaufen. Darum war ihm auch dieser Acker so teuer, daß er ihn von niemand anders wollte bebauen lassen, sondern daß er selbst Hand anlegte, indem er den Acker mit seinem eigenen Blute bedüngte und fruchtbar machte. „O weh, lieben Christenleute, nun habet den allmächtigen Gott lieb, denn er hat euch ohne Maßen lieb gehabt[139])!"

Dieser Verkehr der Christen mit ihrem Gott vollzog sich zunächst in der Form des Gebetes. Wir können freilich nicht in die Herzen und Gebetskämmerlein der mittelalterlichen Christen hineinsehen, glauben aber, daß man vielfach — und die Kirche war nicht unschuldig an dieser Verirrung — einen übergroßen Wert auf die Quantität der Gebete legte und darüber die Qualität derselben nicht gebührend berücksichtigte. So muß z. B. die kirchliche Forderung, nach welcher man täglich 72 Paternoster beten sollte, von jedem evangelischen Christen als unsinnige Battologie bezeichnet werden. Dabei ist zu beachten, daß diese Forderung noch als mäßige galt. Freilich vergaß man daneben auch nicht, zu rechter Andacht beim Gebet zu mahnen, weil eine tagezit d. h. ein für die bestimmte Tagesstunde vorgeschriebenes Gebet mit Andacht gesprochen besser sei als 10 oder 100 ohne Andacht[141]).

Immer aber hatte man das Bewußtsein, mit Gebet, Almosen oder Fasten Gott eine Freude zu machen. Der Glaube an die Erhörlichkeit des Gebets war dabei Voraussetzung[142]): „Nun siehest du wohl, daß ein Vater sich freuet an seinem Kinde; auch wenn er von seinem Kinde keinen Nutzen hat, so freuet er sich dennoch an dem Kinde. Nun sind wir alle unseres Herrn Kind, und deshalb wird er auch gar froh, wenn du ihm Ehre erzeigst mit Almosen, mit Gebet, mit Venie. So oft du das thust, und sobald du dies thust, so oft tröstest du Gott, und so oft wird er dessen froh."

Man hatte einen aufrichtigen Drang, mit Gott zu verkehren, und dieser Drang versuchte es, für Gott etwas zu thun. Die mönchische Askese hinter den hohen Klostermauern einerseits und die Kreuzfahrten in ferne Lande andererseits waren nur die beiden Extreme dieser Bemühungen; zwischen denselben lag ein weites Feld christlicher Pflichten und Thätigkeiten, welches von der Kirche parzellirt und an bestimmte Orden oder Gruppen in der Kirche verpachtet wurde. Selbst die Mystiker, deren Blick doch eigentlich nach innen gerichtet war, hoben ihre Augen auf nach den fernen Bergen Zions, und ein Bernhard von Clairvaux war es, welcher den zweiten großen Kreuzzug veranlaßte. Überall war man geschäftig wie Martha in Bethanien, Gott und dem Heiland zu dienen.

Man war froh, wenn man äußere Erfolge sah, und glaubensstark, wenn die Kirche siegte, aber je mehr man seine Befriedigung in äußeren Thaten an anderen suchte, desto mehr übersah und vergaß man die inneren Bedürfnisse der eigenen Seele. Der veräußerlichte Verkehr der Christen mit Gott mußte seine innere Wahrhaftigkeit verlieren. Daher das rein Formelle und Schematische, welches sich in der Liturgie, in den Gebeten, in den asketischen Anforderungen und in tausend anderen frommen Übungen bemerkbar machte. Bald verkehrte man auch gar nicht mehr mit Gott selbst, sondern mit Engeln und Heiligen, deren an sich blasse Charaktere man auf Goldgrund malte, um sie dadurch als Himmelsbewohner kenntlich zu machen.

Der Verkehr der Christen mit der Welt.

Es ist ein auf den ersten Blick merkwürdiger Vorgang, welcher sich im Mittelalter vollzog: je mehr sich die Kirche mit der Welt amalgamirte, desto mehr suchte das Christentum aus der Welt zu fliehen*). Der äußerlich besiegte Feind kehrte als eine innere Gefahr zurück. Die Weltflucht und -Verachtung seitens des Christentums im Mittelalter ist nur die Kehrseite des glanzvollen Sieges der römischen Kirche und des Papsttums über die Weltmächte. Mancher jugendliche Epikuräer ist schon als Greis Skeptiker geworden, und die Kirche war gealtert, weil sie den Jung- und Gesundbrunnen des Evangeliums verschüttet hatte. Es sollte sich das Wort Jesu im Großen erfüllen: „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren[143]."

Je mehr die Kirche an weltlicher Macht und an äußerem Glanz zunahm, desto näher kam sie ihrem religiösen Bankerott. Viele suchten demselben durch die Flucht aus der Welt ins Kloster zu entgehen[144]. Jeder einzelne Mönchsorden nahm für sich den besonderen Ruhm in Anspruch, daß er seine Mitglieder auf dem kürzesten und sichersten Wege in den Himmel führen könne. So entstand eine Unzahl von Klöstern als Asyle für die Weltmüden. Als einst gegen Otto von Bamberg[145] der Vorwurf erhoben wurde, daß er zu viele Klöster gründete, recht-

*) Hier zeigt sich aufs Deutlichste, daß Christentum und Kirche nicht identisch oder auch nur mechanisch an einander gebunden sind, denn beide können sich zu Zeiten in entgegengesetzter Richtung bewegen.

fertigte er sich mit den Worten: „Diese Welt ist ein Verbannungsort. Darum bedürfen wir der Herbergen und Zufluchtsörter; und wenn die, welche in der Welt leben, von Räubern überfallen und halbtot geschlagen werden, so erfahren sie, wie gut es ist, wenn die Herberge nahe ist!"

Weil aber nicht alle Menschen ins Kloster gehen konnten, so erfand man eine Anzahl von Zwischenstufen, auf welchen man den Verkehr mit der Welt aufrecht erhalten zu können meinte, ohne dabei an der Seele Schaden zu leiden. So gab es bei den Zisterziensern und Prämonstratensern sogenannte Konversen, bei den Johannitern und Deutschrittern Halbbrüder und Halbschwestern, oder auch besondere Laienkongregationen wie die der Beginen und Begharden oder die Brüder des gemeinsamen Lebens.

Daß bei einer solchen Weltflucht, welche den Schwerpunkt des Lebens in das Jenseits verlegte, eine naturgemäße und sittliche Würdigung irdischer Fragen und Angelegenheiten wie Eigentum und Besitz, Reichtum und Armut, Arbeit und Lohn nicht möglich war, liegt auf der Hand. Der bloße Zustand der Armut oder Besitzlosigkeit erhielt schon einen tugendhaften und heiligen Charakter.

Viel natürlicher und richtiger freilich als die großen Kirchenlehrer an den Universitäten lehrte wiederum der Leutpriester Berthold [146], wenn er verkündigte: „Unser Herr hat einem jeglichen Menschen ein Amt verliehen, er hat niemand zum Müßiggang erschaffen: wir müssen alle uns irgend einer Sache unterwinden, damit wir genesen." So brachte Berthold es bisweilen zu einer echt evangelischen Beurteilung der Arbeit [147]: „Du (nämlich: der du dienst) bist ebenso edel als der, dem du dienest, denn du sollst noch die Krone vor dem allmächtigen Gott tragen. . . . Wenn du Schuhe machst, so sollst du sprechen: „Herr, alles in deinem Namen!" Du Magd, so du den Hafen wäschest, so sprich: „Herr, das geschehe alles in deinem Namen!" Also sollt ihr alle eure Ämter in Gottes Namen ausüben, es sei hoch oder niedrig, es sei dieses oder jenes. Denn, wenn man euch hier nicht lohnet, so giebt euch Gott gar hohen Lohn in jener Welt." Ehrlichkeit und Treue ist das, was Gott von den Menschen fordert, und diese Eigenschaften sind nicht an einen be-

stimmten Stand gebunden, sondern man kann und soll sie in jeder Lebenslage üben.

Selbst D. Martin Luther konnte nicht Arbeit und Berufstreue mit höheren Worten preisen. Aber Berthold blieb in dieser Beziehung ein Prediger in der Wüste. Was das Mittelalter nur instinktmäßig ahnte, auch bisweilen wohl in großen Thaten darzustellen vermochte, hat erst Luther mit sicherer Hand erfaßt und mit siegreichen Worten der Welt verkündigt: Der Christ findet seine Ehre in der Arbeit[148]).

Der allgemeine Zug des Mittelalters ging auf Verneinung der Welt. Reichtum und Besitz schienen ohne Weiteres sittlich gefährlich und religiös verdächtig. Die Arbeit galt als ein notwendiges Übel und als Anzeichen irdischer Unvollkommenheit. In der Kontemplation allein sah man den eines Christen würdigen Zustand. Man rüttelte zwar theoretisch nicht an dem Recht des Eigentums, aber in der Praxis erschien das Aufgeben alles persönlichen Besitzes als das Ideal[149]). Der ursprüngliche Naturzustand, in welchem es bloß gemeinsamen Besitz gegeben habe, sei eben durch die Sünde aufgehoben. Das Eigentum ist eine Schlinge der alten Schlange, denn im Paradies gab es kein Eigentum, und im vollendeten Gottesreich wird es keins geben.

Indessen, die Flucht vor der Welt gelang doch nur unvollkommen. Die Welt verfolgte die Besiegten, überstieg die höchsten Klostermauern und nahm die der Erde Überdrüssigen in einen desto strengeren Dienst. So wurden die Klöster zu Handelsemporien und Sitzen der Weltweisheit, zu kaufmännischen Vorratshäusern und Musentempeln, zu Hochschulen der Kultur und des Fortschritts. Grade diese Asyle der Weltmüden wurden zu gesuchten Brennpunkten des weltlichen Lebens im besten und im schlechtesten Sinne, denn neben der Weisheit hielt der Aberwitz seinen Einzug, neben der Barmherzigkeit der Geiz und neben der Askese die Genußsucht.

Das Mittelalter zeigt, daß man der Welt nicht entfliehen kann. Man kann sie nur besiegen. Dazu freilich gehört ein lebendiger Glaube an das Evangelium[150]), welchen die Kirche vor der Reformation vermissen ließ.

Der Verkehr der Christen unter einander.

Der Verkehr der Christen unter einander soll geregelt sein durch die Liebe, „welche da ist das Band der Vollkommenheit“ (Kolosser 3, 14). Wo Liebe ist, muß Leben und Thätigkeit sein. Ob freilich eine Umkehrung dieses Satzes möglich ist, wird sich alsbald zeigen. Vorerst müssen wir anerkennen, daß das christliche Mittelalter eine vielleicht noch die Neuzeit überbietende Fülle von Liebesthätigkeit aufzuweisen hat. Die ungeheuren Dome, die mit ausgedehnten Gütern und Ländereien fundirten Klöster, Spitäler und Stiftungen sind nur die unverwüstlichen Rudimente, welche dem Zahn der Zeit trotzend in die Gegenwart hineinragen. Sie waren einst umgeben mit einer unendlichen Menge von kleineren Erweisungen der Liebe und Barmherzigkeit, welche der Strom der Jahrhunderte spurlos hinweggespült hat.

Zu denjenigen Gestaltungen der Liebesthätigkeit, bei welchen ein direkter Verkehr der Personen stattfinden kann, gehört vor allem das Almosengeben. Oft und nachdrücklich wird dazu ermahnt.

„Wer reich ist“, sagt Berthold von Regensburg[151]), „der soll Almosen geben und Messen stiften, und Wege und Stege machen und Klöster aufrichten und Spitale, den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, den Elenden beherbergen, und alle sechs Werke der Barmherzigkeit vollbringen und alle Dienste, mit denen man Gott dienen mag, die sind ihm alle lieb und wert, jedoch stehen ihm die sechs Dienste allen voran bei dem Urteil am jüngsten Tage, so daß er nach den anderen nicht so sehr fraget.“

Wie sehr solche und ähnliche Worte wirkten, zeigt ein Vorkommnis aus der Predigtwirksamkeit Bertholds: Eines Tages wurde eine Buhlerin von seinen Worten so gewaltig ergriffen, daß sie sofort öffentlich Buße that und ihrem sündlichen Lebenswandel entsagte. Berthold richtete daraufhin an seine Zuhörer die Frage, ob jemand anwesend sei, welcher die Bußfertige zum Weibe nehmen wolle; er werde sodann selbst für die Mitgift sorgen. Wirklich meldet sich ein Mann. Berthold verspricht zehn Pfund Pfennig als Mitgift, welche er sogleich durch mehrere Männer unter seinen Zuhörern einsammeln

läßt. Aber nach kurzer Zeit, während jene noch sammeln, ruft er aus: „Es ist genug! wir haben die gewünschte Summe[152])!“

Der Appell an die thätige Liebe fand leicht einen günstigen Resonanzboden im Volke, und es war wohl öfters wie in diesem Falle außer einer sachlichen Gabe auch eine persönliche Leistung, welche gefordert und gewährt wurde. Überaus schön und beherzigenswert ist der Rat, welchen Berthold ein anderes Mal seinen Zuhörern giebt, als er sie zur rechten Sonntagsfeier und -Heiligung ermahnt: Nach dem Besuch des Gottesdienstes sollen sie zu den Siechen gehen und ihnen Labung bringen, je nachdem es not thut. Wer dazu keine Mittel hat, soll wenigstens bei Gott Fürbitte einlegen, daß er Besserung im Leiden oder Erlösung vom Leiden durch ein seliges Ende beschere. Auch sollen sie dahin gehen, wo gefangene Leute liegen und sie trösten[153]).

Die Liebe, welche man als das ideale Maß forderte, und welches auch die Heroen der Liebesthätigkeit leisteten, war eine amour désinteressé, und bisweilen suchte man etwas darin, mittels einer Liebeserweisung gegen andere seine eigenen Interessen zu schädigen oder wenigstens achtlos preiszugeben. Man wollte das göttliche Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“ womöglich noch überbieten, indem man vor dem „als“ thatsächlich ein „mehr“ einschob. Wenn z. B. Franz von Assisi[154]) unterwegs von seinem Pferde stieg, um einen ihm begegnenden Aussätzigen zu umarmen, so fragt es sich wohl sehr, ob man eine solche Liebeserweisung, welche mit dem natürlichen Gebot der Selbsterhaltung auffallend im Widerspruch steht, noch sittlich rechtfertigen kann.

Es mochte manche geben, welche die Übungen der Liebe wie einen religiösen Sport betrieben, bei welchem man das irdische Leben einsetzt, um das himmlische zu gewinnen. Vor allem aber — und dieser Umstand macht die ganze Liebesthätigkeit des christlichen Mittelalters zu einer Fata morgana — war diese Liebe nicht frei von Egoismus.

Ja, die Selbstsucht, — so widerspruchsvoll es auch klingen mag — die Selbstsucht war die hauptsächlichste Triebfeder der mittelalterlichen Liebesthätigkeit. Man giebt nicht, oder jedenfalls nicht bloß, um dem Armen zu helfen, sondern man giebt, um sich selbst damit in

den Himmel einzukaufen. So konnte Berthold von Regensburg sagen: „Und darum, ihr armen Leute, sollt ihr gar froh sein! Wollen die Reichen das Himmelreich haben, so müssen sie es von euch kaufen mit der Tugend, die da heißt Mildigkeit. Und thun sie das nicht, so haben sie das Himmelreich nimmermehr [154].“

Bei einer solchen Liebeserweisung hatte man also nicht so sehr die Not des Nächsten als das eigene Wohl im Auge. Man mißbrauchte den Nächsten als ein Mittel für eigene Zwecke. Die Armut galt nicht mehr als ein Übel, welches man bekämpfen muß, sondern vielmehr als ein willkommener Anlaß für lohnsüchtige Liebesleistungen. Da das Armsein an sich als ein sittlich höherer Stand gewürdigt wurde, so kam der Reiche, welcher von seinem Besitze Almosen austeilte, mit jedem Almosen seiner Heiligung um einen Schritt näher, und er that allmählich und stückweise, was der Mönch bei seinem Eintritt in das Kloster mittels Ablegung des Armutsgelübdes auf einmal that.

Diese Auffassung der Liebesthätigkeit mußte auf die Geber und die Empfänger in gleicher Weise unsittlich einwirken. Das Betteln galt nicht mehr als Schande. Es wurde vielmehr zu einem wichtigen und verdienstvollen Beruf, welcher den himmlischen Segen in ganz besonderem Maße für sich in Anspruch nahm. Denn die Sachlage war jetzt dahin verschoben: nicht, wer Almosen spendet, leistet dem Armen einen Dienst, sondern der Arme leistet vielmehr dem Reichen einen Dienst, indem er ihn um eine Gabe anspricht [155].

Die Liebesthätigkeit des Mittelalters war aber nicht nur selbstsüchtig sondern auch gesetzlich. Diese letztere Bestimmung ist kein geringerer Widerspruch als jener, denn die Liebe soll ja des Gesetzes Erfüllung sein. So konnte man die Liebesthätigkeit in ein System bringen, nach welchem man im voraus feststellte, wo das Almosengeben geboten und wo es nur geraten sei [156]. „Geboten ist es, wenn jemand Überfluß an irdischen Gütern hat, und sein Nächster sich in Not befindet“, in allen anderen Fällen ist es nur geraten. Wer im ersteren Falle kein Almosen giebt, begeht eine Todsünde; wer im anderen Falle giebt, thut mehr als geboten ist und erwirbt damit ein Verdienst [157].

Ein anderer Fehler der Liebesthätigkeit bestand endlich noch darin, daß jede einzelne That für sich gewertet wurde. Jede Erweisung der Barmherzigkeit ist ein Schritt vorwärts auf dem Wege zur Seligkeit, ist eine Vermehrung des Haufens der guten Werke im Himmel. So glaubte man mittels der Schneckenpost der eigenen guten Werke dahin zu gelangen, wohin doch nur die Flügel eines gottbegnadeten Glaubens tragen, und verkannte damit auch völlig das Wesen der Liebe. So wenig man die Ewigkeit in Stunden und Minuten einteilen kann, so wenig zerfällt jemals die Liebe in einzelne Thaten. Sie ist als ein Ganzes oder garnicht vorhanden. Deshalb war auch die mittelalterliche Liebesthätigkeit in zahllose Gaben und Stiftungen, Spenden und Anstalten dermaßen zersplittert, daß dem ungeheuren Aufwand an Geld und Menschen verhältnismäßig ein nur äußerst geringer Erfolg entsprach. Denn man sah die Aufgabe nicht darin, den in Armut Geratenen aus seiner Not zu retten, sondern nur darin, den Armen in seiner Armut zu unterhalten. Armut und Not durften nicht aufhören, wie hätte man sich sonst mit dem ungerechten Mammon Freunde machen können, welche einen dermaleinst aufnehmen in die ewigen Hütten[158])?

II.

Das Christentum des dreizehnten Jahrhunderts in der Poesie.

1. Der christliche Glaube.

Die Grundlagen des Glaubens.

Gott.

Das Wesen Gottes gehört wie das Brausen des Windes zu denjenigen Dingen, welche den Menschen unbekannt sind und immer sein werden. Vor seinem Angesicht vergeht dem Menschen das Denken, und es bleibt ihm nur das Bewußtsein seiner Ohnmacht. Weder in Worten noch in Gedanken kann man Gott erfassen, darum sprach Freidank[159]):

> Ich weiß wohl, daß die Gottheit
> So hoch ist, tief und lang und breit,
> Daß kein Gedanke und kein Wort,
> Ermisset seiner Wunder Ort.

oder Walther von der Vogelweide[160]):

> Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit,
> Dächten wir dem nach, so wäre unsre Arbeit
> Doch verloren, denn ungemessen sind dir Macht und Ewigkeit!

Ein Mensch wird eher das Weltmeer mit einer einzigen Muschel ausschöpfen als die Gottheit in seine kleine Hirnschale fassen, denn die Zeit reicht nicht aus, um die Ewigkeit zu umspannen. Aber nicht nur die Größe Gottes hindert uns, ihn an sich zu erkennen,

sondern er ist für unsre Sinne auch „zu klein“ [161]). Dieses Urteil beruht offenbar auf der Wahrnehmung, daß zwar die Werke der Menschen, je genauer man sie betrachtet, immer gröber und ungeschickter sich ausnehmen, daß aber die Werke Gottes, je tiefer man in sie hineinblickt, immer feiner und wunderbarer erscheinen. Die Pincette des menschlichen Scharfsinnes ist zu stumpf, um die zarten Fäden des göttlichen Gewebes und Wesens zu erfassen. Darum nennt Walther denjenigen einen Narren, welcher das Unmögliche versucht, nämlich zu erkennen, was weder ein Gegenstand der Glaubenssatzung noch der Predigtverkündigung sein kann. In der Religion ist die Praxis alles und die Theorie allein nichts; denn die Frömmigkeit ist nicht eine Weisheit, welche man beweisen kann, sondern eine Gotteskraft, welche bezeugt sein will.

Und dennoch ist für den Menschen die Erkenntnis Gottes eine Lebensbedingung seiner Seele. Darum antwortet der Marner [162]) auf die Frage: „Wie willst du ihn, o Mensch, mit deinen kranken Sinnen begreifen?“ nur dies: „Sei demütig!“ So kann derjenige, welchen die Betrachtung Gottes auf die Knie treibt, den Mangel an Gotteserkenntnis durch die Selbsterkenntnis in etwas ersetzen. Beide Erkenntnisse bedingen sich wechselseitig. Erst derjenige, welcher in den reinen Spiegel der göttlichen Wahrheit und Heiligkeit hineingeschaut hat, wird sich über seine eigene sündige Beschaffenheit nicht mehr täuschen. Darum müssen die Christen täglich um wahre Erkenntnis Gottes bitten, wie Freidank es in seinem „Gebet [163])“ thut:

Gott Vater, gieb mir, daß ich dich
Erkennen möge gleichwie mich!

Gott besitzt alle Tugenden im höchsten Maße und in gleicher Weise, während die Menschen im besten Falle immer nur einseitig gut sind [164]). Wenn man überhaupt bei Gott von Gehorsam reden könnte, so müßte derselbe deshalb noch weit größer sein als bei dem Erzvater Abraham, welcher sonst in dieser Tugend das unerreichte Vorbild ist. Gottes Demut müßte noch weit größer sein als diejenige Moses, welcher als ein treuer Knecht und Diener Gottes die Bezeichnung „gut“ verdient hat. Seine Keuschheit müßte noch reiner sein als diejenige des Isaak [165]), seine Einfalt noch ehrlicher als die

des Jakob, seine Geduld noch langmütiger als die Hiobs und seine Erhöhung über seine Feinde darum herrlicher als die des Josef in Ägypten.

Diese Vergleiche, welche Thomasin von Zirklaria zwischen Gott und den Besten der Menschen zog, sind gewiß kindlich naiv. Aber es kommt in ihnen doch ein tiefreligiöses Bestreben zum Ausdruck, nämlich Gott mit der Summe aller Tugenden ausgestattet zur Darstellung zu bringen. Weil Gott an sich unfaßbar ist, kann man ihm nur durch Betrachtung seiner geschichtlichen Offenbarungen mittels der Frommen und Gerechten erkenntnismäßig näherkommen. Der Gedanke Thomasins ist also dieser: Nimm alle Gottesmänner, welche jemals in der Kraft des Höchsten gelebt und gewirkt haben und ziehe die Summe aus allen ihren Tugenden, so hast du die Eigenschaften Gottes selbst vor Augen, zwar nicht im natürlichen Maßstabe, wohl aber in unendlicher Verkleinerung, welche du vermittels des Glaubensblickes in das richtige Größenverhältnis übersetzen mußt.

Eine andere Quelle der Gotteserkenntnis ist das Buch der Natur. Die Dichter vor allem verstehen es, darin zu lesen. Schon der Gedanke, daß Gott mit einem Worte die ganze Welt aus dem Nichtsein in das Dasein rief, stimmt zur Anbetung, wievielmehr die Betrachtung der einzelnen Wunder und Gnadengaben![166] Aber auch in der Natur läßt sich Gottes Wesen nur ahnen, nicht erkennen, denn er läßt niemand wissen, was für Kräfte in seinen Werken wirksam sind[167]. Die Menschen können höchstens ihre Vermutungen darüber aufstellen. Gott ist zu groß, als daß sein Wesen in der erschaffenen Welt aufgehn könnte. Nur einige seiner Eigenschaften treten demjenigen, welcher ein offenes Auge für die Natur hat, aus derselben entgegen. Denn er hat nicht nur vor alters die Welt geschaffen und dann seine Hand davon zurückgezogen, sondern wie der Schöpfer, so ist er auch der Erhalter des Weltalls. Die Gestirne am Himmel gehen um, gleich als ob sie Leben hätten; unter dem Donner des Gewitters erbebt die ganze Erde, und alle anderen Wunder, welche täglich geschehen, zeigen deutlich Gottes Walten in der Natur[168].

Am deutlichsten ist Gottes Allmacht zu spüren. Wir mögen sitzen oder stehen, waten oder schwimmen, niemals können wir uns

seiner alles umfassenden Macht entziehen. Seine Höhe ist uns zu hoch, seine Weite ist uns zu breit, sein Grund ist uns zu tief, seine Länge ist uns unübersehbar. Nur in Gemeinschaft mit ihm ist Frieden und volles Leben. Seiner Hilfe können wir niemals entraten. Als Adam „seine Lehre floh“, d. h. sein Gebot verletzte und damit seine Gemeinschaft floh, wurde er aus den Freuden des Paradieses vertrieben und in die freudenlose Kammer dieser Welt gepfercht[169]).

Die Kräfte, welche in der Welt liegen, sind gewiß nicht gering, und die Menschen, welche dieselben klug zu benutzen verstehen, vermögen Erstaunliches zu leisten. Aber alle Kräfte der ganzen Welt zusammengenommen lassen sich garnicht vergleichen mit der Urkraft Gottes, welche auch in den geringsten und unscheinbarsten Werken seiner Schöpfung vorhanden ist. Denn darin besteht der niemals auszugleichende Unterschied zwischen Gott und den Menschen, daß letztere immer nur gegebene Kräfte benutzen und ihren Zwecken dienstbar machen können, während Gott in sich selbst Kraft hat. Die Kräfte der Welt und der Menschen sind nur abgeleitete Rinnsale, welche aus dem unerschöpflichen Brunnquell der göttlichen Allmacht gespeist werden. Diese Allmacht zeigt sich in allen Werken auf gleiche Weise, in den kleinsten nicht weniger als in den größesten, denn auch letztere kann ihm niemand nachmachen[170]). Gott hat im kleinsten Finger mehr Kraft als alle Menschen, welche mit Hebeln und Maschinen arbeiten. Wer unsere Erdkugel im Ganzen betrachtet, wie sie im weiten Raume der Welt schwebt, auf allen Seiten vom Himmel umgeben, welcher noch dazu sich dreht, während unser Erdkörper feststeht, der muß auf alle Erklärungen verzichten und einfach bekennen: es steht alles in Gottes Hand. Niemand kann genug seine Allmacht preisen[171]).

Die Allmacht Gottes ist aber nicht eine bloße elementare Gewalt ohne Maß und Ziel, sondern in ihr ist Kraft mit Schönheit und Gewalt mit Liebe gepaart. Das zeigt die Erscheinung des Menschen, welchen Gott nach seinem Bilde erschaffen hat[172]). Die göttliche Schöpfung läßt alle Kunstfertigkeit der Sterblichen weit hinter sich zurück. Dem Menschen gelingt freilich auch schon manches wunderbare Werk: aus trüber Asche weiß er ein klares Spiegelglas

herzustellen, so hell und rein, daß er sein eigenes Bild darin schauen kann. So hat Gott den Menschen aus einem Erdenkloß gebildet und läßt ihn wieder zur Erde werden, aber nur, um einen desto herrlicheren Spiegel seiner Allmacht, dessen Helligkeit noch die Sonne überstrahlt, daraus zu machen, nämlich einen verklärten Leib. So singt Reinmar von Zweter[173]):

Nun seht, wie kunstreich der doch war,
Der aus trüber Asche bildet lauter Spiegel klar,
So hell und auch so reine, daß er sein eignes Bild drin sah!
War das denn nicht ein Wunder schon,
Daß er's von Asche schuf und war doch selbst der Erde Sohn?
Also ward Adam auch aus Staub gewirkt; lang ist's, daß es geschah.
Den ließ sein Schöpfer wieder Asche werden,
Und wieder will er aus der neuen Erden
Viel manche helle Spiegel machen,
Die sollen unzerbrechlich sein,
Noch klarer als der Sonnenschein:
Die Kunst beginnt, wenn wir vom Schlaf erwachen!

Seinen größten Fleiß verwandte Gott aber bei der Schöpfung auf die Ausstattung des Weibes. Sie ist das kostbarste und herrlichste Zeugnis seiner Wunderkraft in der ganzen Welt. Die reine Frau strahlt heller als der Sonne Licht. Im Glanze ihrer Augen spiegelt sich des Himmels Klarheit und der Sterne Schar. Niemand kann ihr Lob vollenden[174]). Die innige Freude der Dichter an der Schönheit der Frau zeigt sich besonders darin, daß sie bisweilen schildern, wie Gott als ein Künstler mit liebevoller Sorgfalt um die Vollendung seines schönsten Werkes bemüht gewesen sei[175]):

Gott spart' an ihren Wangen nicht den Fleiß:
Er strich gar teure Farbe drauf,
Hier Rosenrot, dort Lilienweiß.
Wenn ich's vor Sünden dürfte sagen,
So säh' ich Frauen stets viel lieber an
Als Himmel oder Himmelswagen*).

Schon in der Schöpfung, noch mehr aber in der Erlösung zeigt sich Gott als die Liebe. Besonders Reinmar betont bisweilen das Vorhandensein der Minne in Gott so stark, daß dieselbe in

*) Gemeint ist das Sternbild des großen Bären.

Person Gott gegenüber tritt[176]). Sie bringt dem Vater und dem Sohn ins Herz, klagt ihnen den tiefen Fall der Menschen und bittet um Erbarmen. Die Minne ist der heilige Geist, welcher das Werk der Erlösung betreibt. Mit großer Naivetät wird dieser Vorgang geschildert:

> Durch Minne ward der Alte*) jung,
> Der ewig war ohn' Ende:
> Vom Himmel that er einen Sprung
> Herab in das Elende.

Die Minne Gottes tritt öfter auf im Gewande der irdischen Liebe, aber diese ist auch wiederum verklärt durch jene. Mit den stärksten Ausdrücken preist Reinmar die Macht der göttlichen Liebe[177]): Die Minne hat Gott bezwungen, denn Erbarmung und Güte klagten ihm, wir Menschen gingen verloren. Da gebot die Minne Gott dem Herrn, daß er uns seinen Sohn hernieder in den Tod sandte. Dazu hat ihn allein die Liebe vermocht, so gewaltig ist die Minne. Sie zwang Gott, daß er des Menschen Bruder ward. Der König aller Könige folgte der wahren Minne Begierde.

Den modernen Christen muten diese und ähnliche Gedankengänge weniger an, vielleicht erscheinen sie manchem geschmacklos oder religiös taktlos. Wir wollen aber nicht vergessen, daß der klassische Liederdichter der evangelischen Kirche, Paul Gerhardt, genau dasselbe ausführt, wenn es in seinem Liede „Ein Lämmlein geht u. s. w." heißt:

> O Wunderlieb, o Liebesmacht,
> Du kannst, was nie ein Mensch gedacht:
> Gott seinen Sohn abzwingen,
> O Liebe, Liebe, du bist stark
> Du streckest den in Grab und Sarg,
> Vor dem die Felsen springen[178]).

Liebe und Barmherzigkeit sind noch immer die Triebfedern der göttlichen Welterhaltung und Weltregierung. Alles Thun und Lassen geschieht durch diese zwei, bis die Welt ein Ende hat[179]). Auch alle menschliche Ehre ist in Gott begründet, und es giebt keine Ehre ohne ihn. Unehre ist dort, wo man Gottes Gemeinschaft

*) D. h. der ewige Gott. Vgl. junger mensch und alter got bei Walther v. d. V. Nr. 88, 9.

verlassen hat. Darum ist Unehre unchristlich und bringt den Tod [180]). Vor allem aber die **Liebe** der Menschen unter einander hat ihre Basis und Garantie nur in der Minne Gottes. Der Ritter nimmt seine geliebte Frau aus Gottes Hand, und die Frau dankt Gott für die Liebe, welche sie gefunden hat, indem sie singt [181]):

Gott hat an mir sehr wohlgethan,
Da ich mit Sorgen lieben soll,
Daß ich vertraute einem Mann,
Von dem die Leute reden wohl.

Der Ritter aber wünscht seinem „herze liebez frowelîn“ als das Beste und Größte Gottes Segen „für heute und für immer“, denn Liebe und Freundschaft der Menschen sind nur „Lehen“ Gottes [182]). So findet sich bei diesen Dichtern insbesondere bestätigt, was der Philosoph Jakobi im allgemeinen sagte: Gott theomorphisierte den Menschen, darum müssen wir Menschen Gott anthropomorphisieren, d. h. Gott bildete den Menschen nach seinem göttlichen Bilde, darum muß der Mensch sich Gott nach seinem menschlichen Bilde vorstellen.

Das Wesen Gottes, welches in der Liebe besteht, ist umgeben von einem Kranze göttlicher Eigenschaften. Da man überall seine Wunderkraft und Gnade spürt, ist er **allgegenwärtig**. Kein Ding kann, nachdem es einmal von Gott geschaffen ist, auch nur kurze Zeit aus eigener Kraft und für sich bestehen. Alles, was ist, ist nur durch Gott, und ist nur solange, als Gott darin und dabei ist. Darum ist auch Himmel und Erde nirgends „hohl“, sondern überall der Gottheit voll [183]). Das Gesetz, welches in der Natur keinen leeren Raum zuläßt, gilt auch auf dem geistigen Gebiete. Es giebt keinen Raum, in welchem Gott nicht wäre, denn er ist die wahre Fülle. Mit streng logischer Folgerichtigkeit sagt daher Freidank:

Die Hölle stünde leer,
Wenn Gott nicht drinnen wär'.

Vielleicht liegt manchem der Gedanke näher, daß Gott, wenn er auch sonst überall ist, doch in der Hölle nicht zu finden sein könne, denn die Strafe der Verdammten bestehe ja doch eben im Ausschluß von der Gegenwart Gottes. Aber Freidank hat jedenfalls

die Bibel für sich: „Führe ich gen Himmel, so bist du (Gott) da, bettete ich mir in der Hölle, so bist du auch da[184].“ Die Strafe in der Hölle kann also — so wollen wir hier beiläufig in Kürze bemerken — nicht im Ausschluß von der göttlichen Allgegenwart bestehen, sondern grade im Einschluß in dieselbe. Die zentrifugale Kraft der Sünde wird im Jenseits gebrochen sein, aber sie kann auch nicht mehr zentripetal werden, und eben in diesem Widerspruch besteht die höllische Qual.

Weil Gott, der Meister der Schöpfung, aller Orten gegenwärtig ist, so muß auch die Welt überall vollkommen sein. Nirgends ist etwas versehen oder vergessen. Wenn ein Mensch die Fähigkeit besäße, etwas ganz nach seinen Wünschen zu schaffen, so würde er gewiß auf viele Vorteile bedacht sein, aber er würde doch immer noch allerlei Mängel übersehen und vieles vergessen, während Gott niemals etwas versäumt hat. Seine Vollkommenheit zeigt sich, wie in der sorgfältigen Ausführung der einzelnen Exemplare, so auch in der unendlichen Mannigfaltigkeit, mit welcher die einzelnen Exemplare von einander unterschieden und ausgezeichnet sind. Die Menschen stellen, wenn sie einmal eine neue Erfindung gemacht haben, immer gleich tausende von Exemplaren nach demselben Muster her, aber aus Gottes Werkstätte gehen auch nicht zwei Exemplare hervor, welche sich völlig gleich wären. Mann und Weib sind schon eine Spanne unterhalb der Augen verschieden gebildet. Keine der unzähligen Stimmen von Menschen und Tieren, welche wir hören, stimmen mit einander überein. Von den Blumen vollends giebt es hunderte von Arten, welche ganz abgesehen von der Farbe und Form der Blüten nicht einmal an den Blättern ein gleiches Grün zeigen[185].

Wie über die Grenzen des Raumes, so ist Gott auch über die Schranken der Zeit erhaben.

Der einen Anfang nie gewann
Und allen Anfang machen kann,
Der kann ein Ende machen und kein Ende,
Wenn er es nimmt in seine Hände.

Darum kann man zu ihm beten und sich seinem starken Schutze empfehlen[187].

Die Allgegenwart Gottes — um menschlich zu reden — nach ihrer intellektuellen Seite bezeichnen wir als Allwissenheit. Natürlich ist Gottes Gegenwart immer eine geistige, weil er eben Geist ist. Aber, wenn wir gewöhnlich von „Allgegenwart“ Gottes reden, so denken wir doch meistenteils an eine physisch vermittelte Kraft, während die Allwissenheit eine unvermittelte und daher rein geistige Allgegenwart ist. Was dem Sünder zu Furcht und Schrecken gereicht, das ist dem gläubigen Christen der Grund seiner Gewißheit in der Gegenwart und seiner Hoffnung für die Zukunft. Der Böse bemüht sich vergebens, vor Gott zu fliehen, denn die Augen desselben sind klar und erkennen auch aus der Ferne die kleinsten Sündenflecken[188]). Gott weiß die Namen der Sterne, die sonst niemand auch nur zählen kann. Durch das Gewissen ist jedem Menschen ein Zeugnis der Allwissenheit Gottes in das Herz geschrieben[189]).

Die Allwissenheit ist die notwendige Voraussetzung der göttlichen Gerechtigkeit. Weil seinem Blick keine gute und keine böse That entgeht, kann er auch nach Verdienst belohnen und bestrafen.

Nicht ohne Lohn läßt Gottes Kraft,
Was immer einer Gutes schafft;
Und keine That, die da ist schlecht,
Verbleibt vor Gotte ungerächt[190]).

Auch, was im Finstern gethan oder nur im verborgenen Herzen gedacht wird, bringt Gott an das Licht. Jeder muß schneiden und mähen, was er gesäet hat. Freilich oft scheint dem Menschen Gottes Regierung wunderbar[191]). Er läßt bisweilen zu, daß die Redlichen dem Haß und der Verfolgung preisgegeben werden. Der Fromme aber muß leiden und warten, bis ihm im Jenseits sein Recht wird, während es hier bisweilen den Anschein hat, als ob Gott schliefe. Aber mit Grimm wird er einst aufwachen und alle Unchristen seinen Stab fühlen lassen.

Die angewandte Gerechtigkeit Gottes beruht auf seiner persönlichen Gerechtigkeit d. h. auf seiner Sündlosigkeit.

Zwei Dinge Gott nicht thuen mag,
Die ich wohl thu', welch' harter Schlag!
Ich finde meinen Bessern hie
Und sünd'ge: beides that er nie[192]).

Während Menschen sich leicht durch Verleumdungen beeinflussen lassen und die Unschuld für schuldig halten, kann man bei Gott mit keiner List den Reinen anschwärzen. Man kann ihn auch nicht mit Gaben und Geschenken bestechen:

> Wie oftmals Gott auch wird belogen,
> Er bleibt doch immer unbetrogen.

Darum ist der Welt Freundschaft oft Gottes Feindschaft, denn der Welt ist mancher viel wert, welchen Gott nicht zum Freunde begehrt[193]. Andererseits ist freilich auch das Ansehn, welches ein Mensch in der Welt genießt, für Gott noch kein Grund, ihm deshalb gram zu sein. Sein Urteil steht zwar meist im Gegensatz zu demjenigen der Welt, ist aber in allen Fällen von demselben unabhängig.

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß Gerechtigkeit und Gnade in einem so ausschließlichen Gegensatz zu einander ständen, daß jeweilig immer nur eine von beiden in Aktion treten könne[194]. Thomasin von Zirklaria bemerkt hingegen sehr richtig: Gott übt niemals widerrechtliche Gnade oder ungnädiges Recht, mithin ist stets Gnade mit Recht und Recht mit Gnade verbunden. Nur so erklärt es sich ja auch, daß alles religiöse Empfinden des Menschen durch Furcht und Hoffnung oder durch Furcht und Liebe zugleich bewegt wird. Darum ließ D. Martin Luther alle Erklärungen der zehn Gebote mit den stereotypen Worten „Wir sollen Gott fürchten und lieben" beginnen[195]. Die Furcht bezieht sich auf Gottes gerechtes Gericht, welches durch die Sünde herausgefordert wird, und die Hoffnung ist nichts anderes als der Glaube, welcher die Zukunft auf die Liebe Gottes stellt. Darum darf der Christ zu seinem Gott das Zutrauen haben, daß alles, was ihm widerfährt, gerecht ist[196].

Während Gott sich in seiner Gerechtigkeit niemals durch Zorn oder Leidenschaft bestimmen läßt, gestattet er doch dem gläubigen Beter Einfluß auf seinen Willen. Ja, ein kleines Kind erbäte wohl, was man von ihm erbitten soll[197]. Seine Gnade ist ebenso schnell bereit zu helfen, als langmütig im Verzeihen. Es ist gewiß ein starkes Unrecht, wenn das Geschöpf sich Urteile über seinen Schöpfer erlaubt, wenn der kurzlebige Mensch den unendlichen Gott mit der

kleinen Elle seines Verstandes messen will und sich erkühnt, ihn zu verkleinern, dennoch läßt Gott es ihm in seiner Großmut zu:

Gott uns mit besserem Maße mißt,
Als wir ihn messen jede Frist[198]).

Christus.

Christus ist Gottes Sohn, vom Vater geboren und ihm gleich an Ehren[199]). Die Frage, wie Gott ohne Mutter einen Sohn habe gebären können, weist Freidank von vornherein ab. Es giebt keine Antwort auf diese Frage, und der Glaube hat überhaupt kein Interesse, dieselbe aufzuwerfen. Dem kranken Manne kann die chemische Zusammensetzung seiner Medizin gleichgültig sein. Er fragt nur darnach, ob sie ihm hilft. Die göttliche Geburt Jesu Christi ist so hoch und wunderbar, daß man sie nicht in Fragen und Antworten zerlegen kann. Seine menschliche Geburt von der Jungfrau Maria kann schon eher ein Gegenstand der sinnenden und anbetenden Betrachtung sein. Aber im letzten Grund ist sie auch nicht weniger wunderbar als jene, denn wie Christus das erste Mal ohne Mutter, so wurde er das zweite Mal ohne Vater geboren[200]). Das Wunder der Jungfrauengeburt steht in einer Linie mit der Erschaffung der Welt aus nichts. Der Menschgewordene blieb Gott, und an dem Kreuze auf Golgatha starb nicht ein bloßer Mensch sondern Gott selbst[201]).

Jesus, du wunderbarer!
Du bist einer, du bist drei,
Du warst je und mußt auch immer ewig sein[202]).

Darin sind sich alle Dichter einig, daß in der heiligen Weihnacht das größeste Wunder, welches möglich war, geschehen ist. Menschliches Lob reicht nicht aus, diese Gottesthat gebührend zu preisen. Darum fordert Reinmar von Zweter die Engel auf, davon zu singen, wie „Gott gejunget hat“[203]). Derjenige, welchen die Himmelsweite nicht umfaßte und weder Höhe noch Tiefe begriff, wurde von einer Jungfrau als ein kleines Kind geboren. „Den aller Weltkreis nie umschloß, der liegt in Mariens Schoß; er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein[204]).“

Der Sohn Gottes ist ein „crippenknabe[205])“ geworden. Esel und Rind sind sein Stallgesinde. Eine Tochter Gottes wurde Gottes

Mutter, und der Vater wurde ihr Kind[206]). Darum faßt Walther von der Vogelweide seine anbetende Bewunderung an der Krippe in diese Worte[207]):

> Was er an Wundern je gethan —
> Nichts diesem Wunder gleichen kann.

Denn das Kind in der Krippe ist „iunger mensch und alter Got“[208]) d. h. ewiger Gott. Das Mittelalter liebte es, dies Geheimnis durch allerlei Bilder und Vergleiche dem religiösen Verständnis näher zu bringen. Manche Versmacher ließen freilich dabei Takt und Geschmack vermissen[209]), aber die Dichter brachten zahlreiche geschickte und schöne Vergleiche bei, welche wohl geeignet waren, wenn auch nicht einen Ungläubigen von dem Wunder zu überzeugen, so doch einen Gläubigen in seinem Glauben zu stärken[210]). Sie erinnern an den Mandelbaum, welcher unversehrt bleibt, obwohl er Blüten und Früchte treibt, an das klare Glas, durch welches die Sonnenstrahlen ungehindert hindurchleuchten, oder an das Fell Gideons, welches von Gott mit dem Tau des Himmels befeuchtet wurde[211]). Oder sie schildern den Vorgang der Empfängnis gemäß einer mittelalterlichen Vorstellung, indem Maria Gott in Gestalt des Wortes durch das Thor des Ohres in sich aufnimmt[212]). Alle diese Bilder und Gleichnisse sollen nur dazu dienen, den Eintritt Christi in diese Welt als eine unmittelbare That Gottes darzustellen, welche dadurch, daß die Geburt menschlich vermittelt ist, nichts an Reinheit und Kraft eingebüßt hat. Denn, was aus jenem Worte entstand, war frei von Kindessinn. „Es wuchs zum Wort und war ein Mann“[213]).

Wegen dieser doppelten Abstammung hat Christus zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche. Beide vereinigen sich aber in ihm so harmonisch zu einem Ganzen, wie in jedem Menschen die Seele mit dem Leibe; und grade die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Einer Person macht seine Messianität aus, kraft deren er befähigt war, das Werk der Erlösung zustande zu bringen[214]).

> Gott ward ein Mensch dem Mensch zu gut,
> Dem durch Adams Hochmut
> Verloren ging das Himmelreich.

Oft wird auf das irdische Leben des Heilandes Bezug genommen. Mit der Taufe begann er sein Werk der Erlösung, und bei der Versuchung durch den Teufel in der Wüste gewann er seinen ersten, für alle Zeiten grundlegenden Sieg wider die Sünde [215]). Doch öfter noch singen die Dichter vom Leiden und Sterben des Reinen. Er hat vollbracht, was ein sterblicher Sünder nicht vermochte. Alle eigenen Erlösungsversuche der Menschen sind nicht nur erfolglos sondern auch sogar geeignet, den Zorn Gottes zu steigern.

Denn, wär' ich in des Kaisers Acht,
Und hätt' vor ihn noch den gebracht,
Der auch hätt' seine Huld verlor'n —
Das weckte leicht des Kaisers Zorn.
Würb' ich für solchen noch um Huld,
So mehrte ich nur eigne Schuld [216]).

Das ist derselbe Gedanke, welchen einst ein Sänger in Israel in diese Worte kleidete: „Kann doch ein Bruder niemand erlösen, noch ihn Gotte versöhnen; denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen; man muß es lassen anstehen ewiglich“ [217]). Nur der Reine konnte die Unreinen reinigen, nur der Heilige die Unheiligen heiligen. Jesu göttliche Gesinnung, welche sich in allen seinen Worten und Werken auf gleiche Weise offenbarte, mußte Gott und Mensch wieder versöhnen [218]). Der Erlöser ließ sich verkaufen, um uns, die wir „Leibeigene“ der Sünde waren, loszukaufen [219]). Ohne sein Kreuz, Speer und Dornen wären wir verloren. Sein Tod tötet unsern Tod, sein Blut wäscht allen Makel ab von Evas Kindern [220]). Und das alles ohne unser Verdienst und Würdigkeit! Schon die bloße Gemeinschaft mit den unreinen Erdenbewohnern hätte den himmlischen Königssohn verdrießen können, aber er verband sich aufs Innigste mit uns, indem er für uns starb.

Daß ihn das nicht verdroß,
Das ist ein Wunder also groß —
Aller Wunder Übergenoß [221])!

Die Höllenfahrt Christi bezeichnete Freidank [222]) als den besten Raub, d. h. als den erfolg- und ruhmreichsten Raubzug, weil er sich gegen das sonst allen verschlossene Reich des Todes und des Teufels richtete. Selbst auf die Hölle erstreckt sich die Erlösung, denn Adam

und manche verlorene Seele haben sich gefreut, als der Engel Gabriel zum ersten Mal das Ave Maria sprach[223]).

Wie ein stellvertretendes Leiden und Sterben Jesu für uns eine Erlösung wirken konnte, darüber grübeln unsere Dichter nicht. Sie berufen sich einfach auf die Glaubensregel, welche jedermann lernt:

Wer den Glauben richtig kann,
Weiß wohl, wie er uns gewann[224]).

Christus ist der rechte Pelikan, welcher die Seinen mit seinem Herzblut bis zum letzten Tropfen ernährt[225]). Darum bittet Reinmar von Zweter in seinem Leich[226]):

Wir Christen heißen nach dir, Christ!
Und weil du unser Genosse*) bist,
So heb uns auf — wir sind erlegen,
Und führ uns aus den Sündenwegen,
Darauf wir wandeln wie in Hast.

und Walther richtet an ihn sein schönes „Morgengebet[227])“

Christ schenke mir den Schein
Der großen Kraft der Güte dein!

Wer neue Aufschlüsse und Erkenntnisse über das Leben und die Person Jesu bei den Dichtern erwartete, würde vergebens bei ihnen darnach suchen. Je näher man jemandem innerlich steht, desto weniger redet man vor andern *über* ihn, aber man lebt mit ihm und redet desto mehr *mit* ihm selbst.

Der heilige Geist.

Der heilige Geist ist diejenige Person der göttlichen Dreifaltigkeit, welche den meisten Christen mehr oder weniger fremdartig gegenüber steht, und doch will grade er durch die Heiligung den Schlußstein auf den Bau setzen, welcher mit der Schöpfung begann und mit der Erlösung nach langer Unterbrechung wieder aufgenommen wurde. Vor allem Walther von der Vogelweide weiß von ihm in begeisterten Worten zu reden. Er nennt ihn den Tröster, welcher mit seiner süßen Feuchtigkeit ausgeht, ein dürres Herz zu laben[228]). Er ist der erquickende Morgentau nach der langen bangen Nacht der Sünde.

*) **gnanne** = **genanne** = Namensvetter, Genosse.

Er macht die Herzen wieder grünen und blühen zu neuem Leben. Darum beginnt Walther sein Kreuzzugslied mit der Bitte[229]):

Viel süße, wahre Minne,
o heile kranke Sinne!

Einen „kranken Sinn" hat der unbekehrte Sünder. Der heilige Geist heilt den Sinn, indem er ihn ändert, d. h. indem er zur Buße und Erkenntnis der Sünde führt. Denn kein Mensch kann sich selbst bekehren. Das Herz bleibt kalt und hart, welches nicht der heilige Geist erweicht und wärmt.

Die Reue ist uns teuer*),
Drum sende Gott zum Steuer
Zu uns sein Minnefeuer**).
Sein Geist, der viel-Erfreuer***),
Der kann wohl harten Herzen geben
Aufricht'ge Reue und lichtes Leben.
Wo er die Reue gerne weiß†),
Da machet er die Reue heiß:
Ein wildes Herz er also zähmt,
Daß es sich aller Sünden schämt[230]).

Freilich das Feuer, welches die Bußfertigen wohlthuend und lebenweckend erwärmt, verbrennt den Unbußfertigen und bringt ihm den Tod. Denn, wer sich dem minnefiure des heiligen Geistes und seiner läuternden Wirksamkeit entzieht, kommt in das höllische Feuer, aus welchem keiner, der einmal darin schmachtet, wieder entrinnen kann. Nur, wer sich vom Zweifel kehret, der hat den Geist bewahrt. Der Unglaube aber, welcher wider den Geist streitet, muß unterliegen und vergehn.

Die Trinität.

Der Eine Gott der Christen ist eine Dreifaltigkeit und besteht aus drei Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist. Ihre Einheit im Wesen hat zur Folge eine Einheit im Wirken. Gott Vater und

*) = selten.
**) = der heilige Geist.
***) sîn geist der vîl gehiure.
†) D. h. wo er weiß, daß die Reue gerne gesehen ist.

Gott Sohn handeln gemeinschaftlich vermittelst des heiligen Geistes [231]). Gott Vater ist stets der „Geselle“ Gottes des Sohnes gewesen, selbst damals, als letzterer im Grabe lag und in die Hölle hinabfuhr.

Die Verbindung zwischen beiden wird als eine so innige vorgestellt, daß Jesu bisweilen auch die Benennung „Vater“ zuerteilt wird, z. B. bei dem Marner, welcher den Heiland anredet: „Lieber Vater Jesus!“ oder

Du hochgelobter Jungfraunsohn,
Gott, Herre, Vater Christ [232])!

oder in der Bitte: „Sei uns gnädig, Herre Vater Jesus Christ!“ Wem diese Benennung ungewohnt oder gar unzutreffend scheint, möge sich an das erinnern, was Jesus von sich selbst bekannte: „Wer mich siehet, der siehet den, der mich gesandt hat [233]).“

Obwohl Gott dreifach in die geschichtliche Erscheinung getreten ist, bleibt doch sein inneres Wesen die Einheit, in welcher er sich schon dem Abraham offenbarte [234]), als er zu ihm sprach: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm!“ Wie die „Einung“ eine „Dreiung [235])“ sein könne, ist nicht eine Sache des Nachdenkens oder Nachrechnens sondern ein Geheimnis, welches angebetet sein will wie alle anderen Wesensbestimmungen und Eigenschaften Gottes. Der Glaube ist nicht mißtrauisch sondern eine gewisse Zuversicht, welche sich nicht mit unfruchtbaren Grübeleien befaßt.

Nur gegenüber den Nichtchristen, welchen der Glaube an einen dreieinigen Gott oft ein Gegenstand des Spottes ist, suchte man die Trinität als etwas darzustellen, was in ähnlicher Weise sich auch auf anderen Gebieten findet. Besonders den Juden, welche einen starren Monotheismus vertreten, erschien dieser Glaube als Polytheismus. Ihnen suchte Freidank nachzuweisen, daß es auch sonst Dinge gebe, welche aus zwei oder gar drei verschiedenen Teilen bestehen und doch zusammen nur ein Ganzes bilden. So besteht z. B. jede Harfe aus Dreierlei: aus Holz, Saiten und Stimme, oder die Sonne hat Feuer und Schein und muß doch eine Sonne sein [234]). Man kann das Feuer nicht vom Schein trennen, sondern wo das eine ist, da muß auch das andere sein, und doch sind beide nicht eins sondern von einander verschieden. So sind auch die drei „Namen“

oder Personen in Gott, obwohl verschieden doch ungeschieden bei einander.

Indes, Freidank war ehrlich genug, daß er diese Vergleiche und Bilder nicht als zwingende Beweise ausgab. Er bekannte von sich selbst, daß er vor einem unbegreiflichen Wunder stehe. Er will auch keinerlei Versuche machen, dieses Wunder zu erklären, sondern erinnert sich seiner Christenpflicht, welche ihm den Gehorsam des Glaubens auferlegt. Er fordert aber von dem Glauben an Gott ein Zweifaches: man müsse nicht nur glauben, daß er alles thun könne, was er wolle, sondern auch daß er alles sein könne, was er wolle[235]. Denn, wer alles thun kann, muß auch alles sein können. Diese Bemerkung ist in der That einleuchtend und aller Beachtung wert. Für den Verstand ist die eine Annahme nicht leichter oder schwerer als die andere, und für den Glauben ist beides eins. Wenn nämlich allem Thun ein Sein entsprechen muß, so muß auch der Allmacht im Thun eine Allmacht im Sein entsprechen, mithin kann der Allmächtige drei—einig sein.

Mit Recht sieht daher Freidank im Widerspruch gegen die Trinitätslehre eine Aufkündigung des Glaubensgehorsams, welchen der Christ seinem Gotte wie der Bürger seinem König schuldig ist[236].

Die Mittel und Mittler des Glaubens.

Die Bibel.

Unter den Mitteln, von welchen der christliche Glaube lebt, steht die Bibel als das geschriebene Wort Gottes voran. Was die Bibel dem Christen in religiöser Beziehung ist, das bietet sie dem Dichter in künstlerischer Beziehung. Denn wenn die christliche Kunst die höchsten Ideen enthält, so muß Christentum und Kunst aus derselben Quelle fließen. Freilich sind nicht alle Dichter geborene und bleibende Freunde der Bibel — sie sollten es sein, denn die Dankbarkeit gebietet es ihnen — aber man wird schwerlich einen Dichter, welcher diese Bezeichnung mit Recht trägt, namhaft machen können, an welchem gar keine Spur von einem Einfluß der Bibel auf seine

Gedanken oder Worte zu finden wäre. Die größten Feinde der Bibel waren bisweilen schon am abhängigsten von derselben[237]).

Die Dichter des deutschen Mittelalters waren durchweg fromme Christen. Daß ihre persönliche Religiosität sich nicht immer mit dem offiziellen Kirchentum in Deckung bringen lassen wollte, gereicht ihnen keineswegs zur Schande. In Anbetracht ihrer christlichen Gesinnung wäre daher eine nähere Bekanntschaft mit dem Grundbuch des christlichen Glaubens als selbstverständlich zu erwarten, wenn nicht die Zeitverhältnisse damals dem Bibelstudium mehr als ein oft unüberwindliches Hindernis entgegengebracht hätte. Zunächst war die Beschaffung eines Bibelbuches in jenen Zeiten allzu kostspielig und der Transport eines solchen allzu lästig, als daß fahrende Sänger, welche ein unstetes Leben führten und in ihrer Armut auf Gastfreundschaft bei wohlhabenden Gönnern angewiesen waren, wie z. B. Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter und der Marner, die heilige Schrift eigentümlich hätten besitzen können. Bei Hugo von Trimberg, welcher Schulrektor in Theuerstadt, einer Vorstadt Bambergs war, und bei Ulrich Boner, dem Predigermönch in Bern, steht es freilich in dieser Beziehung anders, da ihnen wohl eine Klosterbibliothek zur Verfügung stehen mochte.

Zu diesen äußeren Schwierigkeiten im Gebrauch der Bibel kamen noch die päpstlichen Bibelverbote, welche sobald auftauchten, als der freie Schriftgebrauch den Herrschaftsgelüsten der Kirche unbequem zu werden anfing. Seitdem zogen sich die Bibelleser in die Sekten und kirchenfeindlichen Gemeinschaften zurück. Da aber die meisten unserer Dichter, wenn auch nicht in allen Stücken, Freunde der päpstlichen Kirche, so doch nachweislich erklärte Gegner der „Ketzer“ waren, so blieb ihnen auch diese Quelle der Bibelkenntnis verschlossen.

Wenn sich trotzdem eine überraschend gute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift bei fast allen mittelhochdeutschen Dichtern findet, so sind wir bis jetzt noch nicht in der Lage, die Quellen, aus denen man dabei schöpfte, genau anzugeben. Die einzige Gelegenheit, wo das große Volk Worte aus der Bibel hören konnte, war der sonntägliche Gottesdienst. Aber diese Vorlesungen mußten auch noch dem

Verständnis der meisten unzugänglich bleiben, weil sie in lateinischer Sprache vorgetragen wurden. Einzelne Bücher, wie z. B. diejenigen der Spruchweisheit erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit und wurden vielfach mündlich überliefert: König Salomo war der christliche Feuchtersleben des Mittelalters*). Auch war das Gedächtnis der Menschen zu jenen Zeiten, wo verhältnismäßig nur wenig geschrieben und gar nichts gedruckt wurde, weit besser als heutzutage, so daß man ohne Mühe große Abschnitte aus der heiligen Schrift auswendig lernte und behielt[238]).

Von Hugo von Trimberg kann man sagen: er lebte in der Bibel, und darum sprach die Bibel aus ihm. Biblische Namen und Beispiele, biblische Schlagwörter und ganze Geschichten bringt er fast auf jeder Seite seines umfangreichen Gedichtes**). Hier sei nur erwähnt, was er über die heilige Schrift sagte: Er nennt sie einmal einen Wald, in welchem Jung und Alt sich in Herzensfreude ergehn können, denn sie finden alle reichlich Holz, Laub, Gras und Blumen und wandeln auf moosigen Pfaden[239]). Darum will er, daß die heilige Schrift aller Künste Kaiserin sei und als solche anerkannt werde. Denn, wer diese nicht in der Jugend lerne, beweise hernach wenig Tugend, möge er auch nach Paris und Salerno oder anderen Sammelstätten menschlicher Weisheit gehen[240]). Die menschlichen Verfasser des göttlichen Wortes waren nur ungelehrte Fischer, aber ihre Glaubenszeugnisse sind gewinnbringender und dauerhafter als alle Disputierkünste und rhetorischen Ornamente der akademischen Theologen[241]).

Religiös-theologische Erkenntnisse.

Religiöses Wissen.

Wer aus den Werken der mittelhochdeutschen Dichter eine theologische Dogmatik zusammenstellen wollte, würde sich des Miß-

*) Fast möchte ich sagen: „der christliche Knigge". Nur ist dessen Popularität nicht frei von Trivialität.

**) Um eine Vorstellung von dem großen Einfluß der Bibel bei den mittelhochdeutschen Dichtern zu geben, führen wir in der Beilage IV eine Reihe von biblischen Zitaten an. Dieselbe macht aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

brauches der Poesie schuldig machen. „Der Dichter ist zwar immer auch ein Denker, aber ein christlicher Dichter ist kein Theologe. Er denkt nicht innerhalb eines vorschriftsmäßigen oder doch wenigstens üblichen Ideenkreises. Sein Denken ist stets mit Fühlen und Schauen verbunden[242]." Eben deshalb sind aber die religiösen Erkenntnisse der Dichter oft tiefer begründet als die logischen Systeme der Theologen.

Was zunächst den religiösen Wissensstoff betrifft, so findet man bei unsern Dichtern natürlich dasjenige Maß vor, welches Gegenstand des kirchlichen Unterrichts war: Die zehn Gebote, das Vater Unser und das Ave Maria. Während wir bei Walther von der Vogelweide nur einmal der siebenten Bitte des Herrengebetes, und zwar in lateinischer Sprache: „libera nos a malo. âmen.[243]" begegnen, liefern andere Dichter außer dem Stoff, welchen sie in Verse brachten, noch eine interlineare Erklärung.

Die dichterische Bearbeitung der zehn Gebote bei Freidank[244]) ist zwar vermutlich ein unechter Zusatz. Da dieselbe aber wohl ziemlich aus derselben Zeit stammt, so möge sie hier mit in Betracht gezogen werden. Dieselbe beginnt mit einer Ankündigung über den Inhalt:

Dies sind die zehen Gebot',
Die uns gebot der wahre Gott.

Zu beachten ist hier die Unbedingtheit, mit welcher die zehn Gebote, die einst den Israeliten gegeben waren, auch den Christen als Pflicht auferlegt werden. Der Dichter macht eben Ernst mit dem Worte Jesu: „Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Tüttel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe[245])." Nach dieser Ankündigung sollte man erwarten, daß jetzt auch wirklich die zehn Gebote in ihrer rein biblischen Überlieferung folgen würden. Statt dessen beginnt die Reihe mit dem Doppelgebot der Liebe[246]). Noch könnte alles in Ordnung kommen, ja es würde ein echt evangelischer Gedanke sein, wenn das Doppelgebot der Liebe als zusammenfassende Inhaltsangabe nur vorangestellt wäre, aber auf dasselbe folgt nicht mehr das erste sondern das dritte der zehn Gebote. Es hat also den Anschein, als wenn jenes Doppelgebot die beiden ersten Gebote vertreten soll, was nicht eben von einer

großen Kenntnis des Verfassers zeugt. Das dritte Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ bekommt den Zusatz, daß Leib und Seele dessen bedürfen. Das vierte Gebot zeigt, daß die Ehrerbietung gegen die Eltern Vorbedingung für ein langes Leben ist. Das fünfte Gebot verbietet das Töten, selbst im Falle der Notwehr. Das sechste Gebot ist wider die Unzucht. Das siebente untersagt die Gemeinschaft mit Dieben, welche in die Hölle fahren. Das achte Gebot aber — hat der Dichter ganz vergessen, denn er läßt sofort das neunte und zehnte folgen und schließt:

> Wer so behält die zehn Gebot',
> Der soll wissen ohne Spott,
> Daß er das Himmelreich
> Besitzet ewiglich.

Dieser Schluß legt die Vermutung nahe, daß die Absicht des Dichters war, durch seine gereimte Abfassung der zehn Gebote dem Gedächtnis aller derjenigen zu Hilfe zu kommen, welche auf Antrieb der Kirche dieselben auswendig lernen mußten. Um so auffälliger ist es freilich, daß er nur so mangelhaft diese Aufgabe erfüllte. Auch dieser Umstand mag die sonstigen Gründe, aus welchen man Freidank die Abfassung dieses Spruches abspricht, unterstützen.

Religiös wertvoll sind aber wiederum die darauf folgenden Verse, in welchen auf die Unmöglichkeit, alle diese Gebote zu halten, hingewiesen wird: Adam sollte nur ein einziges Gebot Gottes halten. Wir aber, die wir doch „blöder sind, das weiß Gott, als Adam war“, sollen gar zehn Gebote halten! Darum brauchen wir Barmherzigkeit und Vergebung von Gott. Denn, wenn auch ein Mensch alles, was von Gott geboten ist, gethan hätte, so müßte er doch immer noch ängstlich besorgt sein, wie er Gottes Gnade empfangen könne. Denn Gnade ist eben stets etwas Unverdientes[247]).

Leider ist uns das Glaubensbekenntnis nicht auf ähnliche Weise überliefert. Freidank erklärt nur einmal, daß er von der Wahrheit desselben fest überzeugt sei. Dies Bekenntnis brauche nicht das Licht zu scheuen wie die Lehre der Ketzer, welche sich in Winkeln und Finsternissen verbergen müssen. Die Öffentlichkeit der Lehre gilt ihm als ein Wahrheitsbeweis für dieselbe[248]).

Das Vater Unser*) dagegen findet sich sowohl bei Reinmar von Zweter als bei dem Marner[249]). Die geringen Abweichungen, welche sich der letztere in seiner Übertragung des Paternosters erlaubte, scheinen mir weniger durch Reim und Versbau veranlaßt zu sein als durch die Absicht, eine möglichst verständliche Übersetzung, welche die Erklärung in sich birgt, zu geben, denn die Abänderungen haben oft den Wert von Auslegungen. So z. B. die Hinzufügung von „an uns" in der ersten und zweiten Bitte, wo im Lateinischen nur sanctificetur nomen tuum und adveniat regnum tuum steht. Reinmar leistete durch diesen kleinen Zusatz für seine Zeit genau dasselbe, was später D. Martin Luther, wenn er in seiner Erklärung des Vater Unsers im Kleinen Katechismus zur ersten Bitte schrieb: „Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig, aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns heilig werde", oder zur zweiten Bitte: „Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selbst; aber wir bitten in diesem Gebet, daß es auch zu uns komme." Die religiöse Subjektivirung dieses kirchlichen Elementarstoffes, welche wir an Luther mit Recht so sehr bewundern, vollbrachte also schon der Marner. Die Änderung in der dritten Bitte, wo es statt „Dein Wille geschehe hier auf Erden wie im Himmel" heißt „in deinem Reiche" scheint mir zwar hauptsächlich im Interesse des Reimes getroffen zu sein; sie ist aber insofern sehr angemessen, als das Wort „Himmel", welches leicht im äußerlich-physikalischen Sinne aufgefaßt werden kann, durch den religiös-sittlichen Begriff „Reich" ersetzt ist. Die vierte Bitte scheint mir nicht minder glücklich gefaßt zu sein. „Dîn götlich brôt daz gip uns hiute sunder zwîfels wân" ist freilich keine getreue Übersetzung des lateinischen Textes: „Panem nostrum supersubstantialem da nobis hodie", denn hier steht weder etwas von „göttlich" noch von „ohne Zweifels Wahn". Trotzdem sind beide Zusätze äußerst wertvoll. Das Attribut „götlich" soll auf den Ursprung des täglichen Brotes**) hinweisen,

*) Beilage V.

**) Die Beziehung auf das Brot im heiligen Abendmahl scheint mir aus mehr als einem Grunde völlig ausgeschlossen. Besonders seit dem siegreichen Aufkommen der Transsubstantiationslehre sprach man nicht mehr von „Brot" sondern von „Gottes Leichnam" oder ähnlichen Ausdrücken von dem den Laien zugänglichen Element des heiligen Abendmahls.

wie es Luther ebenfalls in seiner Erklärung thut: „Gott giebt täglich Brot u. s. w." Das „sonder Zweifels Wahn" bezieht sich auf die Art und Weise, in welcher der Mensch das tägliche Brot von Gott annehmen soll. Dem Sinne nach stimmt auch dies völlig mit Luther überein, wenn er sagt: „aber wir bitten in diesem Gebet, daß er (Gott)'s uns erkennen lasse und mit Danksagung empfangen unser täglich Brot." Die Danksagung wird nur aus dem fröhlichen Glauben, der sich von Gott alles Guten versieht, geboren. Der Zweifel dagegen ist mißtrauisch und infolgedessen auch undankbar. Die fünfte Bitte hat der Marner sogar genauer als die Vulgata und auch Luther wiedergegeben, wenn er sagt: „vergip uns unser schult, alsô wir unsern schuldner hân." Während die Vulgata „dimittimus" und Luther „wie wir vergeben" hat, ist der Marner genau dem ἀφήκαμεν im Grundtext gerecht geworden. Die Ordnung der Vergebung ist auch z. B. nach Evang. Matthäi Kap. 5, 23 f. so, daß der Mensch erst seinem Nächsten vergeben soll, ehe er sich an Gott mit der Bitte um Vergebung wenden darf.

Die Fassung des Vater Unsers bei Reinmar ist im allgemeinen als sehr treu und sinngemäß zu bezeichnen. Die dritte Bitte ist durch eine außerordentliche Anrufung verstärkt, welche dem religiösen Affekt bei diesen schwer zu betenden Worten Ausdruck verleiht. Das „heute" in der vierten Bitte ist mit „nîe" ausreichend wiedergegeben. Zugleich ist brôt im weiteren Sinne verstanden, nämlich als Sammelbegriff für alles, dessen wir zur Lebensführung bedürfen. In der fünften Bitte ist der Zusatz „durch deine Huld" religiös wertvoll, denn die sündigen Menschen sind von Natur untüchtig, in rechter Weise Vergebung zu üben, wenn ihnen nicht die göttliche Barmherzigkeit Beistand leistet.

Das Ave Maria*) wurde ebenfalls von dem Marner[250]) in Verse gebracht. Die erläuternden Zusätze, welche sich hier finden, geben uns aber nicht zu weiteren Bemerkungen Anlaß.

Bekanntschaft mit Kirchenvätern und Kirchenrechtslehrern.

Auch mit den Vätern der alten und mittelalterlichen Kirche bis auf ihre Zeitgenossen sind manche Dichter bekannt. Reinmar[251])

*) Vgl. Beilage V.

führt einmal ein Gleichnis aus Gregors Moralien an, welches das Verhältnis von Glauben und Wissen darstellt: Das Lamm vermag durch die Furt des Christentums zu waten, aber für den großen Elephanten, d. h. für den Mann, der nicht glauben, sondern denken will, ist es zu tief. Man muß eben nicht schwimmen wollen, wo man trockenen Fußes hindurchgehn kann.

Vor allen anderen Dichtern besaß aber Hugo von Trimberg, welcher 1260—1309 Magister und Rektor der Schulen am ehemaligen Kollegiatstifte der Maria und Gangolph zu Bamberg in der Theuerstat war, eine für seine Zeit wohl ungewöhnliche Belesenheit in den religiösen und theologischen Werken aller Zeiten. Am öftesten beruft er sich auf den „lieben sant Gregorius“ d. h. auf Gregor (I) den Großen, welcher 590—604 auf dem päpstlichen Stuhle saß, und auf „Sant Bernhart“ d. h. Bernhard von Clairvaux, welcher 1183 als Abt des Klosters Clairvaux starb. Hugo kannte genau die Hauptwerke Gregors und nennt einige beim Namen. So erwähnt er einmal das „Hirtenbuch[252]“, in welchem Gregor den Pfaffen vorgeschrieben habe, wie sie ihr Leben führen sollten. Er meint damit offenbar das unter dem Titel Regula pastoralis sive liber curae pastoralis bekannte Werk dieses Papstes, welches in der abendländischen Kirche Jahrhunderte lang ein fast kanonisches Ansehn besaß. Ein andres Mal zitirt Hugo aus Gregors Buch „auf job“[253]. Diese Stelle findet sich in Gregors Expositio in b. Jobum sive Moralium lib. XXXV, welche ein reichhaltiges Repertorium der Moral und zugleich Gregors umfangreichste Schrift ist.

Auch den „dyalogus[254]“ d. h. dialogorum lib. quattuor (de vita et miraculis patrum Italicorum) führt Hugo ausdrücklich an. Vermutlich hat er noch mehr Schriften desselben Papstes gekannt, denn er bemerkt öfters nur: Dieser Gedanke oder jener Ausspruch finde sich „in einem der Bücher“ Gregors[255]. Öfters bringt er auch vollständige Zitate[256], und an zahllosen anderen Stellen wird Gregors Name als kirchlich anerkannte Autorität angeführt.

Neben Gregor beruft sich Hugo mit Vorliebe auf Bernhard von Clairvaux. Die Werke desselben „de moribus et officiis

episcoporum*)" und „de vita et moribus clericorum**)", scheinen ihm gründlich bekannt gewesen zu sein. Er zitirt sowohl Gedanken als auch ganze Sätze aus denselben[257]. Auch die Bestimmungen des im Jahre 1119 von Bernhard entworfenen Verfassungsstatutes für die der Zisterzienser-Kongregation angehörenden Klöster kannte Hugo, denn er spricht von den „viererlei Mönchen" d. h. Mönchsgraden[258]), welche der heilige Bernhard eingerichtet habe, und er eignet sich das Urteil desselben über das ganze Mönchtum und seinen Wert an, wenn er die Worte desselben zitirt:

Ich kenne keine bessern Leute auf Erden,
Als die man in Klöstern fromm sieht werden,
Und weiß nicht schlimmere, als die drinnen
Nehmen ab an Gottes Minnen[259]).

Die bedeutendste aller Schriften Bernhards, die fünf Bücher „de consideratione" zitirt Hugo als „die fumf merkunge buchen[260])":

Wie ein Affe auf dem Dache
Sitzt ein Prälat von rechter Sache,
Der nicht sein Amt verrichten kann
Und doch ein Herr sein will im Wahn.

Auch die pädagogischen Gedanken Bernhards, z. B. daß Unterricht ohne Erziehung wenig helfe, und daß die Weisheit im Leben die höchste Kunst sei[261]), eignet Hugo sich an. Überhaupt kann Hugos Auffassung vom Christentum als eine von der Bernhardinischen Mystik stark beeinflußte bezeichnet werden, z. B. wenn die Lebensaufgabe als Aufopferung des eigenen Willens bestimmt wird[262]):

Willst du die Hölle stillen,
So laß deinen eignen Willen;
Denn in der Hölle brennt allein
Eigenwille, von Sünden unrein.
Die Hölle stünde leer,
Wenn nicht der Eigenwille wär.

Öfters nennt Hugo auch Väter aus der alten Kirche: Origenes[263]), Augustinus[264]), Ambrosius, dessen Werk Hexaemeron[265]) zitirt wird, ferner Hieronymus[266]), bekannt und verehrt als Übersetzer der Vulgata,

*) „Über die Sitten und Pflichten der Bischöfe."
**) „Über das Leben und die Sitten der Geistlichen."

auch Isidorus Hispalensis[267]) und Johannes Damascenus[268]) werden genannt. Sogar die hauptsächlichsten Irrlehrer der alten Kirche werden namhaft gemacht: Arrius, Sabelius, Fotinus, Pelargius, Novacius, Priscilian[269]).

Außer den Kirchenvätern kennt Hugo auch die Kirchenrechtslehrer. Gratians Decreta[270]) werden angeführt. Reinmar von Zweter[271]) behandelte in einem besonderen Spruche die Bestimmungen des kanonischen Rechts über die Ehehindernisse bei Tauf- und Pathenverwandtschaft.

Theologische Probleme.

Unsere Dichter führen aber nicht bloß Citate aus den theologischen Werken der Kirchenväter an, sondern behandeln auch selbständig einige Probleme, welchen man im Mittelalter besonderes Interesse zuwandte.

Die kirchliche Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen*) hat wohl stets viele Gemüter beschäftigt. Dieselbe besaß aber seit dem unglücklichen Ausgange ihres starren Verteidigers Gottschalk († 868) sogar einen gewissen romantischen Reiz. Reinmar von Zweter erklärte sich energisch gegen diese dogmatische Verirrung[272]). Er leugnet freilich nicht, daß alle Menschen nach Gottes Willen vor dem Beginn von Zeit, Tag, Woche und Jahr „verordnet sind", mögen sie nun in den Himmel oder in die Hölle kommen, aber darum soll doch niemand sprechen: „Was ich auch thun mag, — bin ich zur Seligkeit bestimmt, so werde ich selig; oder bin ich verdammt, so nützt mir alles Wohlthun nichts." Wer sich selbst mit solcher Rede „verketzert", ist ein Opfer seines eigenen Zweifels. In unserm praktischen Christentum sollte uns der Glaube an Gottes Vorherwissen nicht um eines Haares Breite aus der graden Bahn der Pflicht bringen. Wer diese Bahn verläßt, hat keine Entschuldigung.

Aus psychologischen und moralischen Gründen bekämpfte Reinmar[273]) auch die mit der Prädestination zusammenhängenden Lehren des Fatalismus: Mit den Worten „es ist so bestimmt" oder „es

*) Die sogen. Prädestination.

muß so sein“ wird oft ein großer Mißbrauch getrieben, und viele bedienen sich nur deshalb dieser Ausdrücke, um ihre Schande zu bedecken. Demgegenüber hält Reinmar daran fest, daß die Ehre und Rechtschaffenheit des Menschen etwas Freies und nicht von Vorherbestimmung oder einem moralischen „Müssen“ abhängig ist. Der ganze moralische Fatalismus beruht auf Selbstbetrug.

> „Es mußte sein!“ und „Es war mir so beschaffen!“,
> Das höre ich oftmals sprechen manchen Affen,
> Wenn ihn sein eigner Sinn betrüget,
> Daß er Sünde und Schande beging
> und sagt, es sei beschaffnes Ding
> ohn' seine Schuld: Fürwahr, der Thor, der lüget!

Noch eingehender als Reinmar beschäftigt sich Freidank mit der Lehre von der Vorherbestimmung. Hierbei ist schon oft die sittliche Freiheit des Menschen der göttlichen Allmacht und Allwissenheit zu Liebe geopfert. So scheint es zunächst auch bei Freidank[274]), wenn er sagt:

> **Niemens guotât wirt verlorn,**
> **wan der zer helle wirt geborn.**

Es scheint also hiernach solche Menschen zu geben, welche seit ihrer Geburt die Bestimmung haben, zur Hölle zu fahren. Diese mögen sich immerhin in ihrem Leben abmühen, Gutes zu thun, es ist ein vergeblicher Versuch, die ihnen einmal zu teil gewordene Bestimmung zu umgehen. Wenn aber einer fragen wollte, wie es denn komme, daß der eine Mensch zur Gnade auserkoren ist, während der andere ewig verloren geht, dem antwortet Freidank einfach: „Du fragst zuviel!“ Denn Gott „kann und soll“[275]) thun, was er will. Gott hat also nicht nur die Fähigkeit, seinen Willen in völliger Unabhängigkeit durchzusetzen, sondern dies ist sogar eine seiner wesentlichen Eigenschaften. Dem Geschöpf soll alles gut erscheinen, was sein Schöpfer mit ihm thut. Darum erinnert Freidank an Gottes Allmacht im Anklang an den Römerbrief Kap. 9, 3:

> Was kann der Hafen sprechen,
> Will ihn der Meister brechen?
> Noch weniger können wir Gott
> Widersprechen, kommt uns sein Gebot.

Wie auch der Hafen fällt,
Er wird sehr leicht zerschellt;
Er falle her oder hin,
Der Schaden kommt stets über ihn.

Aus den letzten Worten scheint sogar ein starker Fatalismus herauszuklingen: es giebt Gefäße, deren Bestimmung es ist, hinzufallen, um zu zerschellen. Nur die Art des Hinfallens ist ihnen nicht vorgeschrieben. Diese ist aber auch vollkommen gleichgiltig, weil die Folge des Zerschellens bei jeder beliebigen Art des Hinfallens nicht ausbleibt.

Die Lehre von der Prädestination des Menschen hat zur Voraussetzung die Lehre von der Präscienz Gottes: denn, wenn Gott alles im Voraus bestimmen soll, muß er auch alles im Voraus wissen. Die Stellung Freidanks zu dieser Lehre ist aber keineswegs ganz fest und deutlich. Er wirft einmal die Frage auf[276]:

Wußte Gott alles, was geschicht,
Eh' er es erschuf, oder wußt' er's nicht?

Vielleicht ist hier die Frageform nur im katechetischen Sinne gewählt, damit der Leser selbst Stellung dazu nehme. Aber die Beantwortung der Frage ist seltsam. Denn Freidank giebt nicht selbst eine Antwort, sondern führt nur die Meinung der „Weisen" an, welche dahin geht, daß Gottes Allwissenheit sich ebensowohl auf die Zukunft, wie auf die Vergangenheit erstrecke. War dem Dichter aber das Problem von der Präscienz nicht klar, wie konnte er die auf diesem Dogma aufgebaute Lehre von der Prädestination vertreten?

In der That lassen sich auch andere Aussprüche anführen, nach welchen Freidank gegen die Prädestinationslehre war, z. B.[277])

Alle Menschen sind verloren,
Wenn sie nicht dreimal sind geboren:
Die Mutter erst das Kind gebiert,
Vom Taufen es dann reine wird,
Der Tod gebiert uns hin zu Gott.

Hier wird die Erlangung des ewigen Lebens — nicht ohne eine gewisse Oberflächlichkeit — von einer dreimaligen Geburt abhängig gemacht: von der leiblichen Geburt, von der Taufe und vom Tode. Von diesen drei Ereignissen treten Geburt und Tod immer,

die Taufe meistenteils ohne Zuthun des betreffenden Menschen ein. Es könnte hiernach also scheinen, als könne kein getaufter Mensch, welcher eines natürlichen Todes stirbt, verloren gehn. Diese Annahme ist jedoch unstatthaft und wird auf folgende Weise eingeschränkt[278]:

Schwer lässet von dem Menschen Gott,
Den er erkauft durch Blut und Tod.
Keinen lässet Gottes Gnad',
Der nicht sich selbst verloren hat.

So kommt der evangelische Gedanke, an welchem wie an einem Felsen alle Prädestinationslehren gescheitert sind und auch in Zukunft scheitern werden, zum Ausdruck: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen[279].“ Denn, wie sollte Gott die Menschen, welche er so teuer erkauft hat, selbst wieder preisgeben? Er will niemanden verloren gehen lassen, es sei denn, daß jemand sich selbst durch seine Sünde zu Grunde richtet. Daran kann oder will er niemand hindern, weil er den Menschen mit freiem Willen erschaffen hat. Die Prädestinationslehre steht demnach im Widerspruch mit dem Glaubenssatz von der allgemeinen Erlösung durch Christum. Sollte diese Erlösung nicht allen Menschen, sondern nur den Auserwählten und zuvor Bestimmten zu Gute kommen, so war das ganze ein Scheinmanöver, welches ebensogut hätte unterbleiben können. Sie war nur dann eine Erlösung, wenn sie eben den Verlorenen zu Gute kommt, denn die Auserwählten bedürfen keiner Erlösung mehr. Die Prädestinationslehre ist nicht von unmittelbar religiösem Interesse. Die Religiosität lebt nicht so sehr in der Vergangenheit oder Zukunft als in der Gegenwart. Der Glaube besteht im jedesmaligen Aneignen der Heilsgüter, durch ein beständig auf Gott gerichtetes Herz. Wo dieser Glaube vorhanden ist, verlieren alle Spekulationen über Präscienz und Prädestination Wert und Zugkraft. Wer etwas ist und weiß, was er ist, braucht nicht mehr etwas zu werden.

Die zuletzt angeführte Äußerung Freidanks gegen die Prädestination scheint uns aber so deutlich und zwingend, daß wir glauben, der Sinn der zuerst angeführten Citate müsse hiernach gedeutet werden. Denn auf die etwaige bequeme Annahme, daß Freidank

vielleicht im Laufe der Jahre über diesen Gegenstand anderer Meinung geworden sei, verzichten wir von vornherein, weil dieselbe unerweislich ist. Dieselbe ist aber auch gar nicht nötig. Denn das Wort

> **Niemens guotât wirt verlorn,**
> **Wan der zer helle wirt geborn,**

verstehen wir jetzt folgendermaßen: hier ist nicht von der leiblichen Geburt die Rede, mit welcher die Bestimmung zur Hölle verbunden ist. In diesem Falle wäre statt des „wirt“ ein „ist“ zu erwarten. Das „wirt geborn“ ist vielmehr bildlich zu fassen: Das ganze Leben des Bösen ist gewissermaßen nur ein Geburtsprozeß für die Hölle. Kein Mensch ist aber so schlecht, daß er nicht doch noch Gutes thun könnte, mag nun der Anlaß dazu auf den eigenen Vorteil oder auf ein vorübergehendes Erwachen besserer Regungen der Sittlichkeit zurückzuführen sein. Eine solche einzelne Gutthat kann freilich den ganzen Prozeß, in welchem er sich durch seinen schlechten Lebenswandel befindet, nicht aufhalten. Denn, wer einmal den Weg zur Hölle eingeschlagen hat, kommt durch ein paar Rückblicke noch nicht in den Himmel. Während sonst keine Wohlthat von Gott unbeachtet und unbelohnt bleibt, so ist doch die Gutthat eines solchen nicht von ausschlaggebender Bedeutung.

Auch das andere Citat, in welchem Freidank von Gottes Allmacht unter dem paulinischen Bilde des Töpfers redet, glauben wir, wenn auch nicht gänzlich einer prädestinatianischen Tendenz entziehen, so doch wesentlich mildern zu können, indem wir die Verse:

> Noch weniger können wir Gott
> Widersprechen, kommt uns sein Gebot.

betonen. Freidank faßt hier die Allmacht Gottes nicht rein äußerlich im physischen Sinne, sondern er würdigt sie ethisch: Gottes Allmacht über die Seele besteht wesentlich darin, daß seine Gebote unbedingt bindend sind. Sind es aber die Gebote Gottes, durch welche „der Hafen“ zu Falle kommt, so ist ja dieses Zufallekommen nicht ein Akt göttlicher Willkür sondern ein religiös-sittlicher Akt des Menschen selbst, welcher jene Gebote übertritt. Vorausgesetzt ist freilich bei dieser Erklärung, daß der Mensch im Stande ist, die göttlichen Gebote zu halten. Diese Voraussetzung trifft allerdings jetzt nicht mehr zu,

muß aber vor dem Sündenfall als prinzipiell zu Recht bestehend zugegeben werden. Denn ein Gebot, dessen Beobachtung von vornherein unmöglich ist, könnte wohl einer übel wollenden Ironie entspringen, niemals aber der göttlichen Erziehungsabsicht, welche die Bekehrung und Besserung des Menschen im Auge hat.

Vielleicht ist es uns nicht völlig gelungen, die für eine bloß äußerliche Betrachtung einander widersprechenden Äußerungen Freidanks über die Prädestination in Einklang zu bringen; wir glauben aber, daß eine solche Übereinstimmung für die Darstellung anzustreben ist, und daß sie leichter zu erreichen wäre, wenn der Dichter sich noch öfter über diese Frage ausgesprochen hätte. Möglich ist natürlich auch, daß Freidank sich nicht völlig über dieses Problem klar gewesen ist. Jedenfalls hat er aber alle Elemente angeführt, welche für die Beurteilung des Dogmas von Bedeutung sind: Gottes Allmacht und Allwissenheit einerseits, die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen sowie Gottes Erlösungsplan andererseits.

Neben der Lehre von Vorherbestimmung des Menschen behandelt Freidank auch tiefsinnig die Lehre von der Seele des Menschen.

Gott erschaffet alle Zeit
Neue Seelen und verleiht
Sie Menschen, wo sie gehn verlor'n [280]).

Die hier vorliegende Anschauung läßt sich wohl nicht in eine der drei bekannten Theorien von der Fortpflanzung, in den Präexistentianismus, den Kreatianismus oder den Traducianismus einordnen, sondern beruht auf einer Mischung der beiden ersteren Theorien. Da die von Gott geschaffene Seele bisweilen noch einige Zeit warten muß, bis sie „zur Welt geboren" wird, so erhebt sich die Frage, ob und wie eine solche Seele Gottes Zorn verdienen könne, bevor sie mit dem Leibe bekleidet sei? Diese Frage ist für alle Menschen ohne Unterschied ihrer Religion ein unlösbares Rätsel. Dieselbe findet aber doch in anderem Zusammenhang eine Antwort. Die Sünde geht nämlich im irdischen Leben des Menschen niemals von seinem Leibe, sondern immer von seiner Seele aus. Wenn die Seele nur durch den Leib zur Sünde veranlaßt würde, so könnte

sie nicht Gottes Huld verlieren [281]). Mithin ist jedenfalls die Möglichkeit vorhanden, daß die Seele schon vor dem Eintritt in den Leib sich mit Sünde befleckt hat. Steigert sich diese Möglichkeit zur Wirklichkeit, so liegt allerdings die Annahme nahe, daß die Einführung der Seele in den Leib einer gewissen Strafe oder wenigstens Läuterungsgelegenheit gleichkomme.

Es gab aber schon zu Freidanks Zeit solche, welche behaupteten, die Sünde käme nur aus der Leiblichkeit des Menschen. Ihnen gegenüber betont der Dichter mit allem Ernste, daß das Ethische niemals aus dem Physischen entspringt, sondern daß es nur durch dasselbe hindurchgeht. Denn der Leib hat sein Leben nur durch die Seele, und die Verbindung zwischen beiden ist so eng, daß keins von beiden ohne das andere etwas unternehmen kann.

Da uns Wesen und Ursprung der Seele nicht völlig klar sind, so fehlt es uns auch an der rechten Selbsterkenntnis [282]):

Hier weiß ich selbst nicht, wer ich bin.

Wir kennen im besten Falle wohl unsere Eigenschaften im Einzelnen und haben vielleicht ein Urteil über unsern Zustand in verschiedenen Beziehungen, aber unser Wesen an sich geht weder in Eigenschaften noch in Zuständen auf und bleibt uns unbekannt. Nur dies Eine wissen wir, daß unsere Seele von Gott gekommen ist, und daß sie auch wieder zu ihm hinstrebt [283]):

Gott giebt die Seel', er nehm' sie hin:
Gleich einem Hauch fährt sie von mir
Und läßt als Aas mich liegen hier.

Immer neue Vergleiche führt Freidank an, um die Unfaßlichkeit der Seele zu bezeichnen. Sie ist wie ein Hauch, ein Wind oder ein Nebel. Wenn selbst alle Seelen bei einander in einer Hand wären, so könnte man sie doch weder sehen noch greifen. Denn die Seele ist ein Schein, freilich nicht als ein Gegensatz zum Sein, aber zum Körper. Im Übrigen fehlt es ihr keineswegs an Realität und Kraft. Die Größe ihrer Kraft ist um so überraschender, als wir sonst gewohnt sind, die Kräfte nach ihren sichtbaren Werkzeugen zu beurteilen.

Ein anderer wichtiger Gegenstand der mittelalterlichen Theologie war die Messe. Auch ihr hat Freidank einen besondren Spruch

gewidmet[284]). Er preist vor allem die Heiligkeit und Erhabenheit dieses Sakraments: Das Licht der Sonne kommt sehr weit her und erstreckt sich über alle Dinge auf Erden, dennoch verliert die Sonne selbst nichts an Helligkeit und Klarheit. Obwohl sie auch Unreines beleuchtet, wie den Wurm am Boden, die heimliche Sünde des Menschen oder gar den Teufel, so bleibt sie selbst doch rein. Gleicherweise ist auch die Reinheit und Heiligkeit der Messe unabhängig von der religiösen und sittlichen Beschaffenheit des Priesters, welcher dieselbe zelebrirt[285]). Denn kein Mensch kann die Messe entkräften oder auch ihre Wirkung erhöhen.

Die Messe und der Sonnenschein,
Die müssen immer reine sein[286]).

Die Heiligkeit des Meßwunders preist Freidank mit folgenden Worten:

Der Messe Worte haben solche Kraft,
Daß alle himmlische Herrschaft
Sich vor den Worten neigen,
Wenn sie gen Himmel steigen.

Mit den „Worten" sind jedenfalls die Einsetzungsworte in der Messe: Qui pridie etc. gemeint. Gegen diese sind alle (anderen) Zauberworte, mit welchen man Schlangen beschwören und Schwerter unschädlich machen kann, gleichsam nur ein Wind[287]).

Der Zweck der Messe ist ein dreifacher. Zunächst wird sie zum Lob und zur Ehre Gottes gefeiert, dessen Erlösungsthat darin täglich zur Darstellung und Anbetung gelangt. Sodann vermehrt die Messe der Christen Glück*), denn, wo immer die Messe gefeiert wird, ist Christus ja sogar leiblich zugegen und schützt vor allem Unheil. Endlich kommt die Messe auch noch den bereits Verstorbenen im Fegefeuer zu Gute.

Obwohl aber der objektive Charakter der Messe außer Frage steht, so richtet sich doch der Segen, welchen der einzelne von der Teilnahme an derselben hat, nach der Herzensstellung desselben:

Ein jedermann die Mess' empfäht,
Je nachdem ihm das Herze steht[288]).

---

*) saelde.

An der Messe selbst liegt es nicht, wenn jemand die Kirche ohne inneren Gewinn verläßt; denn mögen auch tausend Menschen bei der Feier zugegen sein, jeder bekommt doch seine eigene und ganze Messe, sofern nur seine Herzensstellung richtig ist.

Neben der Messe nennt Freidank nur noch zwei Sakramente: die Beichte und die Taufe: gotes lîcham, bîhte unde touf.

Symbolik und gelehrte Spielereien.

Außer diesem theologisch wertvollen Wissen und Urteil hatten manche Dichter auch Kunde von allerlei Fragen der Symbolik und gelehrten Spielereien, welche im Mittelalter beliebt waren. Nach unsern Begriffen handelt es sich freilich um das sehr unfruchtbare Gebiet der Allegorie. Wenige Beispiele mögen deshalb genügen.

Reinmar von Zweter[289]) nennt in zwei Sprüchen die Attribute der vier Evangelisten. Er zählt die symbolischen Tiere in der durch Hieronymus im Abendlande üblich gewordenen Verteilung des Theophilus auf und deutet sie in herkömmlicher Weise: Matthäus hat das Bild eines Menschen, weil er in seinem Evangelium darstellt, wie Gott ein Mensch geworden ist. Lukas hat als Symbol ein Kalb zur Erinnerung daran, „wie got alsam ein kalp vertruoc den tôt an der menscheit“. Markus hat das Zeichen des Löwen, denn er beschreibt meisterlich, wie Christus mit Löwenkraft aus dem Grabe auferstanden ist. Der Adler des Johannes bezeugt seine hohe Weisheit und deutet auf die Himmelfahrt hin.

Von weiterem theologischen Wissen zeugt die Übersetzung des Emanuêl in „got mit uns!“[290])

Als eine Spielerei sind folgende Deutungen von Namen zu bezeichnen, z. B. Maria[291]):

Medjâtrix
Auxiliâtrix
Reparâtrix,
Illuminâtrix,
Adjûtrix*).

*) Mittlerin, Helferin, Wiederherstellerin, Erleuchterin, Beistand.

oder ebenfalls Maria:

> **Mater misericordiae,**
> **Advocata adflictorum,**
> **Refugium redeuntium,**
> **Inventrix justitiae**
> **Amica angelorum*)**

oder Jhesus:

> **Jnnicheit,**
> **(ge-)hoersamheit,**
> **ênvoldicheit,**
> **sympelheit**
> **vredsamheit,**
> **sorchvoldicheit**)**.

Der Aberglaube.

Aberglauben hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es zu allen Zeiten geben. Derselbe wird erst aufhören, wenn der Unglaube aufhört. Doch hatte das Mittelalter manche Formen des Aberglaubens, welche selbst im Aufklärungslichte des modernen Aber- und Unglaubens in Mißkredit gekommen sind.

Vor allem glaubte man, in den Sternen das Schicksal der Menschen lesen zu können. Mittels des Horoskops sagte man daher schon dem Kinde in der Wiege seine Zukunft im Einzelnen voraus. Unsere Dichter sind sich einig im Spott auf diese Sterndeuterei.

> Mancher an den Sternen sieht
> Und sagt, was Wunders bald geschieht;
> Er sage mir, was mehr uns dient,
> Welch' Kraut in seinem Garten grünt;
> Kann er mir dieses richtig sagen,
> So ist auch jenes zu ertragen[292]).

Die Sterndeuter geben vor, die Bahnen der Himmelskörper genau zu kennen. Aber ihre Unwissenheit in den alltäglichsten Fragen des Lebens steht in einem auffallenden Widerspruch damit. Der Rat, sich zunächst mit den gewöhnlichen Gegenständen dieser

---

*) Mutter der Barmherzigkeit, Beistand der Betrübten, Zuflucht der Umkehrenden, Erfinderin der Gerechtigkeit, Freundin der Engel.

**) = Innigkeit, Gehorsam, Einfalt, Simpelheit, Zufriedenheit, Sorgfalt.

Erde bekannt zu machen, bevor man fremde Weltenkörper beurteilen will, ist also sehr verständig.

Die meisten Menschen, deren Geburt nach astronomischen Berechnungen unter einem bösen Stern stattgefunden hatte, lebten in beständiger Angst und Sorge. Freidank erhebt sich kühnlich über diese haltlosen Vorurteile, indem er meint, es möchten ihm alle Sterne und dazu noch der Mond gram sein, er wolle sich nicht fürchten, solange ihm nur Gottes Sonne gnädig scheine[293].

> Wem feindlich ward der Sterne Licht,
> Dem scheint der Mond auch freundlich nicht;
> Ich fürchte nicht des Mondes Schein,
> Will mir die Sonne gnädig sein.

Dieser Ausspruch enthält eine wahrhaft religiöse Überwindung des Aberglaubens durch den Glauben, welcher sich in Gottes Hand sicher weiß.

Dennoch ist Freidank selbst keineswegs ganz frei von Aberglauben. Er meint, daß man mittels eines Zauberwortes alles Mögliche erreichen kann, z. B. eine Schlange bändigen, daß sie zu den Leuten geht und sich greifen läßt, oder ein scharfes Schwert unschädlich machen oder einen Menschen feien gegen glühendes Eisen, läge er auch den ganzen Tag auf demselben. In demselben Atem aber fährt er fort:

> Diese Worte sind ein Wind
> Wider die, so in der Messe sind[294].

Diese Nebeneinanderstellung ist sehr bezeichnend: Das Meßwunder ist also die Krone des Aberglaubens, und der Priester ist der größte Zauberer, denn er kann Gott selbst beschwören. Da jeder gut-römische Christ an das Meßwunder glauben muß, so muß er wenigstens in dieser Beziehung abergläubisch sein. Soweit Freidank es konnte, ohne mit dem Dogma der Kirche in Konflikt zu geraten, war er dem Aberglauben gänzlich abhold. Wo aber die Kirche es forderte, brachte er gehorsam wie alle anderen sein sacrificio del'intelletto auf dem Meßaltar. So kann die römische Kirche das Wesen des Menschen mit sich selbst entzweien!

Auch der Stricker wendet sich öfters gegen die Thorheiten des Aberglaubens. Er hat das Unwesen, welches mit dem Wahrsagen

getrieben wurde, in einem besonderen Spruche verspottet[295]): Ein Betrüger verbreitete von sich die Meinung, daß er blind sei. Nachdem er diesen Wahn genügend in den Leuten befestigt hatte, gab er sich als einen Wahrsager aus. Zum Beweise seines Hellsehens sagte er jedem, der ihm die Hand vor das Gesicht hielt, wieviel Finger er ausgestreckt habe, oder von welcher Farbe sein Gewand sei. Nachdem er hierdurch alle Leute von seinem Wahrsagegeist überzeugt hatte, fing er an, für Geld jedem sein Geschick zu verkündigen. Aber ein Weiser merkte den Betrug des „blinden" Sehers und blendete ihn; da war es mit seinem Weissagen vorbei.

Durch solche Erzählungen, deren Inhalt vielleicht wirklich, jedenfalls aber möglich war, suchte man aufklärend dem finstern Wahne entgegenzuwirken. Aber der Aberglaube knüpfte sich nicht nur an Personen sondern vielfach auch an Gegenstände, besonders an Edelsteine, welchen man Wunderkräfte zutraute[296]). Der Stricker meint, wenn man die Urheber solcher Lügen und Betrügereien nach Verdienst strafen wolle, so müsse man sie aufhängen. Ein leuchtendes Stück Glas ist ihm ebenso lieb wie ein Edelstein, denn Glanz und Farbe kann bei beiden vollkommen gleich sein. Jedenfalls ist ein Stück Glas eher einen Pfennig wert als ein Edelstein eine Mark. Wenn sich nicht seit alters der Aberglaube mit den Edelsteinen verknüpft hätte, so würden sie bei weitem nicht so begehrt sein.

Manche, welche sich in ihrer Eigenschaft als Besitzer eines Steines sicher fühlten, sind bitter enttäuscht worden. Man hatte in Konstantinopel einst Überfluß an Steinen, aber trotzdem verloren viele Gut und Leben zugleich. Die Herrscher über Rom ließen aus allen Edelsteinen die schönsten und besten auslesen, um sie alle in der Reichskrone zu vereinigen, aber wie wenig Schutz alle Steine bieten können, geht aus dem Umstand hervor, daß König Philipp, welcher sich in den Besitz der Krone[297]) gesetzt hatte, meuchlings ermordet wurde. Kaiser Otto ist mit denselben Steinen zu Schanden geworden.

Von etlichen Steinen glaubte man, daß sie in allen Kämpfen den Sieg verleihen könnten. Lindwürmer und andere unüberwindliche Ungeheuer sollten solche „Siegesteine" im Leibe getragen haben.

Aber der Stricker bemerkt spöttisch: wenn es wirklich solche Siegesteine gäbe, so würden sich die Juden bald in den Besitz eines solchen zu setzen wissen und mittelst desselben Jerusalem zurückerobern. Niemand habe aber bisher derartige Steine gefunden. Darum sei derjenige an witzen blint, der noch an ihr Vorhandensein glaube.

An eine andere Art von Steinen*) knüpfte sich die Meinung, daß sie den Durst löschen könnten, sobald man sie in den Mund nehme. Der Stricker empfiehlt dagegen, daß man die vier oder drei Mark, welche man für einen solchen hanstein ausgeben müsse, lieber in Wein anlegen möge. Auf diese Weise werde dem Durste mindestens ebenso sicher abgeholfen.

Von dem echten Topas ging die Sage, daß man mit ihm siedendes Wasser sofort kühl machen könne. Ein solcher Stein kostete aber seine zwölf Mark. Der Stricker meint daher mit Recht, eine Schüssel mit kaltem Wasser thue zur Not denselben Dienst und habe noch obendrein den Vorzug, nicht so kostspielig zu sein. Dem Sapphier schrieb man die Kraft zu, von Blattern heilen zu können: sobald man diesen Stein an den kranken Leib bringe, so fielen die Blattern ab wie Schuppen. Der Stricker bemerkt aber dazu, daß man zwei Nadeln um ein Ei kaufen und mit denselben wohl fünfhundert Blattern ablösen könne. Der Rubin stand in besonderm Ansehn, weil seine Leuchtkraft selbst im Dunkeln nicht versagt. Aber das faulige Holz leuchtet auch im Finstern. Der Smaragd, welchen man für zwanzig Mark kaufen konnte, sollte besondre Macht über die Augen haben. In bitterer Ironie erinnert der Stricker an den Herzog Heinrich zu Venedig, welcher aus einem großen Smaragden solange pokulirte und den Stein auf diese Weise an die Augen brachte, bis ihm beständig der Tag zur Nacht wurde, in welcher er seinen Rausch ausschlafen mußte.

Gegen das abergläubische Überschätzen der Träume wendete sich derselbe Dichter[298]) in einer Fabel, deren Lehre lautet:

---

*) **hansteine.**

Wollt ihr großen Reichtum
Mit euren Träumen erjagen,
So sollt ihr's alten Weibern sagen:
Die sagen euch wahrlich,
Daß ihr selig und reich
Werdet und dazu alt.

Auch Walther von der Vogelweide stimmt in seinem reizenden Gedicht „die Traumdeutung"[299]) diesem Urteile bei. Nachdem er nämlich von einem Traum erzählt hat, welchen er zur Sommerzeit auf dem blumenbesäeten Anger am Waldessaum geträumt hat, läßt er eine Wahrsagerin auftreten.

Doch ein wunderaltes Weib
Tröstete mir drauf den Leib.
Ich bat sie in Wahrheit,
Daß sie mir mit Klarheit
sage, was der Traum bedeute.
Das merkt ihr klugen Leute:
„Zwei und einer, das sind drei."
Hierauf sagt' sie mir dabei,
Daß mein Daumen ein Finger sei.

Engel, Heilige, Maria.

Neben den sachlichen Mitteln stehen die persönlichen Mittler des mittelalterlichen Glaubens: die Engel und die Heiligen, unter letzteren insbesondere die Jungfrau Maria.

Die Engel sind die vollkommensten Geschöpfe und von reiner Schönheit. Wo Walther von der Vogelweide der deutschen Frau das höchste Lob spenden will, vergleicht er sie einmal mit den Engeln[299]). Sittliche Reinheit und selbstlose Hingabe besitzen und üben letztere im höchsten Maße. Eben dies befähigt sie, Werkzeuge des göttlichen Willens zu sein. An Schutzengel, welche irdische Gefahren abwenden, scheint Walther zu glauben[300]), nicht aber an eine Mittlerschaft der Engel in Sachen des Seelenheils. Sonst würde er sich ganz anders um ihre Gunst bemüht und nicht sogar ihr Walten, wie er es einmal thut, einer freimütigen Kritik unterworfen haben[301]). In seinem Kreuzzugliede tadelt er nämlich die Erzengel, weil sie ihre Aufgaben nur lässig erfüllten. Sie vor allen, so meint er,

hätten wie die Macht so auch die Pflicht, die Heiden aus dem heiligen Lande zu vertreiben, denn sie gebieten über große „Engelchöre". Sie sind nach seiner Auffassung nicht am wenigsten Schuld an den beklagenswerten Mißerfolgen in der heiligen Sache. Darum ermahnt er sie:

> Wollt ihr mein Lob, so seid bescheiden
> und schadet allererst den Heiden:
> Lobt' ich euch sonst, das wär' ihr*) Spott.

Wenn Walther nach diesen Worten auch der von vielen seiner Zeitgenossen geübten Anbetung der Engel fern zu stehen scheint, so leugnete er doch keineswegs ihr reales Vorhandensein. Die Erzengel haben nach seiner Darstellung sogar jeder ein besonderes Gebiet der Wirksamkeit [302]), und sind mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, welche ihr Dienstverhältnis zu je einer Person der göttlichen Dreieinigkeit erkennen lassen. Der Gewalt und Allmacht des Vaters dient als Werkzeug hêr Gabriêl, welcher Kraft besitzt und alle machtvollen Thaten verrichtet. Der Weisheit Gottes des Sohnes entspricht hêr Michahêl. Die Güte Gottes des Geistes übt hêr tiuvels vîent Raphahêl aus, welcher der Arzenei kundig ist, um zerbrochene Herzen und zerschlagene Gewissen zu heilen.

Neben den Engeln genossen die „Heiligen" große Verehrung. Die Heiligen sind „reine Menschen" [303]), welche um Gottes Willen so viel Gutes gethan haben, daß der ihnen dafür zukommende „Lohn" größer ist, als daß sie ihn allein zu genießen vermöchten. Deshalb können sie noch anderen Menschen von demselben mitteilen.

Auf welche Weise es diesen Heiligen möglich war, „reine" d. h. sündlose Menschen zu werden, erfahren wir nicht. Freidank übernimmt unbesehens die Lehre der Kirche. Hätte er sich erlaubt, eigene Betrachtungen über diese Frage anzustellen, so würde sein Resultat zweifellos ein von der Kirchenlehre abweichendes gewesen sein. Denn während er, wie sich unten noch zeigen wird, eine tiefe und ernste Sündenerkenntnis besaß, ist die römische Lehre von den Heiligen in doppelter Hinsicht der biblischen Anschauung zuwider: einmal ist es keinem Menschen möglich, rein und sündlos zu leben [304]),

---

*) nämlich: der Heiden.

und sodann kann zwischen Gott und den Menschen niemals von einem Lohnverhältnis die Rede sein; denn, wenn es auch einem Menschen möglich wäre, allen Willensforderungen und Geboten Gottes gerecht zu werden, so müßte er dennoch sprechen: „Wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren[305]." Auch Freidank kennt diesen Bibelspruch, aber er benutzt ihn nicht als Handhabe gegen den Heiligendienst[306]. Freilich konnten nach seiner Meinung die Heiligen auch nicht selbst Sünden vergeben oder mit ihrer Heiligkeit zudecken, sondern sie können nur von dem Lohne, welchen sie von Gott in überreichem Maße erhalten haben, anderen etwas mitteilen. Von dem „Apostelfürsten" insbesondere bekennt der Dichter[307]:

> Sankt Peter hat des Lohns zu viel.
> Es reicht die Macht, die ihm verliehen
> Vom Himmel bis zur Hölle hin;
> Sollt' er genießen sie allein,
> So wäre seine Ehre klein.

Ganz im Sinne der Kirche spricht Freidank, wenn er fortfährt[308]:

> Die Christenheit wär' schlecht bericht't,
> Genössen wir der Guten nicht.

Dennoch ist er weit entfernt von einer magischen Überschätzung der Heiligen und ihrer Kraft, andere zu heiligen. Eine Romfahrt hat ihn darüber belehrt, ganz ähnlich wie später den großen Reformator. Rom ist die eigentliche Residenz der Heiligen. Aber die Menschen, welche dort gleichsam unter den Augen der zahllosen Heiligen wohnen, sind weit schlechter als andere[309]. Diese Beobachtung ist eine Kritik der ganzen Heiligenverehrung, wie sie vernichtender nicht wohl gedacht werden kann: wo die meisten Heiligen wohnen, befinden sich auch die meisten und gröbsten Sünder!

Es ist daher erklärlich, daß sich bei Freidank keine Anbetung der Heiligen findet. In den zwei von ihm erhaltenen Gebeten wendet er sich nur an Gott Vater und Christus[310]. Die ganze Wirksamkeit der Heiligen sollte sich eigentlich am jüngsten Tage entfalten, indem sie Fürbitte für die Sünder einlegen, aber Freidank bemerkt in dieser Hinsicht[311]: Fürsprecher richten dort nichts aus. Hat man aber

von ihnen nichts zu erwarten, so ist man ihnen auch nichts schuldig. Wo die Macht der Heiligen aufhört, da endet auch ihre Verehrung.

Hugo von Trimberg macht öfters bestimmte Heilige namhaft, z. B. St. Anna, St. Martin, St. Nycolaus, St. Gregorius u. a. m. [311]), am häufigsten aber und mit den höchsten Worten wird die Jungfrau Maria gepriesen. Der Marner widmete ihrem Lobe eine ganze Reihe seiner Gedichte [312]). Aus seinen Marienliedern spricht eine wirkliche Gottesfurcht. Sie sind subjektiver als die meisten anderen aus dieser Zeit. Auch sind sie nicht im Übermaß getränkt mit Beziehungen auf die biblische Geschichte [313]).

Maria sitzt auf einem schönen Thron. Aber ihre Schönheit „überschönet" weit des Thrones Schönheit. Sie thront nahe ihrem göttlichen Sohne. Ein Engelchor singt ihnen Freudenlieder, Christo zu Lobe. St. Michael ist Vorsänger, die anderen Engel fallen im Chore ein. Alle himmlischen Heerscharen geben ihrer Wonne frohen Ausdruck. Dort sind tausend Jahre kürzer als hier ein einziges Stündlein. Denn Maria ist das gottbegnadete Werkzeug, durch welches der Erlöser auf diese Welt kam [314]). Sie ist die Laterne, welche in allen dunklen Stunden des Lebens leuchtet, das Licht aber in der Laterne ist das Christkind.

So geht das Lob der Maria beständig über in die Anbetung des Sohnes, von welchem die Dichter bekennen: wohl uns, daß er je geboren ward! Von ihm allein kommt Erlösung und Heil [315]). Nur die Zuwendung des von Christus beschafften Erlösungswerkes kann durch das fürbittende Eintreten der Gottesmutter gefördert und gesichert werden.

Denn sie ist Gottes Braut und Tochter zugleich [316]), eine Rose im Himmelstau, ohne den Dorn der Sünde [317]). Sie barg menschlich in sich den, welchem alle Könige auf Erden und alle Engel im Himmel dienen müssen. Sie ist eine Taube ohne Galle, eine reine Arche, wohl verpicht gegen alle Fluten der Unreinigkeit, ein blühender Mandelstab und eine Bundeslade voll Manna. Sie ist die aufgehende Morgenröte, Ezechiels Pforte am Tempel, durch welche niemand außer Gotte einging [318]), ein klares Glas, durch

welches Gottes Gnadensonne hindurchleuchtet. Sie gleichet dem feurigen Busche Moses, welcher nicht verbrannte. Sie ist Davids Harfenklang und Salomos Minnegesang. Sie ist besser als alle anderen Heiligen, Propheten, Patriarchen, Engel, Apostel und Evangelisten, Märtyrer und andere gute Christen, Beichtiger, Mägde, Witwen und Frauen [319]). Sie ist eine Judith, welche den Preis des Sieges errang, eine Esther, welche sich ihres Volkes in der Not annimmt, eine Jaël, welche den Sisseron erschlagen, eine weise Abigael, deren Fürbitte begehrt wird. Mit Vorliebe wird Maria auch mit Eva verglichen:

> Eva es dazu brachte,
> Daß die Menschheit ging verloren:
> Da half uns wieder „Ave!“, das viel süße Wort,
> Das der heilige Engel zu der reinen Jungfrau sprach [320]).

Die Keuschheit und sittliche Reinheit Marias wird besonders häufig gepriesen [321]). Zwar sind sämtliche Geschöpfe Gottes „klar“, aber sie werden alle durch den Glanz der heiligen Jungfrau weit übertroffen. Sie kann nicht zürnen, aber sie kann Zorn sühnen und manches dürre Herz lassen ergrünen. Ihre Süßigkeit versüßt alles Saure; denn der Himmel, welcher über alles groß, fand Raum in ihrem Schoß.

Freilich finden sich, besonders bei Reinmar von Zweter, in der Verehrung der Maria auch bisweilen Momente mit stark sinnlicher Beimischung. Das Verhältnis Gottes sowie der Christen zu Maria wird nachdrücklich als minne [322]) bezeichnet, doch bleibt der Unterschied zwischen dieser Minne und der irdischen Liebe meistens gewahrt. So sagt Reinmar z. B.: wer einer Frau in Minne dient, will ihr allein dienen und duldet keine Nebenbuhler. Der heiligen Jungfrau aber dienen viele Christen, und niemand soll gegen den anderen Neid im Herzen tragen. Selig, wem sie huldvoll zuwinkt! Wer zugleich minniglich liegen und doch über die Sünde siegen will, dem weist Reinmar die Knie als Ruhebett an, auf welchem man täglich die Jungfrau anrufen soll.

Diese und ähnliche Sinnlichkeiten waren aber religiös immer noch wertvoller als die faden Abgeschmacktheiten, wie man sie bei

minderwertigeren Mariendichtern findet, oder als die logischen Distinktionen der Kirchenlehrer, welche die religiösen Blüten des Volksgemütes in ihren staubigen Herbarien zerdrückten.

Die Ziele des Glaubens.

Das jüngste Gericht.

Die gesamte Frömmigkeit des christlichen Mittelalters war beständig auf das Jenseits gerichtet[323]). Daher erwartete man täglich das Weltende, und überall glaubte man Vorzeichen für den Eintritt des jüngsten Gerichts zu erkennen.

Zunächst im Reiche der Natur. Ungewöhnliche Erscheinungen, Kometen, Sonnenfinsternisse sowie erschütternde Unglücksfälle glaubte man im Blick auf die letzten Reden Jesu[324]) als Vorboten der letzten Zeit ansehen zu müssen. Als im Dezember 1227 ein gefährlicher Orkan weitgehende Verwüstungen unter Bäumen, Burgen und Bergen angerichtet hatte, verlieh Walther von der Vogelweide den sich daran anknüpfenden trüben Gedanken Ausdruck, indem er das jüngste Gericht unter dem Bilde eines Sturmes darstellte, welcher alle Königreiche verheerend durchbraust. Im allgemeinen hatte derselbe Dichter schon früher gesagt:

Wir hab'n der Zeichen viel gesehen,
Daran wir seine Ankunft*) spähen.
Wie uns die Schrift mit Wahrheit hat beschieden:
Die Sonne hat den Schein verkehrt,
Die Bosheit ihren Samen ausgeleert
Allenthalben auf den Wegen.
Der Vater bei dem Kinde Untreu findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Geistliches Leben in Kappen trüget,
Die uns zum Himmel sollten leiten.
Gewalt steigt auf; Recht schwindet vor Gericht[325]).

In den letzten Versen sind neben den abnormen Naturerscheinungen auch schon gewisse religiöse und sittliche Verirrungen als Anzeichen des Gerichts genannt. Bei der stetig zu-

*) Nämlich: die Ankunft Christi zum Gericht.

nehmenden moralischen Versunkenheit hatte man die Empfindung, daß das Maß der Sünden voll sei[326]). Je mehr die Sünde wächst, desto mehr nehmen Glaube und Liebe ab. Die Treue wird beständig verletzt, ohne daß eine Strafe darauf folgt. Alle Schandthaten gehen ungehindert im Schwange. Die Achtung vor Obrigkeit und Gesetz ist dahin. Acht und Bann sind Gegenstand des Spottes. Die Ehre des römischen Reiches ist siech geworden, und zwar eben deshalb, weil der Unglaube zur Herrschaft gekommen ist. Denn ohne religiöse Grundlage kann es keine wahre Macht und Ehre geben.

Alle sittlichen und religiösen Verirrungen werden in der Person des Antichristen gleichsam zusammengefaßt. „Endekrist" heißt er bei den Dichtern. Sein Kommen ist im Neuen Testament mehrfach erwähnt[327]). Aber während hier die Hauptthätigkeit des Antichristen darin besteht, daß er die Messianität oder Gottheit Jesu oder die Menschwerdung Christi leugnet und auch die gläubigen Christen auf diesem Wege zum Abfall zu bringen sucht, arbeitet er z. B. nach Freidank hauptsächlich mit den Schätzen dieser Welt, mit welchen er die Herzen vergiftet. Das Ziel ist beidemal dasselbe: der Unglaube. Freidank giebt nur im Blick auf seine verderbte und habgierige Zeit ein anderes Mittel an, dessen sich der Antichrist zur Erreichung seines Zweckes bedient.

> Vom Glauben ab so mancher fällt
> In seiner Gier nach Gut und Geld[328]).

Es ist wohl außer Zweifel, daß Freidank mit diesen und ähnlichen Worten das von Rom ausgegangene Bestechungsprinzip geißelt. Der römische Bischof selbst ist somit der Endechrist.

Diese Beziehung des Antichristentums auf das Papsttum ist noch deutlicher, wenn Freidank sagt:

> Mit Hoffart kommt der Endechrist,
> Der aller Sünden ein Meister ist:
> Er will Gott und Kaiser sein[329]).

Die letzten Worte passen auf niemand anders als auf den Papst. Seine Bestrebungen werden damit eben so klar wie kurz gekennzeichnet. Denn der Bischof von Rom hielt sich bereits seit den Zeiten eines Gregor des Großen für den Stellvertreter Gottes

auf Erden, und nicht selten verwechselte sich der Stellvertreter mit Gott selbst. Es genügte ihm aber nicht, bloß die geistliche Macht über Herzen und Gewissen zu besitzen, sondern sein Streben richtete sich auch beständig auf die politische Macht: Die Kaiser sollten nur des Papstes Vasallen sein. Diese Verirrungen des römischen Bischofs waren nachweislich der Grund für die meisten religiösen und politischen Verwirrungen. Um sein Ziel nur zu erreichen, war der Papst nicht ängstlich in der Wahl seiner Mittel: Marter, Zauberei, Geld und tolerante Zugeständnisse wandte er je nach den Umständen an[330]. So vereinigt der Papst alle Zeichen der Zeit in sich: sittliches, religiöses und politisches Unrecht.

Das jüngste Gericht selbst wird bei den meisten Dichtern eingehend und wirksam geschildert. Walther von der Vogelweide denkt sich das heilige Land als Schauplatz desselben: denn, wo Gott sich zu allererst offenbarte, wird er auch zuletzt in die Erscheinung treten.

Das jüngste Gericht ist gerecht. Den Armen, den Verlassenen und den Bedrängten wird Hilfe zu teil. Die Reichen, die Stolzen und die Klugen werden gedemütigt[331]. Der reine Sinn armer Leute ist dann mehr wert, als das reiche Gut aller Fürsten und Kaiser[332].

Alle Sünden werden alsdann offenbar[333]. Himmel und Erde werden vergehen, um in schönerer Gestalt wieder zu erstehen[334]. Die neue Welt ist rein von Sünden. Ein Feuer ohne Kohle und Asche dient zur Läuterung derselben. Die Auserwählten werden heller glänzen als die Sonne, denn Gott vergißt keine Gutthat sondern schenkt hundertfachen Lohn[335]. Die Bösen aber ringen in Jammer und Verzweiflung die Hände. Sie fahren in des Teufels Käfig und sind in ihrer Not lebendig tot[336]. Das Anrufen der Heiligen um Fürsprache bei Gott kann dann nicht mehr erretten, denn Christus fällt selbst das Urteil nach dem von ihm im voraus bekannt gegebenen Maßstabe:

Die meinen Willen stets gethan,
Soll'n meines Vaters Reich jetzt hab'n:
Doch müssen die Veruf'nen fahren
Zur Hölle mit des Teufels Scharen[337].

So werden „die Lieben" von „den Leiden" auf immer geschieden.

Himmel und Hölle.

Den Himmel und die Hölle stellten die Dichter von jeher in glühenden Farben ihren Zeitgenossen vor Augen. Freidank kennt drei Wege, welche zur Hölle führen: Der erste ist die Verzweiflung. Wer in diese verfällt, dessen Seele ist ewig tot. Denn der Zweifel trennt von Gott und verbindet mit dem Teufel, dem Vater des Unglaubens. Der zweite Weg sind die Übelthaten, durch welche der Mensch in eine solche Verblendung geraten kann, daß er alle sittliche Selbstbeurteilung verliert und seine Bosheit noch für Tugend hält. Der dritte Weg ist so breit, daß er der gewöhnlichste und gangbarste ist. Derselbe wird nicht näher beschrieben, weil es sich von selbst versteht, daß er von denen betreten wird, welche sündigen mit dem Bewußtsein ihrer Sünden [338]).

Dem gegenüber stehen aber auch drei Wege offen, welche in das Himmelreich führen. Manche dringen mit Gewalt ein [339]), indem sie sich selbst verleugnen und ihre sündigen Gewohnheiten ablegen. Andere „stehlen" sich heimlich hinein, indem sie in aller Verborgenheit Gutes thun. Endlich kann man sich auch durch fleißiges Almosengeben in den Himmel einkaufen. Die hier genannten Möglichkeiten stützen sich auf biblische Gedanken [340]). Vielleicht sind dieselben aber nicht einzeln als genügend, sondern nur als verschiedene Seiten eines in sich mannigfaltigen Strebens nach dem Himmel anzusehen.

Ähnlich, und nicht minder sinnig schildert Thomasin das Jenseits. Eine Leiter führt hinauf in den Himmel und eine andere hinab in die Hölle [341]). Die Sprossen der Himmelsleiter bestehen aus den Tugenden: Demut, Freigebigkeit, Liebe, Sanftmut, Gerechtigkeit, Wahrheit, auf welchen die Frommen mühsam emporsteigen. Die Sprossen der Höllenleiter werden aus den entsprechenden Untugenden gebildet: Hochmut, Begierde, Neid, Zorn, Ungerechtigkeit, Meineid. Der böse Feind selbst und die bereits Verdammten schauen aus der Hölle hervor, begierig nach neuen Leidensgenossen. Zwei Teufel stehen zu den Seiten der Höllenleiter und reichen mit langen Hakenstangen hinauf, um womöglich auch noch die gen Himmel

Steigenden in die Tiefe zu ziehen. Ein Teufel hat einen Haken, welcher „Reichtum“ benannt ist, und ruft: „Halt! ich habe ihn erwischt!“, ein anderer hat den Haken der bösen Lust und des Ehrgeizes in der Hand[342]).

So der Eingang in die Hölle. Diese selbst aber gleichet der Höhle des Löwen, in welche viele Spuren hineinführen, aber keine einzige wieder heraus[343]), denn der Teufel liegt in der Hölle wie ein lauernder Löwe. Er läßt keinen wieder los, welchen er einmal zwischen den Krallen hat. Nimrod und Kain sitzen in der Hölle, und alle, welche sündigen gleich jenen, kommen ebenfalls dorthin[344]). Nero liegt gar am untersten Grunde. Der Reichtum und die Herrschaft, welche vormals sein eigen waren, können ihn nicht aus seiner qualvollen Lage befreien. Denn, wenn ein Mensch auch alles als Lösegeld geben könnte, was an Gütern in dieser Welt ist, so giebt doch der Teufel um keinen Preis eine Seele wieder heraus, wenn er sie einmal in Besitz genommen hat.

Auch von den Freuden des Himmels weiß Thomasin viel zu sagen. Wichtiger aber noch als diese Schilderungen ist es, wenn er einmal die Frage aufwirft: ob Freunde einander im Himmel wieder erkennen werden[346])? Die Bejahung dieser Frage scheint ihm über alle Zweifel erhaben. Solange man sich nämlich den Aufenthalt im Himmel als einen vollkommenen Zustand denkt, darf auch die Wiedervereinigung mit den Freunden nicht fehlen, weil sonst die Vollkommenheit in schmerzlicher Weise eingeschränkt sein würde. Zugleich aber ist zu bedenken, daß im Himmel beständiger heller Tag und niemals Nacht ist. Wie könnte dort also jemand verborgen bleiben, sodaß man ihn nicht wiederfände? Gerade die Helligkeit und Klarheit des göttlichen Lichtes wird es uns erst ermöglichen, die Freunde dort besser zu erkennen, als es uns hienieden möglich ist, wo wir im Zwielicht leben. Zumal wenn wir — woran niemand zweifelt — solche erkennen werden, welche wir niemals zuvor gesehen haben, z. B. die großen Gottesmänner des Alten Testaments, wie sollten uns dann unsere Freunde unbekannt bleiben können?

Alle Erkenntnis im Himmel ist vermittelt und gesichert durch die Erkenntnis Gottes. Wer Gott erkannt hat, hat alle und alles erkannt.

An Gott sollen wir sehen
Erkennen und spähen
Alles, was auf Erden ist:
Man sieht's an ihm zu jeder Frist.
Was je ward und werden soll,
Das sieht man an ihm wohl [347]).

---

2. Das christliche Leben.

Der Schauplatz des Lebens.

Die Welt.

Physisch.

Den Dichtern gab Gott Augen für die Schönheit seiner Welt. Sie wetteifern mit einander, das Werk des Schöpfers zu loben. Sie freuen sich selbst an den Farben und Formen der Natur und verstehen es, die gleiche Freude in anderen zu wecken. Überall finden sie Anlaß zu reiner Lust. Fröhlich winden sie aus zarten Blumen bunte Kränze, sobald der heitere Frühling ins sonnige Land zieht. Sie hören den jubelnden Vögeln zu, oder lagern sich am klaren Bach und ergötzen sich am muntern Spiele der glitzernden Fische. Am Brunnen unter dem Schatten der kühlduftenden Linde träumen sie in süßen Stunden von Glück und Liebe. Und über das alles rufen sie aus froh bewegter Brust:

Was Wunders in der Welt doch fährt!
Wie manche Gabe ist uns bescheert
Von dem, der uns aus nichts gemacht [348])!

Schön und heiter wie die Welt selbst ist auch das Leben in derselben. Und die Dichter verstehen sich auf die Kunst, zu leben. Aber, wo viel Licht ist, dort fehlt es auch nicht an Schatten. Die Welt ist wohl außen schön: weiß, grün und rot, doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod [349]). Darum vergleicht auch Hugo

von Trimberg zu Anfang seines großen Gedichtes die Welt mit einer lieblichen Haide, deren viele und vielfarbige Blumen das Herz des Menschen erfreuen. Aber die Haide ist rings von steilen Bergen, den Mühen und Sorgen dieses Lebens, umgeben. Sie werfen lange dunkle Schatten. Auch steht inmitten der Blumen ein Baum, mit Früchten schwer beladen. Es ist der Baum der Versuchung, und seine allezeit reifen Früchte fallen in den daneben stehenden Dornbusch der Hoffart. Wer sich mit letzterem befaßt, muß oftmals die Haut ritzen, und es ist nur gut, wenn er sich noch bei Zeiten in das grüne Gras der Reue darniederlegt, sonst fällt er aus Übermut in die schmutzige Pfütze der Sünde oder in den tiefen Brunnen des höllischen Abgrundes, welche sich gleichfalls neben dem Baume befinden [350]).

Moralisch.

So wird dem denkenden Dichter alles Natürliche ein Gleichnis des Sittlichen. Die Welt kann dem Menschen ein Wegweiser zum Himmel werden, oder ein Strick, welcher ihn in die Hölle hinabzieht. Alles richtet sich nach seiner persönlichen Stellung auf dem Schauplatze dieses Lebens. Wer die Welt mehr liebt als Gott, findet keine wahre Befriedigung seiner innersten Bedürfnisse [351]). So bestimmt niemand das Weltmeer durchwaten kann, so sicher wird auch niemandes Hunger durch die Welt gestillt [352]). Denn der Mensch lebt nicht von Brot allein. Auch ist das Wesen der Welt zu unbeständig, als daß man jemals das Gefühl einer behaglichen Sicherheit in ihr haben könnte. Das Leben ist so unzuverlässig wie der Regenbogen, auf welchen man kein festes Haus zimmern kann. Das Glück, welches den Menschen für kurze Augenblicke erfreut, ist nur wie ein in die Luft geworfener Ball, welcher jählings wieder herunterfällt, sobald er seinen Höhepunkt erreicht hat [353]). Die Welt ist niemals ohne Enttäuschungen. Ihre Ruhe ist voll Unruhe. Ihre Süßigkeit hinterläßt immer einen bitteren Nachgeschmack. Ja, in ihrem Honig liegt oftmals ein spitziger Angelhaken, an welchem die Seele verbluten kann [354]). Ihr Lohn wiegt kaum ein Lot, sie bringt für Leib und Seele Tod [355]). Denn, wie das brennende Licht, so

schwindet auch das irdische Leben mit jedem Tage dahin. Wie reich auch der Mensch gewesen sein möge, der Tod läßt ihm nichts als ein leinenes Tuch, seine Scham zu bedecken[356]. Auf einen Glücksfall kommen dreißig Unglücksfälle[357]. Selbst die Liebe ist nicht immer visch unz an den grat d. h. nicht durchaus echt[358].

Heute Lieb' und morgen Leid,
Das ist der Welt Unstätigkeit[359].

Darum mahnt der Marner aufs Ernsteste zu innerer Einkehr bei sich selbst[360]: „Sünder, siehe an die Straßen in der Welt, wohin sie gehen! Prüfe dich, von wannen du kommst und wohin du willst! Die Welt läßt in ihrer Untreue bald von denen, welche von ihr nicht lassen wollten. Darum laß die Welt, denn ihr Ende ist bitter! Siehe vor dich auf das Ende deines Weges, der zum Tode führt; siehe hinter dich, wie not dir nach deinem Schöpfer und Erlöser ist, nach dem „süezen Krist", welcher für dich am Kreuze litt; siehe über dich, was für Wonne und Ehre dir im Himmel bereitet ist; siehe unter dich, was für Not in der Hölle ist, und fliehe vor dem ewigen Tode!"

So betrachtet der Dichter die Erde im Lichte des Himmels. Die göttliche Weltregierung giebt freilich dem Menschen manches Rätsel auf; aber, wenn man es nicht logisch lösen kann, so muß man es religiös ertragen.

Walther von der Vogelweide[361] nennt die Welt sogar ein Wirtshaus des Teufels. Wer bei diesem Schulden macht, muß die Seele als Pfand lassen. Denn die eigentliche Art der Welt zeigt sich im Geizen, Fressen und Unzucht[362]. In dieser Hinsicht ist auch gar keine Aussicht auf Besserung. Denn auf die Frage: was thut die Welt?, antwortet Freidank nur: sie nimmt zu an Alter und Bosheit[363]. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Welt die Wahrheit nicht vertragen kann[364].

Dieser dummen Welt Sinn
Ist der Seelen Ungewinn[365].

Die „Dummheit" der Welt liegt eben darin, daß sie keinen Sinn für die Wahrheit hat, denn Wahrheit ist Weisheit. Niemand, welcher sich mit der Welt befaßt, bleibt rein. Wer Pech anfaßt,

besudelt sich. Wer in der Welt lebt, versündigt sich[366]). Aus allen diesen Beobachtungen ergiebt sich mit Notwendigkeit die Forderung der Weltentsagung, denn niemand kann sich selbst besiegen, bevor er auf die Welt verzichtet hat[367]). Dieser Gedanke ist psychologisch äußerst fein und richtig: unser alter Mensch erhält durch den Zusammenhang mit der Welt immer neue Nahrung. Er gleichet darin dem Riesen Antäus, mit welchem Herkules einst rang. Derselbe gewann, solange er mit beiden Füßen auf der Erde, seiner Mutter, stand, immer neue Kräfte. Erst als es dem Herkules gelang, ihn vom Erdboden in die Höhe zu reißen, vermochte er ihn zu besiegen. So müssen wir auch unsere alten Menschen von der Erde isolieren. Wem das gelingt, der hat gewonnenes Spiel.

Unter den vielen Fehlern der Welt steht ihre Falschheit obenan. Mancher, welcher lacht, verbirgt nur seinen Groll durch „Grienen“[368]), wie die sanfte Wolke den zuckenden Blitz. Es ist nicht alles Gold, was glänzt wie Gold. Man sieht von außen manchen Glanz, der innen falsch ist und nicht ganz. Die Untreue und Unredlichkeit in Handel und Wandel ist bereits so allgemein üblich, daß niemand mehr über dieselbe Scham empfindet. Und doch kann niemand mit dem Unredlichen in Frieden und Freundschaft leben. Alle Versöhnungen, welche man mit ihm feiert, sind rein äußerlich, denn im Herzen bewahrt er Haß und Feindschaft wie zuvor. Wo aber Haß ist, da herrscht auch Mißtrauen und Entfremdung der Herzen.

> Ein falscher Mann muß immer ha'n
> Zu frommen Leuten bösen Wahn[369]).

Am meisten tritt die Falschheit des Herzens in Worten zu Tage. Manchem fließt die Rede gleichsam „ohne Kupfer aus dem Hals“ d. h. wie unechte Münzen, welche wohl äußerlich die richtige Prägung zu haben scheinen, deren Metallgehalt aber völlig wertlos ist. Darum findet niemand bei der Welt Anerkennung und Lob, wer es ihr nicht gleich thut mit Wüten und Toben, Rauben und Brennen, Morden und Veruntreuen. Sie verlangt, daß man ihren falschen Gruß noch mit freundschaftlichem Lächeln erwiedern soll.

Aber die Seele dessen, welcher ihr folgt, kommt in die widerspruchsvollsten Stimmungen und Gefühle:

Das Herze weinet manche Stund,
So doch lachen muß der Mund[370]).

Die Sklaven der Welt gleichen den Schauspielern, welche auch mit dem tiefsten Kummer im Herzen in einer lustigen Komödie auftreten müssen. Der Teufel selbst ist maître de plaisir, und die Gage, welche er auszahlt, ist ein böses Gewissen und der Tod.

Die Falschheit ist meist nur ein Mittel der Habgier. Auch in dieser Eigenschaft ist die Welt unverbesserlich. Judas ist hierin Typus. Wäre er auch zweimal getauft, so hätte er dennoch seinen Herrn und Heiland verkauft, und mancher würde noch heute das Gleiche thun, wenn er nur die gleiche Gelegenheit dazu hätte[371]). Denn für Geld ist alles feil in dieser Welt. Ihr Sinn steht nur auf Gewinn.

Des Mannes Sinn
Steht auf Gewinn[372]).

Aber Gewinn und Glück ist zweierlei. Mancher ist nur dazu geboren, um einen einzigen „helbling" zu besitzen. Strebt ein solcher nach zweien, so ist er schon verloren. Denn leicht und schnell erworbenes Gut machen den Menschen übermütig[373]). Selbst ein guter Charakter wird durch das beständige Rechnen mit Pfennigen verdorben. Infolgedessen findet man Gut und Güte selten bei einander[374]).

Sozial.

Neben der natürlichen und sittlichen ist auch die gesellschaftliche Beurteilung der Welt von großer Bedeutung. Am meisten fällt hierbei der Umstand in die Augen, daß der irdische Besitz ungleich verteilt ist, denn vom Gelde kommt viel Unheil und Verderben. Es ist ein Ungeld, ist ein Lasterblech[375]).

Es giebt Reiche und Arme. Ist diese Ungleichheit eine Ungerechtigkeit? Diese Frage, welche wohl jeden Menschen, oder wenigstens jeden Besitzlosen dann und wann beschäftigen kann, hat der Marner in einem besonderen Gedicht[376]) mit soviel natürlicher

Naivetät und religiöser Unmittelbarkeit behandelt, daß wir seine Gedanken unverkürzt anführen wollen:

Du teilest ungleich
Lieber Herr, dein Gut:
Du giebst einem, woran viere möchten ha'n
Genug und mit Ehren möchten mehren als Gewinn.
Mancher Mann ist reich
Und hat großen Übermut.
Lieber Vater Jesus, ist das gut gethan?
Weißt du denn nicht, daß ich armselig bin,
Da du mir wenig giebst wie einem Manne ohne Maßen?
Nun bin ich doch gar maßvoll,
— Herr, was hab' ich gethan? —
Vielleicht gedenk' ich deiner jetzo mehr.
Nein! eh' ich deiner wollt' vergessen,
Herr Gott, teile wie zuvor!
Du bist es, der da teilt und wählen soll,
Ich will dich nimmer schelten, denn du machst es wohl.

Ehrlicher hat wohl selten ein frommer Christ dem himmlischen Herrn seine Not geklagt, aber auch niemand sich bescheidener in des Vaters Willen gefügt. Der Marner will lieber arm sein mit Gott, als reich sein ohne Gott. Die Gemeinschaft mit Gott ist die Quelle allen wahren Reichtums. Wer diese hat, wird niemals über Armut klagen.

Der Mensch.

Das Individuum.

Der Mensch ist der schöpfungsmäßige Inhaber des Lebens auf dem Schauplatz der Welt. Er ist diu beste getât [377]), d. h. das höchste Geschöpf, wenn man von den Engeln absieht. Gott hat ihm „des Sinnes Rat“ [378]) verliehen. Dieser Sinn gleicht einem Spiegel, welchen der Mensch stets Gott zukehren soll, damit sein Bild darin sichtbar sei. Denn, wer seinen Sinn von Gott abwendet, schändet selbst seinen Ursprung und hat keine Entschuldigung, da er vermöge seines Sinnes weiß, welches der Wille Gottes ist, und wie er denselben erfüllen muß.

In der Art der Erschaffung liegt des Menschen Würde, zugleich aber auch seine Abhängigkeit und Ohnmacht. Gott allein hat einen völlig freien Willen [379]). Der Schöpfer hat das Recht des Töpfers. Wie er den Topf hinwirft, so bleibt er liegen.

Der Mensch ist so schwach, daß er oft schon durch Kleinigkeiten verzagt und mutlos werden kann [380]): Als Alexander der Große einst verwundet wurde, sprach er: „Man lügt, wenn man sagt, ich sei ein Gott. Ich bin ein Mensch. Das hat mir die Verwundung durch einen kleinen Pfeil kund gemacht."

Der Mensch ist so schwach, daß er nichts vermag, wenn er nicht Gottes Willen für sich hat. „Eines Flohes Knie drückt ihn darnieder [381])." Darum ist es eine thörichte Rede, wenn jemand sagt: „Ich thue, was ich will [382])!" Was können wir denn? Gar nichts! Wir können nicht einmal einem einzigen Haar gebieten, daß es Tag und Nacht wachse. Aus diesem Bewußtsein der Ohnmacht erklärt sich auch die beständige Unruhe und furchtsame Hast der Menschen.

Sein Herze klopft ihm alle Zeit,
Der Atem selten stille steht [383]).

Das Leben ist so voll von Mühsal und Kummer, daß niemand, wenn er am Ende steht, dasselbe noch einmal beginnen möchte [384]). Der Mensch ist nur ein „böser Sack" [385]). Könnte man sein Inneres nach außen kehren, so würde es ihn wenig ehren. Denn

Wie schön der Mensch auch außen ist,
Er ist doch innen böser Mist [386]).

Seine Seele ist freilich unsterblich [387]). Ihre Kraft beruht auf den Tugenden, wie die Stärke des Leibes auf Schnelligkeit und Behendigkeit [388]). Die Seele muß den Leib regieren; dann kann der Mensch vollbringen, was dem Leibe allein unmöglich wäre. Denn niemand kann mit Leibeskräften einen Löwen bezwingen. Er ist ihm zu stark; und niemand kann mittels Behendigkeit einen Vogel in der Luft erhaschen, sein Flug ist zu schnell. Wer aber mit Sinn und Verstand an das Werk geht, dem ist manches möglich.

Die Gattung.

Das höchste irdische Glück findet der Mensch in der ehelichen Liebe. Keinem Manne kann auf dieser Welt wohl sein, wenn er nicht eine „liebe Frau“ hat, auf deren Treue er bauen kann [389]. Der Mann soll sein getreues Weib lieben wie seinen eigenen Leib [390], denn sie ist sein höchstes Gut [391]:

> Ein Weib schön, keusch und wohl in Hut
> Erhöhet guten Mannes Mut.
> Denn nichts auf Erden Bessres ward
> Als eine Frau von guter Art,
> Die Sinne, Seele, Leib und Mut
> Vor allem Wandel nimmt in Hut.

Freilich nur, wo der Mann sich aus Gottes Hand das Weib zur Ehe geben läßt, ist rechte Liebe möglich. Nur dann ist die Frau ein Unterpfand der göttlichen Gnade. Was die Engel im Himmel, das sind die Frauen auf Erden. Darum sagt der alte Winsbeke von Gott:

> Als er sich dort Engel schuf,
> Gab er die Frau'n als Engel hier [392].

Selbst der sonst vielfach etwas nüchterne Didaktiker Hugo von Trimberg redet in feurigen Worten von der Frau als des Hauses Zierde und Sonnenschein [393]:

> O Bild so schön! o Welt so zart!
> O hochgelobte Kreatur!

und er fügt ebenso ritterlich wie derb hinzu:

> Wer dich nicht ehrt, der ist ein Rind!
> Wer dich nicht lobt, der ist ein Kind [394]!

Denn lobt man die Frauen auf Erden, so freuen sich die Engel im Himmel [395]. Mag immerhin die Frauengunst dem Aprilwetter gleichen, der Herren Treue ist nicht beständiger [396]. Das Wort „Frau“ kommt von „Freude“ [397]. Ein reines Weib steht hinter keinem Engel zurück. Ja, sie ist mehr. Sie ist Weib und Engel zugleich [398]. Dem Weibe ist manche Tugend schon von Natur eigen, welche der Mann sich nur mit Mühe, und auch dann oft noch unvollständig und gleichsam merklich unorganisch angewöhnt.

Darum ist es eine Thorheit, wenn man die Ehre beider Geschlechter verschieden einschätzt, indem man dem Manne gestattet, was man dem Weibe verbietet [399]).

Ein Mann um Manches Ehr' genießt,
Was guten Frauen Schande ist;
Die Männer manches krönet,
Was doch die Frauen höhnet.
Begeht ein Weib eine Missethat,
Wie sie der Mann wohl tausend hat,
Der tausend will Ruhm haben er,
Doch soll verlor'n sein ihre Ehr'.
Das ist ein schlecht verteiltes Spiel;
Von solchem Rechte Gott nichts will.

Nur im Verkehr mit Gott bleibt der Mensch beim rechten Sinn. Wieviel aus dem einfachsten Menschen werden kann, wenn er nur in treuer Gemeinschaft mit seinem Heiland bleibt, zeigt das Beispiel der ersten Jünger Jesu:

Sankt Peter ward ein Prediger,
Der vorher manche Stunde
Nichts anderes als fischen konnte.

Die Äußerungen des christlichen Lebens.

Das sittliche Leben.

Die Forderungen der Sittlichkeit.

Die sittlichen Anforderungen, welche unsere Dichter an den Wandel der Christen stellen, sind groß und ernst. Das ganze Leben soll ein Gottesdienst sein. Denn, ihm zu dienen ist aller Weisheit Anfang [401]). Gott dienen heißt aber: sich selbst verleugnen. Denn

Wer die Seele will bewahren,
Muß sich selber lassen fahren [402]).

Wer aber Gott minnet, wie er soll, der ist aller Tugenden voll. Durch ein Leben nach den göttlichen Geboten kommt der Mensch in eine Lebensgemeinschaft mit Gott selbst, in welcher erst sein eigentliches Wesen zur Entfaltung kommt wie die Blume unter den Strahlen

der Sonne[403]. „Mit Gott!“ ist darum die beste Lebensregel, welche vor allen Verirrungen bewahrt[404]:

Wir soll'n mit allen Sinnen
Gott fürchten und minnen.

Niemand kann diese Verse lesen, ohne an D. Martin Luthers Erklärungen zu den zehn Geboten erinnert zu werden, welche sämtlich beginnen: „Wir sollen Gott fürchten und lieben.“ Diese unvermittelte Zusammenstellung von Furcht und Liebe ist auf den ersten Blick überraschend, zumal wenn man an das Wort der heiligen Schrift denkt: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus“ [405], aber eben nur die knechtische Furcht. Die kindliche Ehrfurcht bleibt.

Nicht alle freilich, welche „Christen“ heißen, sind es auch. Christen sind Gesalbte. Schon im Alten Testament ist von ihnen die Rede, wenn Gott spricht: „Rühret nicht an meine Gesalbten!“ [406] Gott sieht auf das Herz. Darum macht das bloße Kirchengehen noch nicht fromm[407]:

Ein Hund, der täglich tausend Stund
Zur Kirche ging, blieb doch — ein Hund.

Nur wer Gott dient mit Furcht und Minne, der hat Tugend und Sinne und ist völlig ein Gotteskind. Gott dienen ist Freiheit[408]. Solcher Gottesdienst läßt sich äußerst schwer mit Menschendienst vereinigen. Die Hofluft macht die meisten Christen asthmatisch. Gute Diplomaten werden leicht schlechte Christen. Darum sagt Hugo von Trimberg: „Wer ganze Liebe zu Gott hat, nimmt selten an der Fürsten Rat“ [409].

Auf die Frage: wie kommen wir in den Himmel? antwortet Thomasin: durch Tugenden. Aber bei dieser Antwort steigt ihm doch alsbald selbst das Bedenken auf: ist denn die Tugend jemals ausreichend, und ist die Summe der Leistungen dem von Gott geforderten Maß entsprechend? Diese Frage muß offenbar verneint werden. Statt nun aber auf Grund dieser Verneinung den ganzen Weg zum Himmel mittels der Tugenden für einen Irrweg zu erklären, erlaubt er sich am Maß der Tugend Abzüge zu machen und erwidert: Man muß sie haben im Allgemeinen, hat man sie nicht

im Ganzen. Welche Sicherheit aber einem Wege zukommt, auf welchem man nur ungefähr aber nicht ganz an das Ziel gelangt, darüber äußert Thomasin sich nicht. Er bemerkt nur bald darauf wieder, daß der Mensch doch sehr viele Tugenden haben müsse, um zu Gott zu gelangen, weil Gott selbst alle Tugenden besitze.

Daß nämlich der Weg der Tugend in den Himmel führe, scheint ihm auch noch daraus hervorzugehen, daß der Weg der Untugend zur Hölle führt [411]). Aber grade dieses beständige Suchen nach immer neuen Gründen, aus denen die Tugend als die rechte und einzige Bahn zum Himmel erwiesen werden soll, macht eher den Eindruck der Ungewißheit als einer über allen Zweifel erhabenen Gewißheit [412]). Denn, wer zuviel beweist, beweist eben zu wenig, und es wird ihm auch selbst bisweilen klar, daß die Tugend des Menschen allein nicht ausreicht, wenn ihr nicht die Gnade Gottes zu Hilfe kommt [413]):

Ohn' Gottes Gnade ist kein Rat,
Daß jemand kommt zu seinem Reich.
Denn Gottes Reich ist ungleich
Reicher als unsere Gutthat.

Derselbe Grund also, nämlich die Vollkommenheit Gottes, welche soeben noch als Motiv angeführt wurde, um das Maß der Tugenden zu erhöhen, ist doch zugleich auch ein Quietiv für den Glauben an die Gnade Gottes. Die sittliche Triebfeder wird zum religiösen Ruhekissen.

Freilich bedingungslos ist Gottes Gnade nicht. Es soll niemand sagen: Gott lässet mich um keiner Sünde willen zur Hölle fahren, ist er doch für mich gemartert. Solche Rede wäre Selbstbetrug. Denn eine Mutter kann dem mißratenen Kinde fluchen, wenn es alle Opfer der Liebe mit Undank lohnt. Sie zählt ihm vor, was sie alles um seinetwillen gethan und erlitten hat. So auch Gott. Er hält dem mutwilligen Sünder die Not und den Tod vor, welchen er für ihn erduldet hat. Wer aber darüber zur Klarheit gekommen ist, wieviel es ihn gekostet, daß wir erlöset sind, und beharret dennoch in der Sünde, dessen Schuld ist doppelt groß. Denn, wenn Adam schon wegen seines Ungehorsams aus dem Paradies vertrieben wurde,

bevor Jesus für die Sünde gemartert war, wieviel mehr Strafe verdienen dann diejenigen, welche seinem Willen widerstreben, nachdem er alles für uns gethan hat.

Dieser Gedanke ist religiös wichtig: Die Erlösungsthatsache verschärft das Sittengesetz, und die größte Gnade schließt zugleich die höchsten Anforderungen in sich. Freilich giebt die Gnade andererseits auch die Kraft zur Erfüllung ihrer Forderungen. Wenn nämlich die sittliche Erneuerung mit einem reinigenden Bade zu vergleichen ist, so ist das Feuer, durch welches dasselbe angeheizt wird, die Liebe und Gnade Gottes [415]), und nur wer dieses Bad der Wiedergeburt scheut, muß einst im glühenden Pech und Schwefel der Hölle baden. Wenn demnach Thomasin öfters von einer moralischen Himmelsleiter spricht, welche sich jeder Mensch selbst anfertigen müsse [416]), so brauchen wir diese Aussprüche nicht einseitig zu verstehen, sondern müssen sie mit den zuletzt angeführten Äußerungen zusammenhalten.

Hiermit stimmt auch Freidank überein, wenn er sagt, daß es keinen besonderen Stand der Heiligkeit gebe. Er habe zwar öfters Kunde von hervorragenden Virtuosen der Frömmigkeit erhalten, aber so oft er dieselben in Augenschein genommen, habe er in dem „Heiligen“ noch immer den Menschen erkannt [417]). Dies gesunde Urteil des Dichters wird man noch ganz besonders anerkennen müssen, wenn man bedenkt, daß zu seiner Zeit das Mönchtum und die Askese mit dem Anspruch auf besondere Heiligkeit in einem bis dahin unbekannten Maße ihr Haupt erhoben.

Reinmar von Zweter beschreibt in zwei Sprüchen [418]) ausführlich den „idealen Mann“. Er muß Straußenaugen haben, welche lieblich im Angesichte strahlen. Denn der Sage nach brütet der Strauß seine Eier durch den Glanz seiner Augen aus [419]). Sein Hals muß wie der eines Kranichs sein, in welchem die Zunge wohl geschabt liegt, damit er niemals unbedachte Worte rede. Seine Ohren müssen den Schweinsohren gleichen, denn das Schwein übertrifft alle Tiere an Schärfe des Gehörs [420]), damit er genau wisse, wo er bleiben kann und wo er fliehen muß. Er soll auch ein Löwenherz haben, eine Aar- und eine Greifenhand und Bärenfüße,

um fest zugreifen und sicher auftreten zu können. Es ist klar, daß kein Mensch sich solche Ausrüstung geben kann. Man muß sie von Gott erbitten.

Nur so ist man auch im Stande, der größten sittlichen Anforderung, welche die christliche Religion an den Menschen stellt, nachzukommen: nur so kann man Feindesliebe üben. Den natürlichen Menschen ist dieses Gebot ein Rätsel: „Gott Vater und Gott Sohn, dein Geist berichte meine Sinne, wie ich den Feind noch lieben soll, der mir nur Übles thut! Mir muß der immer lieber sein, der mir ist gut[421]." Ja, Feindesliebe ist „der Freuden Tod"[422]), doch Jesu Tod hilft auch aus dieser Not.

Äußere Bedingungen und begleitende Umstände.

Zu den äußeren Bedingungen, unter welchen sich das sittliche Leben der Menschen vollzieht, gehört vor allem seine soziale Lage. Diese ist hauptsächlich durch den Besitz und das Eigentum bestimmt. Es ist aber daran festzuhalten, daß Reichtum oder Armut an sich noch keine sittliche Faktoren sind, sondern erst durch den Gebrauch, welche der Mensch von ihnen macht, dazu werden. Den Eingang zur Seligkeit kann man nicht mit Geld erkaufen, wohl aber hindert der Besitz manchen, seine Seele zu retten.

Einst flohen die Einwohner einer eroberten Stadt. Jeder hatte sich mit vieler Habe belastet. Nur ein Mann ließ alles zurück und ging mit leeren Händen davon. Als man ihn fragte, warum er nichts von seinem Besitz mitgenommen habe, erwiderte er, daß er seinen Reichtum im Herzen trage. Man lachte ihn aus. Aber alsbald holten die Feinde die Fliehenden ein und nahmen alle, welche Schätze bei sich hatten, gefangen. Nur jener eine Mann, welcher alles zurückgelassen hatte, rettete Leben und Freiheit[423]).

Der äußere Besitz an sich kann niemand gut oder glücklich machen. Er ist nur ein Haben und berührt nicht das Sein oder innere Wesen des Menschen[424]). Es ist für den unheilbaren Kranken gleichgültig, ob er auf einem Bett oder auf Stroh liegt. Die Krankheit verfolgt ihn auf jedem Lager. Es ist einerlei, ob der Böse

reich oder arm ist, seine Bosheit ist in beiden Fällen dieselbe. Das „Gut“ ist also nicht gut, denn es findet sich auch beim Bösen[425].

Der Besitz macht nicht einmal alle Menschen reich, sondern auch manche arm, z. B. den Geizigen. Er gleicht dem Kuckuck, von welchem die Sage geht, er fürchte stets, daß es ihm an Speise gebrechen werde. Darum frißt er, selbst wenn er auf einem großen Baum voller Blätter und Blüten sitzt, niemals ein ganzes Blatt auf einmal. Dagegen: selig sind, die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr[426]! Gottes Gnade ist besser als Reichtum[427], und die besten Zinsen trägt der Besitz, wenn man ihn für Almosen verwendet[428]. Der Freigebige erfreut viele wie die Sonne, welche am Himmel steht. Er zerstreut die finsteren Wolken der Armut und der bitteren Not[429]. Den Wert des Almosens aber bemißt Gott nicht nach der Höhe des Betrages sondern nach der Gesinnung des Gebers[430]. Der reichste Mann kann nicht mehr geben als der Bettler. Denn wer von zehntausend Mark, welche er besitzt, tausend Mark um Gottes Willen hingiebt, hat verhältnismäßig nicht mehr gethan, als wer von seinen zehn Pfennigen einen einzigen in derselben Gesinnung verschenkt.

Ähnlich wie mit dem äußeren Besitz verhält es sich mit den geistigen Gaben des Wissens und Erkennens. Wenn nämlich das ganze Leben in allen seinen Äußerungen ein Gottesdienst sein soll, so darf auch das Lernen und Studiren nicht ausgenommen sein.

> Der kann die Grammatik wohl,
> Der richtig lebet, wie er soll[431].

Alles Wissen ist nur dann gut, wenn es mit Sittlichkeit verbunden ist. Sonst blähet es. Die Dialektik erfordert einen graden Sinn. Andernfalls wird sie gar leicht ein Werkzeug der Lüge. Die Rhetorik wirkt nur gut, wenn sie von Einfalt und Aufrichtigkeit begleitet wird. Die Geometrie muß auch den sittlichen Anforderungen eine mathematische Schärfe mitteilen. Die Arithmetik, welche es mit Zahlen und Maßen zu thun hat, soll den Menschen veranlassen, Gutes zu thun ohne Maß und Zahl[432]. Wer recht Musik studirt, muß seinen Worten auch den Resonanzboden guter

Werke geben, damit sie einen schönen und nachhaltigen Klang haben. Der Sternkundige muß den Himmel seines Lebens mit den Sternen der Tugenden schmücken. So kann alles Wissen sittlich fruchtbar gemacht und der Kopf ins Herz gebracht werden [433]).

Zu den äußeren Lebensbedingungen, welche sich der Berechnung und dem Einfluß des Menschen selbst entziehen, gehören „Glück“ und „Unglück“. Diese Worte decken sich jedoch nicht immer mit ihren Begriffen. Denn der Christ kann durch Unglück großes Glück gewinnen, und der Unchrist kann durch Glück in ewiges Unglück kommen.

Der sittliche und religiöse Wert aller Leiden besteht darin, daß, wie beim Dreschen das Korn vom Stroh, so der innere Mensch von der wertlosen Schale der äußeren Welt geschieden wird [434]). Im einzelnen Unglücksfalle muß freilich der Mensch sein Urteil zurückhalten, denn Gottes Weisheit ist vor unseren Augen verborgen [435]). Dem einen Kranken verordnet der Arzt süße Speise, dem andern saure. Den einen behandelt er in schmerzhafter Weise: er läßt ihn dursten, hungern und brennen. Er hängt ihn auf an eine Wand, er schneidet und sticht ihn mit spitzen Messern, er rauft ihm wohl gar den Bart und das Haupthaar aus, um zu verhüten, daß er in einen zu tiefen Schlaf fällt, aus welchem es kein Erwachen mehr giebt. Einem anderen Kranken hingegen verordnet er beruhigende Schlafmittel und läßt ihn keinen Hunger leiden, damit er nicht von Kräften komme. Niemandem aber stehet es wohl an, zu sagen: der Arzt wisse nicht, was er thue, da er die Kranken so verschieden behandle. Denn die Verschiedenheit in der Behandlungsweise hat ihren ausreichenden Grund in der Verschiedenheit der Krankheiten. Das Vertrauen aber, welches der Laie dem Arzt entgegenbringt, ist der Christ auch seinem himmlischen Seelenarzt schuldig. Niemand klagt einen Arzt an, wenn er ein Geschwür aufschneidet und eine Wunde bereitet *). Auch Gott hat, wenn er Wunden schlägt, nur die Heilung im Sinne. Er heilt den einen Menschen mit Seligkeit, den anderen mit Leid.

---

*) Es war unserer Zeit aufbehalten, auch diese Frage im juristischen Sinne zu behandeln.

Manche Menschen sind so geartet, daß sie nur in Armut zu leben verstehen. Reichtum würde sie geradezu töten, weil sie sich in die veränderten Lebensbedingungen nicht hineinfinden könnten, denn nur wenige sind fähig, die Gefahren des Reichtums ohne eine Spur von Schaden zu ertragen. Die meisten müssen lebenslang unter Druck und Krankheit des Leibes stehen, wenn ihre Seele genesen soll.

Gott arzet*) uns zu aller Frist,
Je nachdem unsere Krankheit ist[436].

Wer sich darüber wundern möchte, daß es den Bösen in diesem Leben oft besser und leichter ergeht als den Guten, den erinnert Thomasin daran, daß den Bösen in diesem Leben gar nicht zuviel des Guten zukommen kann, denn in jener Welt haben sie es um so schlechter. Sie genießen vielleicht während ihrer kurzen Erdenzeit alles, was sie nur wollen, aber hernach gewinnen sie um so größeres Leid[437]. Alsdann wird auch die geringste Erquickung und Erleichterung versagt. Selbst die himmlische Barmherzigkeit ist dann taub gegen alle Bitten und giebt nur diese Antwort zurück: „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast, in deinem Leben[438].“

Den Frommen ergeht es in diesem Leben oft schlecht, aber nur deshalb, damit sie es im Jenseits desto besser haben. Die ewige Seligkeit ist bloß für diejenigen, welche in der Zeit mühselig und beladen gewesen sind[439]. Nur ein unverständiger Mann kann darum in Gottes Weltregierung Ungerechtigkeiten erblicken[440]. Dem Bösen dient Gottes Geduld nur dazu, daß das Maß seiner Sünden übervoll werde. Dem Frommen aber wächst der Lohn mit jedem Tag, an welchem er die Treue bewahrt.

Wer für die Guten alles Glück und alles Unglück für die Bösen fordern möchte, kennt nicht die göttliche Erziehungskunst: denn der Gute, welcher beständig im Glück schwelgte, würde nicht lange gut bleiben. Er würde sich sicher fühlen im Besitze der göttlichen Huld und alsbald alle Gottesfurcht verlieren. Der Böse aber, welcher stets vom Unglück heimgesucht wäre, würde darin einen

*) Arzen = die ärztliche Behandlung einrichten nach u. s. w.

Anlaß nehmen, seinen Sinn immer mehr zu verhärten. Er würde alle Hoffnung auf ein besseres Dasein aufgeben und allen Glauben an Gottes Liebe verlieren, welcher doch will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen [441]).

Wenn aber alle diese Antworten zur Erklärung der Leiden, welche auch über den Gerechten kommen, nicht genügen, der möge noch eins bedenken:

Es kann ja niemand leben
In dieser Welt so gänzlich ohne Sünde;
Er sündiget zu mancher Stunde [442]).

Wie gut und fromm also auch ein Mensch sein möge, er hat es doch auch verdient, daß er eine Zeit lang für seine Sünde Buße erleide, zumal er darnach Freude ohne Ende haben soll. Denn die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Wenn wir dereinst aus der Ewigkeit in die Zeit zurückblicken können, so wird uns die Leidenszeit am wenigsten gereuen. Darum müssen wir jetzt, wo uns Leiden umgeben und bevorstehen, vorausblicken in die Ewigkeit.

Tugend und Frömmigkeit sind gänzlich unabhängig von äußerem Glück und Besitz. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin. Sie haben's kein'n Gewinn."

nimt man im sîn guot,
man rüert niht tugenthaftes muot.
nimt man im sînen gewin,
sô rüert man doch niht sînen sin [443]).

Das Innerliche läßt sich mit äußerlichen Mitteln weder geben noch nehmen. Nicht, wer uns nimmt, was wir haben, schadet uns, sondern, wer uns nimmt, was wir sind. Dies letztere aber thut der Mensch meistens selbst, denn einer kann den anderen nicht boesern d. h. schlecht-machen, wenn er gut bleiben will [444]). Darum kann uns niemand schaden, solange wir selbst uns nicht schaden wollen. Steht freilich die Mauer zu nahe am Graben, so stürzet sie wohl von selbst um, und indem sie den Graben ausfüllt, räumt sie dem anstürmenden Feinde mit einem Schlage zwei Hindernisse aus dem Weg.

Den Guten umgeben viele Feinde. Denn der Fromme ist für die Bösen, was für die Tagesvögel die Nachteule ist. Sobald sie ihn nur erblicken, heben sie von allen Seiten ein Geschrei an und treten ihn womöglich unter die Füße[445]. Aber, wenn schon sich auch viele wider den Gerechten zusammenthun, so können sie ihn doch niemals seiner Freiheit berauben. Er ist auch im Gefängnis frei durch sein gutes Gewissen[446]. Wer im Herzen erleuchtet ist, sitzt auch im dunkeln Kerker nicht in Finsternis.

Der Lohn des sittlichen Lebens: Die Ehre.

Das sittliche Leben trägt seinen Lohn in sich selbst. Nur der Christ weiß, was wahre Ehre ist. Seine Ehre kommt von Gott.

> Wer ohne Gott lebt alle Zeit,
> Hat Ehre ohne Beständigkeit[447].

Auf die Beständigkeit aber kommt es bei der Ehre an. Eine schwankende Ehre, welche je nach den Umständen und Verhältnissen im Werte steigt und fällt oder ihre Form ändert, ist keine. Während aber die irdische Ehre sich nicht mit Furcht verträgt, besteht die christliche Ehre wesentlich in der Gottesfurcht, und nach dem christlichen Ehrenkodex ist jeder, welcher Gott nicht beständig fürchtet, ein zage d. h. ein Feigling und gewissenloser Mensch[448].

Jeder Stand, in welchem man mit sittlicher Rechtschaffenheit leben kann, ist ehrenhaft und edel[449]. Der Adel des Menschen liegt weniger in seiner Abstammung als in seinem Wandel und in seiner Gesinnung[450]:

> Wer recht thut, der ist wohl geboren.

oder:

> Wer Tugend hat, ist wohl geboren;
> Adel ohne Tugend ist verloren[451].

oder:

> Wer Tugend hat, ist wohl geboren
> Und ehret sein Geschlechte wohl[452].

Ein niederer Sinn schändet hohe Geburt, aber ein hoher Sinn adelt niedrige Geburt, und der höchste Adel ist die Gotteskindschaft[453]. Der Christ, welcher göttlicher Abstammung ist, muß freilich auch

„standesgemäß“ d. h. göttlich leben. Diesen hohen Sinn kann niemand ererben. Jeder muß ihn aufs neue ererben, denn kein Mensch wird durch den andern gut.

Lob und Ehre vor der Welt kann die Anerkennung bei Gott nicht ersetzen[454]). König Artus war bei Lebzeiten weit berühmt und wird noch heute viel genannt, aber was hilft es ihm? Ein einziges Paternoster thäte ihm besser. Denn, wer Gottes Huld besitzt, kann den Ruhm bei Menschen entbehren. Der biderbe Mann strebt deshalb nur darnach, wie er Gott gefalle. Dem namegirigen man aber ist zu allen Zeiten weh, denn ein unverdientes Lob ist der vernichtendste Tadel[455]).

Das religiöse Leben: Das Gebet.

Brunnenstube wie Leitstern des ganzen religiösen Lebens ist das Gebet. „Wer ist ein Mann? — Der beten kann!“ Unsere Dichter waren Männer. Wir geben einige Proben aus ihrem Gebetsleben.

Gott Herre, gieb uns heute Heil,
So daß uns müsse werden alles des Gebetes ein Teil,
Das heute wird gesprochen, soweit die Christenheit sich ausgedehnt.
Vater und Mutter mein,
Bruder und Schwester sollen auch darinnen sein,
Dazu meine Sippe: über alle, die mein Beten kann erreichen.
Dazu so wünsche ich dies den Christen allen,
Daß sie in Hauptsünden nicht verfallen,
Und daß wir werden so erfunden,
Wenn Gott an dem Gerichte steh',
Daß wir vor immerwähr'ndem Weh
Mit seiner Kraft desselben Tages sein entbunden[456]).

Dieses kleine Gebet hat große Gedanken, wenig Worte und viel Sinn, kurze Sätze und weitausschauende Gesichtspunkte. Dieser Beter wußte es, was es um die Gemeinschaft der Heiligen ist. Einsam im stillen Kämmerlein war er nicht allein mit seinem Gott, sondern zusammen mit dem großen „Wir“ aller Gläubigen der ganzen Christenheit. Darum bittet er nicht eigennützig und selbstsüchtig allein für seine eigenen kleinen Bedürfnisse des Tages, sondern

auch für die großen, allen Christen gemeinsamen Erfordernisse der Ewigkeit. Das heißt: am ersten trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit und von allem anderen glauben, daß Gott es uns nach seinem Reichtum und nach seiner Vatergüte werde zufallen lassen.

Freilich stellte Reinmar auch die Ereignisse der Gegenwart in Gottes Hand und trug sie ihm betend vor[457]). Die Verwirrungen im deutschen Reich, welche von Menschenrat nicht mehr zu lösen waren, empfahl er dem Vater in der Höhe, welcher zu allen Dingen Rat weiß. Nur so gewann er Zuversicht in einer Zeit, welche wenig Glauben und darum viel Mutlosigkeit an den Tag legte[458]).

Als weitere Probe teilen wir noch Walthers „Morgengebet" mit:

Mit Glück müsse ich jetzt aufstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn,
Und reiten, wohin im Land ich kehre.
Christ, laß auch mich erleuchten rein
Die große Kraft der Güte dein
Und pflege mein um deiner Mutter Ehre,
Wie dein der heil'ge Engel pflegte,
Als man dich in die Krippe legte.
Junger Mensch und alter Gott,
Demütig vor dem Esel und dem Rinde,
Und doch mit segensreichem Mute
Pflegte sie und dich Joseph der Gute
Wohl mit Treuen ohne Spott,
So pfleg auch mein, daß man an mir auch finde
Dein hohes göttliches Gebot[459]).

Das Beten ist eine Kunst, welche gelernt sein will. Nicht jedes Gebet ist ein rechtes[460]). Einige bitten Gott, er möge ihren Feinden seinen Haß zuwenden — ihr Beten wird zum Fluchen. Andere bitten Gott, er möge sie reich machen und ihnen Herrschaft verleihen — sie wissen nicht, was sie bitten. So bitten manche viel und doch viel zu wenig. Denn einen Fürsten bittet niemand um den vierten Teil eines Brodes. Es würde ein Hohn sein, wollte man einen Herrscher mit solchen Kleinigkeiten belästigen, in welchen andere ebenso gut helfen können. Wer Gott nur um irdische Gaben anruft, bittet um das Geringste und ist kleinmütig. Gott

will um große Dinge gebeten sein. Er wünscht, daß man ihm etwas zutraue. Wer ihn um das Himmelreich bittet, dem giebt er auch das zum irdischen Leben Notwendige. Denn wer das Größeste giebt, wird das Kleinste nicht versagen [461]).

Andererseits ist das Beten doch auch wieder eine gar leichte Sache:

> Ein kleines Kind erbäte wohl,
> Was man von ihm erbitten soll [462]).

Es gehört eben nur die rechte Gesinnung dazu, wie sie ein Kind ohne Weiteres hat. Darum soll niemand sagen, er könne nicht beten. Denn das Beten ist zwar eine Kunst, welche immer besser erlernt sein will, aber es ist eine Kunst, deren wirksame Ausübung sich keineswegs bloß nach dem Können sondern grade nach dem Bedürfen richtet, denn

> Der stumme Mann nicht sprechen mag,
> Und kann doch beten jeden Tag [463]).

Dieser Ausspruch ist tiefsinnig und kann jedermann zu denken geben. Wenn nämlich schon ein solcher, dem die Fähigkeit fehlt, mit Menschen zu reden, dennoch mit Gott im Gebet sich verständigen kann, wieviel mehr sollten dann diejenigen, welche mit den Menschen oft mehr reden, als gut und nötig ist, sich an ihre Gebetspflicht erinnern! Mancher dürfte einen auffallenden Gegensatz zu einem solchen Stummen bilden: der Stumme redet niemals mit Menschen und alle Tage mit Gott, aber viele, welche die Sprache besitzen, reden alle Tage mit den Menschen und niemals mit Gott.

Gott hört auch die stillen Seufzer des Herzens, denen der Mund keinen bestimmten Ausdruck verleiht. Er vernahm Moses Gebet, ehe er den Mund aufthat [464]). Was immer ein reines Herz begehrt, das wird von ihm gewährt, ohne daß es in Worte gefaßt zu werden braucht. Das Herz kann ohne den Mund beten. Das Umgekehrte ist freilich unmöglich: der Mund kann nicht ohne das Herz beten.

> Das Mundgebet ist ungesund,
> Kommt es nicht aus des Herzens Grund [465]).

Daß das Gebet auch eine Kunst ist, welche geübt sein will, weiß Freidank sehr wohl. Er vergleicht es mit dem Schießen.

Ein Anfänger in der Kunst des Schießens darf es sich nicht verdrießen lassen, wenn er öfters das Ziel verfehlt. Nur die Übung macht den Meister. So muß auch der Beter Geduld haben, wenn er nicht sofort Erhörung findet. Demjenigen aber, welcher mit Bitten und Flehen nicht aufhört, ist Gottes Huld sicher[466]).

Der Inhalt des Gebetes kann mannigfach sein, vor allem aber wird ein Christ immer um Erlösung von der Sünde bitten. So Freidank:

Herr Gott, verleihe mir, daß ich
Erkennen möge, dich und mich.
Ich hab' gesündigt, Herr, vor dir,
Verleih' in deiner Güte mir
Rechten Glauben, wahre Reue;
Bei deiner väterlichen Treue
Vergieb mir meine Missethat[467]).

Das Gebet ist der Jungbrunnen des christlichen Lebens. Wenn der Adler alt und kraftlos geworden ist, hebt er seinen Flug in Sonnenhöhe und setzt in Flammen sein Gefieder. Dann stürzt er aus der Höhe nieder und fällt hinab in einen tiefen Brunnen. Hier wird er jung, gesund und froh. So auch der Christ. Kann er das Leben nicht mehr tragen, muß er in Demut sich zu Gott erheben, daß er ihm Kraft zum Werke gebe. Darnach soll er die Arbeit wieder thun und unverzagt ein Neues pflügen, soll auch nicht hören auf der Leute Reden und trau'n des Höchsten reichem Segen.

Darum betete der alte Winsbeke[468]) am Abend seines Lebens:

Da wir nach dir gebildet sein
Und Christen sind, gleichwie du Christ,
So schirm' uns vor der Hölle Pein
Und gieb uns hier so lange Frist,
Daß uns nicht fang' des Teufels List.
Davor behüte uns, du süßer Name,
Da er uns allzu stark sonst ist.
Ehr' an uns deine Gottheit
Und deine hohen Namen drei,
Die Himmel und Erde sind zu breit*).

*) D. h. die dem Himmel und der Erde zu breit sind, als daß sie dieselben umspannen könnten.

Wie schwer es oft dem Menschen sei, von Herzen recht zu beten und alles Denken von der Welt zurückzuziehen, ja wie unmöglich fast, zeigt Hugo warnend, wie hier folgt[469]: Ein Edelmann kam in ein hochberühmtes Kloster, das voll von „heil'gen" Leuten war. Er bat, daß sie durch Andacht und Gebet die Sünden seines Lebens büßen möchten. Ein einz'ges Paternoster schon, geschäh' es ohne Störung der Gedanken, könnte seine Seele ewig retten. Wenn einem Mönche dies gelungen, so wollte er dem Stift sein schönstes Roß zum Lohne schenken. Die Heiligen verspürten Lust, auf leichte Art — so meinten sie — ein Pferd zu kaufen. Doch fanden bald die meisten, daß die Forderung zu schwer. Drum baten sie den größten Beter, der unter ihnen war, er möge jetzt sein Heil versuchen. Der kniete vor dem Altar und begann das Paternoster voller Andacht. Nur wenig Worte noch, so war das Roß — — —; da flog ihm der Gedanke durch den Kopf: ob auch das Pferd gesattelt und gezäumt, und — kläglich war geendet der Versuch.

Ein jeder Christ wird Ähnliches erleben. Die Sünde schlummert nie. Wer beten will, muß wachen.

Toleranz oder Lebenlassen.

Leben muß auch Leben geben. Leben kann nicht töten. Eine Religion, die andre Religionen tötet, tötet ihre eigne Religiosität. Das wahre Christentum ist tolerant. Freidank war ein überzeugter Christ; er sagt es mehrfach, niemand solle ihm den Glauben rauben. Doch duldsam ist er gegen die, die andres glauben. Christen, Juden, Heiden, alle sind sie Gottes Kinder, denn er schuf sie alle[470]. Sollten alle, die nicht in der Kirche Schatten wohnen, darum schon des Teufels Kinder und der Hölle Ausgeburten sein? Nimmermehr! Ein jeder soll nur glauben, was ihm recht scheint.

Wenn einer fragt, was macht doch Gott mit den mißratnen Kindern, so ist dies eine Thorenfrage, welche keine Antwort findet. Ein jeder möge seines Glaubens leben. Freidank kennt keine Inquisition.

In einem Spruch an Juden sucht er ihre Zweifel zu zerstreuen. Das Dogma von der menschlichen Geburt des Herrn, die Lehre von

dem dreieinigen Gott und andres mehr sucht er an Bildern aus Natur und Leben als klar und wahrhaft nachzuweisen[471]. Der unbefangne Leser freilich muß gestehn, daß seine Bilder nicht zum Glauben zwingen, weil sie den Glauben schon im voraus fordern. Doch sind die Worte sanft und frei von Haß, der übel angebracht im Dienst der Liebe. Die Lehre von der Trinität erscheint ihm selbst fast wunderbar, doch spricht er als ein Kirchenchrist, der den Verstand zum Opfer gab: „Das weiß ich wohl, daß ich das glauben soll[472].“ Er könne nur das Ziel des Glaubens und den Inhalt sagen. Gott aber könne thun und sein nach seinem Willen. Die Allmacht liegt im Thun und Sein auf gleiche Weise.

Duldsam ist Gott noch mehr als alle toleranten Christen. Denn Freidank sieht nicht ohne Neid, daß Gott den Christen, Juden und auch Heiden ein und dasselbe Wetter stets beschеert, und meint, daß wer dem Himmel redlich dient, mehr Sonnenschein als andre haben müsse[473]. Der Dichter kannte sonst die Bibel, doch übersah er wohl Vers 45 in Matthäus 5. Obwohl von Gott geschaffen und geliebt, sind Heiden sowie Juden des Teufels Beute und der Hölle Raub. Die Gnade Gottes freilich wird noch viele retten, damit des Teufels Heer nicht größer sei als Gottes Schar[474]. Die Ketzer sind verlorner als die Heiden. Sie sind gefährlich allen frommen Christen, und wo Gefahr, da muß man streiten. Die Ketzer zu bedroh'n, ist Pflicht der Selbsterhaltung[475]. Zum Glück sind Ketzer niemals einig, sie fallen durch ihr eignes Schwert. Die Kirche lebt. Sie kann nicht sterben.

Die Hemmungen des christlichen Lebens.

Die Sünde.

Werden, Wesen und Wertung der Sünde.

Die Sünde ist durch eine Frau in diese Welt gebracht. Vor bösen Frauen warnt darum Herr Ulrich Boner[476]:

> Herr Adam ward bethöret,
> Troja ward zerstöret,
> Herr Sampson ward geblendet,
> Herr Salomon geschändet.

So ist Männerheldenkraft und Weisheit durch der Frauen List gefallen. Doch ist der Dichter weit entfernt, der Menschheit Sünde nur dem weiblichen Geschlechte aufzuladen. Ein jeder Mensch, gleichviel ob Mann ob Weib, trägt in sich schon den Keim der Sünde, doch wirken stets, wo Sünde wächst, drei Mächte mit einander: die Welt, der Teufel und das eigne Herz. Die drei sind einig und dem Menschen feind. Anlaß zum Bösen kommt von außen; doch Anlaß zur Sünde wäre nichts, wenn nicht das Herz den Anlaß ließe ein. Viele Feinde vor der starken Veste sind nicht so gefährlich als ein Verräter, welcher drinnen sitzt. Ein Mensch, der Welt und Teufels List besiegen könnte, vermöchte doch sein eignes Herz noch nicht zu zähmen. Denn dieses wacht beständig, auch wenn der Mensch im Schlafe liegt.

Gedanken, welche wohl am Tag gebannt und ferngehalten wurden, kommen in der stillen Nacht zurück und — siegen. In bösen Träumen schwirren sie ums Lager und lassen nicht vom müden Schläfer. Sie sind die Augen seines Herzens, welche unabläßig offen stehn, um über Meer und Länder stets zu schweifen, und keine Binde hält sie je zurück.

Neun „Fenster" stehn als Aus- und Eingang stets der Sünde offen in dem Leib des Menschen[477]. Und wo sie einmal Wurzel faßte, wächst sie mächtig bald ins Kraut.

An mir wächst im ganzen Jahr
Sünde, Nägel und das Haar[478].

So ward dem Menschen Sünde zur Natur. Doch, wehe dem, der seines Ursprungs ganz vergaß, er ist verloren! Über alles fruchtbar ist der Geiz:

Alle Sünden werden alt,
Aber Geiz jungt mannigfalt[479].

Viele Sünden kommen auch vom Zorn[480]. Er ist aller Sünden offne Thür. Man muß ihn dämpfen und in sich verschließen, so gehen alle Tugenden herfür.

Ihrem Wesen nach ist Sünde gleich der Hydra, jener Schlange, welche Herkules bekämpfte. Drei Häupter hatte sie, doch schnitt

man ihr eins ab, so hatte sie statt dreien vier, und schlimmer war das Übel. So kann der Mensch allein die Sünde nicht bezähmen, je länger desto schwieriger wird Kampf und Sieg[481]). Ein Freund kam Herkules zu Hilfe. Mit einer Feuerfackel brannte er, wo jener hingeschlagen, nach, und keine Häupter wuchsen mehr. So hat der Christ auch eine Fackel, mit welcher er nachbrennen muß, wo seines Geistes Schwert zuvor geschlagen. Die Dichter kannten diese Fackel wohl: es ist die Bibel, welche Licht und Sieg dem müden Kämpfer giebt. Darum haßt auch die Welt so sehr das Wort der Schrift. Der Sünde ist nichts mehr im Wege als die Bibel[482]). Wo diese herrscht, kann jene nicht das Szepter schwingen.

Hätte nicht der Papst in vielen Stücken des Lebens und der Lehre von der Bibel abgelassen: die Kirche Roms wäre nie so heidnisch worden, als sie ist. Der Heiden Götter waren Gold und Silber. Die Christen sind denselben noch so hold, daß von Abgötterei bei ihnen viel zu finden ist. Des erbarme dich, Jesus Krist[483])!

Die toten Christen selbst sind tote Götzen. Der Heiden Götzen oder Tatermänner[484]) hatten einen Mund, doch konnten sie nicht reden; sie hatten Augen, sahen aber nicht, und Ohren, aber hörten nie. Mit ihren Händen konnten sie nicht greifen. So auch die Christen, welche tot im Glauben und im Lieben. Sie sehn die Not der Armen wohl, doch wollen sie nicht helfen. Sie hören auch das Klagen der Elenden, doch Mitleid rührt die Herzen nie. Mit ihren Händen wollen sie nicht geben. Ihr Mund schweigt still, wo Arme Unrecht leiden. So zeigt Herr Hugo, daß der Sünde Kern im Egoismus liegt. Die Ichsucht ist die Wiege aller Sünde. Sie ist das Muttermal, das nie verloren geht.

Zur Ichsucht kommt die Unbeständigkeit[485]). Der erste Mensch erhielt von Gott die staete, die Beständigkeit, die Kraft im Guten zu verharren. Doch als die Sünde kam, floh die Beständigkeit. Unstaete hielt den Einzug in die Herzen und die Sinne. So ward der Mensch ein Spielball seiner Lüste. Sein Schwerpunkt ging verloren, denn er wandte sich von Gott. Er steigt und fällt, hat nimmer Frieden. Gott freilich, der allmächtig ist, kann und will auch den fernen Sünder retten.

Mit der Beständigkeit verlor der Mensch die Ruhe seiner Seele[486]. „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh'?" Die Frage ist nicht neu, alt ist die Antwort: „Wo Sünde nicht kommen, nicht anfechten kann", denn Freidank sagt es schon:

Wer von Sünden ruhen mag,
Der hat rechten Feiertag.

Es kann nicht Ruhe werden, als bis die Sünde flieht:

Die Wunde nimmermehr verheilt,
Solang' das Eisen drinnen weilt,
Solang' man trägt der Sünden Last,
Ist wahre Freude nur ein Gast[487].

So widerspricht die Sünde nicht nur Gotte, sondern auch dem menschlichen Geschöpf. Sie bringt in große Not und Tod. Am schlimmsten ist sie dort, wo ihr der Anlaß scheinbar fehlt[488]. Ein reicher Mann wird leicht hoffärtig, weil er viel besitzt. Das ist nicht zu entschuldigen, doch ist es zu verstehn. Der Arme aber, welcher stolz wird, sündigt doppelt. Hinwiederum ein armer Mann betrügt und lügt vielleicht aus Not; der Reiche aber, welcher lügt, um Hab und Gut stets zu verdoppeln, trüget doppelt[489].

Viel Sünde wächst aus Unzufriedenheit[490]. Der Bauer wäre gern ein Knecht, wenn Saat und Ernte im mißrieten. Der Knecht jedoch wäre gern ein Bauer und sein eigner Herr, wenn ihn die Arbeit und der Dienst bedrücken. Selbst Pfaffen möchten gerne tauschen mit dem Ritter, und Ritter sind auf Pfaffen neidisch. Der Kaufmann preist den Schuster glücklich, dieser jenen. So klagt ein jeder über sich und lobt des Anderen Stand. Wenn freilich Hunde Erntewagen ziehen und Ochsen Jagd auf Hasen machen sollten, so würde männiglich sich wundern, doch wäre dieser Tausch nicht übler als die anderen. Eines schickt sich nicht für alle. Die Menschen aber thun's den Affen gleich[491]:

Denn der Affe sich nicht schämt,
Er begehrt ein jedes Amt.

Doch kommt der Neid auch oft aus Täuschung und Unkenntnis der Verhältnisse. Wenn ein jeder seinen Nächsten wirklich kennen könnte, so würde niemand mehr den andern beneiden. Wen seine

Stellung nicht befriedigt, zeigt damit nur dies, daß er ihr nicht gewachsen ist. Denn manche, die ein Schiff nicht steuern können, wollen Ferge sein. Sie richten sich und andere zu Grunde[492]. Nicht Lagen und Verhältnisse hindern deine Kräfte; du selbst bist lahm! die Sünde ist es, die dich lähmt.

So fallen alle Reden der Entschuldigung dahin. Die Schuld der That kann niemand mit dem Wort entlasten. Nicht auf Zeiten oder Länder kann er die Verantwortung schieben.

> diu liute sint gelandet wol,
> diu lant niht wol geliutet*).

Luft, Wasser, Erde und Himmel thun alle ihre Schuldigkeit. Nur der Mensch verweigert seinen Dienst und braucht als Vorwand — die Natur! Die Ethik greift zum Feigenblatte der Physik und sündigt weiter ohne Scham und Scheu.

Einzelerscheinungen der Sünde.

Als Hauptsünden, welche man vor allem meiden muß, bezeichnet Reinmar von Zweter[493] Hoffart, Ungehorsam und Geiz, denn diese erzeugen immerwährendes Leid. Der Dichter stimmt darin vollkommen mit der Bibel überein, denn „Geiz ist eine Wurzel alles Übels“[494], Ungehorsam war die erste Sünde des Menschen[495] und hoffärtiges Leben ist das ungöttliche Wesen der Welt[496]. Um der Hoffart willen wurde Luzifer samt seinen Genossen aus dem Himmel verstoßen, Ungehorsam brachte die Menschen aus dem Paradies, und Geiz treibt sie der Hölle zu[497].

---

*) Wir erklären uns außer Stande, die Prägnanz dieses Wortspieles angemessen in der Übersetzung wiederzugeben. Der Sinn ist: die Leute sind mit einem guten Land versehen (gelandet wol), aber es fehlt dem Land an guten Leuten (niht wol geliutet). Also etwa:

> Es fehlt den Leuten nicht an gutem Land,
> Doch fehlt's dem Land an guten Leuten.

Man vergleiche dazu das bekannte Wort:

> Die Menschen sagen immer:
> „Die Zeiten werden schlimmer.“ —
> Die Zeiten bleiben immer,
> Die Menschen werden schlimmer!

Die **Hoffart** ist sowohl verwerflich als auch lächerlich[498]). Wenn ein Mundvoll ein Handvoll sein will, so ist dies uneben. Das Handvoll will dann sicher noch ein Schoßvoll sein, und das Schoßvoll ein Malter, das Malter aber ein halbes Fuder. Hochmut kommt vor dem Fall, und der Gernegroß muß oft klein werden. Eine 6, welche 7 gelten will, kann leicht eine 3 werden.

> Wer dem Maße bricht die Straße,
> Dem wird oft ein enger Weg zu teil[499]).

Die Hoffart ist die eigentliche Signatur der Sünde. Art läßt nicht von Art und Sünde nicht von Hoffart. Die Hoffart ist die Königin der Hölle[500]). Hochmut findet sich auch bei den besten Menschen und macht ihre Tugenden wertlos. Er ist der Mehltau einer frommen Seele und vertreibt den Geist Gottes.

> Ich weiß es wohl, daß niemals Hoffart
> Ein Freund des heil'gen Geistes ward[501]).

Hoffart verkehrt das ganze Wesen des Menschen: wer klein ist von Person, den zwingt sie, auf den Zehen zu gehen, damit er groß erscheine. Der Gang des Hochmütigen ist gespreizt und geziert und gleichet demjenigen des Hahnes oder des Kranichs. Wer aber selten auf seine Füße und den Weg Acht giebt, muß desto öfter fallen. Alles in allem:

> Hoffart ist der Seele Not:
> Sie stirbt den ewiglichen Tod[502]).

Sie macht den Menschen blind, aber nicht wie die Justitia auch zugleich gerecht. Die Ungerechtigkeit des Hoffärtigen zeigt sich vielmehr aufs Deutlichste darin, daß er beständig andere richtet, obwohl ihm selbst die sittliche Qualifikation dazu vollkommen fehlt:

> Er rügt des andern Missethat,
> Der selber hundert größre hat[503]).

Habgier und **Geiz** verblenden ebenfalls[504]). Einem Fischer träumte einst, er solle alle kleinen Fische wieder fahren lassen und nur die großen mitnehmen. Der Weisung des Traumes folgend, entließ er die reichlich gefangenen kleinen Fische, aber — die großen wollten nicht in sein Netz kommen[505]). Das Ende aller habgierigen Verblendung ist Armut, Not und Sorge. Wem Großes nicht ver-

gönnt ist, der möge sich mit dem Kleinen begnügen, denn aus Geiz kann der Mensch die schlimmsten Sünden thun. Judas Ischarioth verkaufte seinen Herrn und Heiland für einen Sklavenpreis[506]).

Dem Geiz anverwandt ist der Wucher[507]). Nach Freidank hat Gott nur drei Berufsarten und Stände geschaffen: den Bauern, den Ritter und den Pfaffen. Den vierten aber fügte der Teufel hinzu, nämlich den „Wucher" oder den Kaufmannsstand, welcher die drei ersten Stände besiegt, indem er Land und Leute verschlingt. Es giebt nur fünf „Wucher" d. h. in diesem Falle: fünf Produkte, mit welchen das Handeln zulässig erscheint: Fische, Honig, Holz, Gras und Obst. Diese gedeihen alle ohne große Mühseligkeit und es haftet ihnen keine Sünde an. Der eigentliche Wucher aber ist das Gegenteil von aller rechtschaffenen Arbeit, welche einen unmittelbaren Lohn bringt. Der Wucherer oder Kaufmann, welcher mit Geld spekuliert, gewinnt nicht nur am Tage wie andere Menschen, welche ehrlich arbeiten, sondern auch in der Nacht, wo alle redliche Arbeit ruht, denn die Zinsen der ausgeliehenen Kapitalien wachsen bei Nacht ebensogut wie am Tage[508]).

Der Wucherer nimmt allemal ein Ende mit Schrecken. Leib, Seele und Gut des sterbenden Wucherers werden in drei Teile so gesondert, daß sich darüber kein Streit erheben kann: Sein Leib wird eine Beute der Würmer, seine Seele nimmt der Teufel, sein mühsam zusammengescharrtes Gut aber fällt den lachenden Erben zu. Keine von den drei Parteien verspürt Lust mit der anderen zu tauschen. Der Teufel hat kein Verlangen nach Leib und Gut, den Erben ist weder mit der Seele noch dem Leibe gedient, und die Würmer begehren nicht die Seele oder das Gold.

So teilet hier des Teufels List,
Daß jedermann zufrieden ist.

Eine andere Sünde, welche gleichfalls mit dem irdischen Besitz zusammenhängt, ist der Neid[509]). Es giebt kein einziges Dorf, welches ohne diese Sünde wäre. Selbst die Klöster, welche doch Stätten der Demut und des Verzichtes sein sollten, wissen ein Liedlein davon zu singen. Das Verschwinden des Neides aus dieser Welt müßte man geradezu als ein Vorzeichen für den Anbruch des

jüngsten Tages halten. Der Neid stammt vom Teufel. Er war der erste Neider, welcher sich gegen Gott auflehnte.

Der ohnmächtige Neid greift zum Mittel der Lüge. Die absichtliche Lüge ist die schlimmste Verirrung, welche es geben kann.

Die größte Sünde ist's im Leben,
Der Lüge Zeugnis noch zu geben[510].

Auf die Darstellung dieses Themas verwandte mancher Dichter vielen Fleiß. Denn man findet die Lüge überall: im Reichsrat der Fürsten wie im Laden des Krämers, im häuslichen Kreise der Familie wie in der Öffentlichkeit der Gerichtshalle, in der Knechte- und Leutestube wie im kaiserlichen und päpstlichen Palast. Sie ist eine Kunst, welche jederman kann[511]. Am meisten aber wird beim Kaufen und Verkaufen gelogen. Daher glaubte Freidank, daß niemand auf den Markt gehe ohne die geheime Neigung, zu betrügen. Die Wiederverkäufer erscheinen ihm als die schlimmsten Betrüger, denn sie lügen bei jedem Stück zweimal: beim Einkauf und beim Verkauf, denn beide Male wollen sie gewinnen.

Es giebt keinen Menschen, der nicht gelogen hätte, und keinen, der nicht belogen wäre, darum warnen die Dichter mit allem Ernste vor den Zungensünden:

Hütet eure Zungen!
Das ziemt wohl den Jungen;
Stoß den Riegel vor die Thür,
Laß kein böses Wort herfür!
Laß kein böses Wort herfür,
Stoß den Riegel vor die Thür!
Das ziemt wohl den Jungen:
Hütet eure Zungen[512])!

Das böseste Fleisch, welches Wolf oder Hund jemals im Maule trugen, ist nicht so gefährlich wie des Menschen Zunge. Sie verpestet die Luft mit schädlichen Worten und bringt ihren Träger in der Hölle Gruft. Zwist verursachen, spotten, schmeicheln, lügen, schwören, fluchen — das alles und noch vieles andere mehr kann eine und dieselbe Zunge. Sie entzündet Schande und löscht Ehre aus. Auf die Besten häuft sie die schlimmsten Beschuldigungen[513]).

Was Doppelzüngigkeit sei, legt Ulrich Boner in einer Fabel[514]) dar: Ein Wanderer verirrt sich zur Winterszeit in einem Wald. Dem Tode des Erfrierens nahe wird er von einem Förster aufgefunden und von diesem in sein Haus mitgenommen. In der warmen Stube atmet der Gast hastig und bläst den Odem in seine Hände. Der Förster fragt ihn, warum er dies thue, und er antwortet: um die frostigen Glieder zu erwärmen. Der Wirt bereitet einen Trank von Glühwein, um dem Erfrorenen auch innerliche Wärme mitzuteilen. Als aber der Gast das Glas zum Munde führt, gewahrt er die Hitze des Getränkes und bläst seinen Odem hinein. Der Förster fragt ihn, warum er dies thue, und er antwortet: um das heiße Getränk abzukühlen. Der Wirt aber ist entsetzt über dieser Rede und treibt den Wanderer aus seinem Hause, denn er wolle niemand unter seinem Dache dulden, welcher heiß und kalt in einem Munde habe.

Das ist Doppelzüngigkeit. Der Atem des Wanderers war in beiden Fällen von gleicher Temperatur. Aber den kalten Händen brachte Wärme, was dem Glühwein Kühlung brachte. So versteht es der Doppelzüngige stets den Verhältnissen Rechnung zu tragen, ohne auch nur die Worte zu wechseln.

Viele, welche mittels ehrlicher und mühevoller Arbeit nicht zu Reichtum und Besitz kommen können, versuchen es mit dem Spiel. Aber dadurch gelangen sie nur in des Teufels Dienst, denn ein Spieler ist zu allen Sünden fähig und geneigt[515]). Raub, Mord, Lüge und Diebstahl sind seine Mittel, denn er verachtet gänzlich Gottes Liebe.

Der Spielteufel übt eine grausame Herrschaft über alle seine Diener aus. Es läßt sich noch allenfalls begreifen, daß ein schönes Weib den Mann bezwingt, daß ein Schatz seinen Besitzer verblendet, daß der Wein einen Menschen übermannt, aber daß ein Mann mit lebendigem Herz und Sinn einem toten Würfelknochen so unbedingt unterthan ist, daß ihm Verstand und Witz schwindet, das ist psychologisch unbegreiflich, wenn man nicht annimmt: Der Teufel selbst hat das Würfelspiel erfunden, um damit Seelen zu gewinnen. Fast alle sechs Zahlen auf dem Würfel haben deshalb eine symbolische

Bedeutung: Die 1 bezieht sich auf Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde. Die 3 bezeichnet die drei Namen, die da hat „der süße wahre Christ“. Die 4 ist auf die Evangelisten zu deuten; die 5 auf die Zahl der menschlichen Sinne, welche der Teufel eben mittels des Würfels krank machen will[516]). Mit der 6 will der Böse die sechs Fastenwochen durch Würfelspiel des Segens berauben. So ist das Würfelspiel eine Wurzel, welche höllischen Samen trägt.

Hugo von Trimberg[517]) nennt die Würfel eine verkörperte, bezw. verknöcherte tumpheit. Denn sie sind blind und haben doch viele Augen, und alle, welche sie in die Hand nehmen, werden ebenfalls blind. Sie bringen den Menschen hier in Not und dort in ewigen Tod. Wenn ein Spieler so oft in die Kirche gegangen wäre, als er vor der Spielbank gekniet hat, so würde er beim himmlischen Hochzeitsmahl gewiß mit Ehren obenan sitzen. Nun aber verspielt er schon in diesem Leben seine Seele dem Teufel als Pfand.

Die Spieler sind meistens auch Säufer und Fresser, und richten sich damit völlig zu Grunde. Die Folgen der Trunkenheit sind wahrhaft vernichtend:

> si stummet unde blendet,
> si toeret und machet manegen lam[518]).

Eine schwere Zunge, ein blödes Auge, schwache Sinne im leeren Kopf und lahme Gliedmaßen mit Gicht -- das ist des Trinkers Lohn. Mit großem Ernst mahnt deshalb Reinmar[519]) zur Mäßigkeit. Ein „rittermäßiger Knecht“ soll dem Zapfen am Fasse mehr Scheu entgegenbringen als dem Schilde in des Feindes Hand. Denn, wer sich vom Zapfen besiegen läßt, wird alsbald auch seinen Schild in fremder Hand sehen. Walther von der Vogelweide verschmähte nicht einen Trunk edlen Weines. Er klagt mit bitteren Worten über die Ungastlichkeit des Klosters zu Tegernsee, wo ihm an des Abtes Tisch — Wasser vorgesetzt wurde[520]). Aber er eifert mit heiligem Zorne gegen das Übermaß im Trinken[521]):

> Es hat nicht wohl getrunken, wer sich übertrinkt.
> Wie ziemet das dem guten Manne, daß ihm die Zunge hinkt*)

*) hinken hier = lahm sein; von der Zunge oder Rede: lallen.

Vom Wein? ich glaube wohl, Todsünde und die Schande solchem winket.
Es wäre ihm besser, könnte er gebrauchen seine Füße,
Sodaß er ohne Hülfe könnte bei den Leuten stehn:
Wie sanft man ihn auch trägt, er thäte besser, selbst zu gehn.
So trinke jederman, daß er den Durst nur büße**):
Das thut er ohne schwere Sünde und ohne Spott.
Ein Mann, der also trinket, daß er weder sich noch Gott
Erkennet, der hat gebrochen ihm sein Hochgebot.

Das unmäßige Trinken ist bloß für schamlose Leute eine Freude. Mit Schmerzen klagen die Dichter, daß man diese Sünde auch bei manchem hohen Namen finde [522]). Nur wenige Aussprüche der Dichter seien zu dieser Frage noch angeführt. Meister Hugo [523]) sagt:

Mäßig trinken, ist wohl erlaubt.
Unmäßig Trinken das Hirn betäubt.

oder [524]):

Mancher wird ein Galgenschwengel,
Der sonst auf Erden wie ein Engel
In rechter Weise hätt' gelebt.

Freidank [525]):

Es trinken tausend sich den Tod,
Eh' einer stirbt vor Durstes Not.

oder [526]):

Dem Tode mancher winket,
Der ohne dürsten trinket.

In der Hölle wartet der Wollüstigen und Unmäßigen eine strenge Strafe: sie müssen fasten und darben [527]). Daraus erklärt sich die Bitte jenes reichen Mannes (Lukas 16, 28) in der Qual, welcher Abraham anflehte, er möge Lazarum senden, daß er das äußerste seines Fingers ins Wasser tauche und seine Zunge kühle. Als er auf Erden lebte, hatte es ihm nicht an Wein und kostbaren Getränken gefehlt, jetzt waren seine Ansprüche geringer geworden. Trotzdem trinkt auf Erden immer noch mancher mehr, als er vertragen kann [528]). Und wenn er bereits daliegt wie ein voller Sack, so ruft er noch nach mehr und spricht: Trage her, mir ist noch Blase und Magen leer. Das geht solange, bis der letzte Heller durch die Kehle gerollt ist. Dann wirft der Wirt den Bettler aus dem Gasthaus, und der Teufel wirft ihn in die Hölle hinein.

---

*) den durst büczen = den Durst löschen. Vgl. Pfeiffer.

Der Kampf gegen die Sünde.

Der Kampf gegen die Sünde ist völlig aussichtslos, solange der Mensch denselben aus eigener Kraft führen will. Das war schon die Erfahrung der Heiden.

Uns schreibt Meister Horazius
In seiner Briefe Buch alsus:
Treib die Natur hinaus mit Gabeln
Von dir, daß sie beginnt zu zappeln;
Sie läuft zu dir zurück hinwieder
Wenn du die Gabeln legest nieder! *)

Der Christ, welcher angesichts der höhern Gnade Gottes auch eine tiefere Erkenntnis der Sünde hat, weiß dies noch besser als der Heide, denn er muß mit dem Apostel sprechen: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht; denn das Gute, das ich will, thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich" (Röm. 7, 18). Der Mensch kann nicht von selbst die Sünde lassen, wenn diese einmal von ihm Besitz genommen hat[529]).

Den Ziegel und den bösen Mann
Niemand völlig waschen kann,
Sodaß der Schmutz getilget wär'.
Er bleibt zuletzt trüb wie vorher.
Des Mohren Haut, die läßt schwer weichen
Ihrer schwarzen Farbe Zeichen;
Auch läßt des Panthers Fell nicht leicht
Die schwarzen Flecken, wie mich däucht!
So wißt auch, daß ein böser Mann
Das Böse nimmer meiden kann.

Die Unauslöschlichkeit der Sünde hat darin seinen Grund, daß dem Sünder eben durch seine Sünde alles Verständnis für Güte und Rechtschaffenheit abhanden gekommen ist[530]). Denn Gott straft die Sünde mit Sünde. Anfänglich wollen die Menschen das

---

*) Q. Horatii Flacci epistolarum lib. I, 10, 24—25.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret,
Et mala perrumpet furtim fastidia victrix.

Zu deutsch: „Die Katze läßt das Mausen nicht."

Böse. Hernach aber können sie nicht mehr davon loskommen, so gerne sie es auch möchten[531]). So wird das menschliche Unrecht ein Gegenstand des göttlichen Rechts. Aber nur ein Unverständiger könnte daraufhin den Einwand machen: „Wenn alles Unrecht nach einem höheren Recht geschieht, so ist Diebstahl und Mord nicht mehr Sünde, und ein Gericht kann es nicht mehr geben.“ Dem wäre entgegenzuhalten, daß es vor Gott auf die Gesinnung ankommt, welche der That zum Grunde liegt. Die böse Absicht des Menschen ist es, welche ihn ins Verderben bringt. Diese aber kommt immer auf seine eigene Rechnung und darf niemals mit dem „göttlichen Verhängnis“ entschuldigt werden.

Auch dort, wo die Sünde den Schein des Rechtes für sich hat, bleibt sie in gleicher Weise strafwürdig. David wurde von seinem Sohne Absalom von Thron und Reich vertrieben, weil er wider Gott gesündigt hatte. Aber Absalom vollzog das göttliche Strafgericht nicht auf rechtmäßigem Wege und mußte deshalb selbst ein Opfer der strafenden Gerechtigkeit Gottes werden[532]).

Der Sünder kann es in seiner Verstocktheit dahin bringen, daß er für alles Gute unempfänglich wird[533]). Es wäre völlig umsonst, wenn man einem Wolf auch 24 Stunden lang das Paternoster vorbeten wollte. Er würde deshalb die Lämmer nicht verschonen. So geht die Wahrheit beim Bösen zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus. Er kann seine Gedanken gar nicht mehr auf das Gute richten. Einen zerrissenen Sack kann man niemals anfüllen, man flicke ihn denn zuvor. Die bösen Gedanken und Werke zerreißen Sinn und Seele des Menschen, sodaß ein gutes Wort bei ihm nicht mehr eine bleibende Statt findet. Es sei denn, daß Gott noch bei Zeiten den Riegel seines Gesetzes vorschiebt und wahre Buße verleiht.

Nur mit Gottes Hilfe ist dem Menschen wahre Reue möglich. Darin sind sich alle Dichter einig, und sie zeigen dadurch, daß sie einen tiefen Einblick in das trotzige und verzagte Menschenherz gethan haben. Denn die Buße des natürlichen Menschen ist oberflächlich und von kurzer Dauer. Aber die Sünden müssen uns beständig und von Herzen leid sein, sonst muß unsere Seele einst

als Pfand dienen für das, was unser Leib gethan hat. Tief und herzlich ist das Sündenbekenntnis des alten Winsbeken[534]):

Du bist gnädig und auch gut,
Mild und barmherzig, Herre Gott,
Dem Sünder, wenn er seinen Mut
Von Sünden nimmt auf dein Gebot.
Gar stark ist meiner Sünden Not,
Es helfe mir dein' göttlich' Tugend,
Die stets dem Rechten Hilfe bot.
Die Seele muß in Buße klagen,
Daß meinen Leib die Mutter je
Zu diesen Nöten hat getragen.

Gott Herre, wenn die kleinen Kinder,
Sobald sie kommen in die Welt,
Schon unrein sind und Sünder, —
Wie ist es denn um mich bestellt?
Ich hoffe auf Barmherzigkeit,
Mein Pfand steht in Gefahr;
Bezahlung ist Unmöglichkeit.
Hilf Herr! ich kann es lösen nicht.
Die Milde dein kann retten mich,
Hilf mir durch Buße vom Gericht!

Die rechte Buße besteht aber nicht im äußerlichen Kopfhängenlassen, sondern in einer Änderung des ganzen Lebenswandels. Auf die Abkehr von der Sünde muß ein Trachten nach Keuschheit, Demut, Zucht und Wahrheit folgen. Die Treue in diesen Dingen ist die rechte Reue[535]). Echte Buße und fruchtbare Sündenerkenntnis wachsen aber nicht von selbst aus dem durch die Sünde verödeten und versteinerten Herzen[536]). Aber ein anderer kann es schaffen.

Gott, der aus einem Steine
Frisches Wasser fließen hieß,
Daß ein ganzes Heer und alles Vieh draus trank,
In einer Wüste, wo sonst ein Brunnen nirgends floß:
Hilf mir, daß ich beweine
Meine Sünde, die ich nicht unterließ,
In der Jugend, wo das Fleisch mich gar bezwang.

Darum ruft Reinmar dem Christenvolk ein „Wachet auf!“ vom Sündenschlafe zu[537]):

Wachet, Christen, es will tagen,
Der Hahn hat zweimal schon gekräht, ich will's euch wahrlich sagen:
Es gehet zu dem Morgen, da Gott will rächen all' sein Leid.
Er will uns lassen sehen,
Wie groß die Marter, so für unsre Sünden ist geschehen.
Das sollten wir bedenken wohl, so wäre seine Hilfe uns bereit.
Wenn er uns zeigt Speer, Kreuz und Krone,
Der mit als Herrscher sitzet auf dem Throne,
So kann ihm niemand widerstreiten,
Er ist gewaltig über alles Land.

Das ist eine evangelische Sündenerkenntnis, deren Maßstab das Kreuz Christi ist. Wer sich so mit seiner Sünde unter das Kreuz seines Heilandes stellt, dem muß noch immer das Schwert der Reue und Buße durch die Seele fahren, also daß es für den alten Menschen ein Todesstoß wird[538]). Nur in Gottes Nähe ist Sündenerkenntnis möglich. Der Mond wird immer kleiner, je näher er der Sonne kommt[539]). Mit der Entfernung von der Sonne wird er wieder größer, bis er sich gar einbildet, er strahle im eigenen Licht und sei selbst eine Sonne. So ist auch der Mensch in Gottes Nähe klein, weil im göttlichen Lichte seine Fehler und Gebrechen deutlich zu Tage treten. Je mehr er sich aber von Gott entfernt, desto größer wird er in seinen eigenen Augen, und er hat alsdann den Höhepunkt seiner Gottentfremdung erreicht, wenn er sich selbst für Gott hält.

Wo Gott wahre Reue und Buße findet, erklärt er alle Sünden für null und nichtig. Dieser Weg der Sündenvergebung steht auch dem größten Sünder noch offen.

Sünde ohne Reu'
ist alle Tage neu[540]).

Aber „ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist vielmehr Gnade“:

Swie grôz sie iemans missetât,
got dannoch groezer gnade hat[541]).

Freilich alle Reue und Buße ist der Natur des unbekehrten Menschen zuwider und kommt darum jedesmal einem Wunder Gottes gleich. Darum sagt Freidank ebenso schön wie tiefsinnig:

Wenn Wasser auf zu Berge fließt,
Noch Rat wohl für den Sünder ist:
Ich mein', wenn's im geheimen Lauf
Vom Herzen fließt zum Aug' hinauf.
Wie leise auch des Wassers Fluß,
Gott hört im Himmel den Erguß[542]).

„Große Reue thut weh“[543]), und schon deshalb ist die Sünde hassenswert. Die Reue ist unumgänglich notwendig zur Sündenvergebung und kann nicht durch noch so zahlreiche gute Werke ersetzt werden. Die guten Werke haben nur insoweit Wert, als sie aus einem bekehrten Herzen kommen.

Wasser löschet Feuersglut;
Almosen recht dasselbe thut:
Das löschet Sünde zu aller Zeit,
So man es giebt mit Willigkeit[544]).

Die Reue ist das Elixir des geistlichen Lebens, denn sie streicht die Sünden aus. Der Bußfertige soll dem verfolgten Löwen gleichen[545]). Wenn nämlich der Löwe merkt, daß man Jagd auf ihn macht, so streicht er seine Fußspuren mit dem Schweife aus, sodaß die Jäger ihn nicht finden können. So soll auch der Mensch, wenn sich Gottes gerechtes Gericht wider ihn erhebt, die Spuren der Sünde mit reuiger Beichte ausstreichen. Wenn aber der Löwe sich rächen will und nicht soviel Zorn hat, als er wohl haben wollte, so bereitet er sich selbst zuvor mit Schlägen des Schweifes Schmerzen. Der Mensch aber, welcher andere bestraft, soll sich selber vorher in Zucht nehmen. Und wie der Aar seinen Schnabel abbricht, wenn er ihn erneuern will, so muß auch der Mensch beseitigen, was er Unnützes geredet hat, ehe er sich anschickt, Gottes Gebot in Wahrheit zu erfüllen.

Die Wiege der Reue ist das Gewissen. Dasselbe reagiert unwillkürlich gegen alles Unrecht[546]). Das Gewissen ist diejenige Seite des Menschen, welche naturgemäß beständig Gott zugewendet und deshalb gegen alle Verunreinigung durch Sünde äußerst empfindlich ist. Ein Dieb hat schon Angst, so oft er nur Leute miteinander flüstern sieht[547]). Wie heimlich und verborgen daher auch

die Missethat geschehen sein möge, der Übelthäter hat doch stets Furcht, entdeckt zu werden.

In dieser Furcht liegt freilich noch nicht der ganze sittliche Wert des Gewissens, aber sie bestätigt doch jedenfalls das Vorhandensein eines solchen[548]). Wie von einer Wunde, auch wenn sie längst geheilt ist, doch immer noch ein Merkmal in der Narbe zurückbleibt, so hinterläßt auch die Sünde, auch wenn durch Reue und Buße eine vollständige Vergebung erlangt ist, Narben im Gewissen, welche leicht wieder anfangen zu brennen[549]). Die Schlange, welche ihre erste Haut abgestreift hat, würde gern wieder in dieselbe hineinschlüpfen, sobald sie von Dornen und Disteln gestochen wird, denn selbst bei der größten Vorsicht im Schleichen ist ihr die Blöße ein empfindlicher Mangel. So wünscht sich auch wohl der zur Sünde Verführte den Zustand seiner ursprünglichen Unschuld zurück; aber so gut er sich auch in Zukunft vor dem Bösen in Acht nehmen mag, die erste Sünde haftet ihm doch lebenslang als ein Mangel an. Selbst die Taufe kann dies nicht verhindern. Ein Judas hätte gar zweimal getauft werden können und würde doch „Gott verkauft" haben. Die Reuethränen müssen eine beständige Wiederholung der westertauf sein[550]).

Die Reue muß aber nicht bloß mit dem festen Willen zu einer sittlichen Erneuerung, sondern auch mit einem getrosten Glauben an Gottes Barmherzigkeit verbunden sein. „Denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod"[551]).

Willst du über Sünden Reue tragen,
So darfst du nicht an Gott verzagen[552]).

Eine Reue, welcher bloß Todesfurcht zu Grunde liegt, ist meist wertlos. Denn die wahre Buße und Bekehrung kommt nicht aus der Furcht vor der Strafe, sondern aus der Furcht vor der Sünde selbst[553]). Die von einer äußeren Angst erzwungene Reue hält nicht lange an.

. . . . Als der kranke Mann genesen,
War er, der er einst gewesen.

Die Frage, welche man wohl an einen Kranken richtet: „Ist es besser mit dir geworden?" sollte man also im doppelten Sinne verstehen: physisch und moralisch. Denn wer viel betet und Übles thut, ist selig, wird sein Ende gut.

Die Reue der Seele ist nicht gesund,
Die nur durch Todesfurcht wird kund.
Ein Wolf war krank: als er genesen,
War er ein Wolf, wie er gewesen[554].

Das Aufschieben der Reue ist gefährlich, denn es ist kein Verlaß auf die elfte Stunde[555]. Man kann den letzten Augenblick, in welchem die Beichte noch möglich ist, leicht verfehlen. Der Tod kommt oft unerwartet schnell, und wer nicht in diesem Leben mit Reue gebüßt hat, muß im Jenseits tausendmal schlimmer büßen.

Wer Sündenbuße auf's Alter spart,
Der hat die Seele nicht wohl bewahrt[556].

Hätte der Schächer am Kreuz eher Gott erkannt, so würde ihn die Gnade desselben auch eher an seine Sünde gemahnt haben. Der Schächer wäre gar nicht ein Schächer geworden, wenn er schon früher Buße gethan hätte. Die Verzögerung der Buße ist darum gefährlich. Denn gerade der Weg zur Hölle ist es ja, welcher mit guten Vorsätzen gepflastert ist.' Der Tod schließt oft einen Bund mit dem Teufel, so daß dem Sterbenden zur Bekehrung keine Zeit mehr bleibt.

Die Welt sündigt allermeist
Auf den Trost, der selten wird geleist't,
Daß sie sich bekehren wolle:
Der Trost bringt in die Hölle[557].

Die Bekehrung des Schächers dürfen diejenigen nicht als Präcedenzfall für sich anführen, welche sich selbst rühmen, im Besitze einer guten Gotteserkenntnis zu sein, und welche es sich in allen anderen Beziehungen verbitten würden, wenn man sie mit dem Schächer auf eine Stufe stellen wollte. Daher: Wer auf den Trost die Reue spart, der führt sehr leicht der Thoren Fahrt[558]. Wer „noch nicht!" sagt, wenn die Aufforderung zur Bekehrung an ihn herantritt, ist nicht besser als derjenige, welcher „nein!" sagt.

Jeder Aufschub der Buße geht auf das Anstiften des Teufels zurück. Darum:

Ein Thor, der sich hier bessern mag,
Und spart es bis zum jüngsten Tag[559])!

Zur eigentlichen Beichte gehören drei Stücke: Furcht, Hoffnung und Liebe[560]). Der Bußfertige soll seine Hoffnung auf Gott setzen, seinen Geboten aber Furcht und Liebe entgegenbringen. Alle drei Stücke aber werden im „guoten glouben“ zusammengefaßt. Glauben wir nämlich, daß Jesus große Not und bittren Tod um unsertwillen erlitten hat, so müssen wir bei dem Gedanken daran große Liebe zu ihm fassen. Glauben wir, daß er die Hölle erbrochen hat und auferstanden ist, so giebt uns dies Hoffnung und frohe Gewißheit. Glauben wir aber auch, daß er einst zum Gericht wiederkommen wird, so müssen wir große Furcht haben. So entspricht der Güte und Demut Jesu unsere Liebe, seiner Gnade und Macht unsre Hoffnung, seiner Gerechtigkeit unsre Furcht[561]).

Der Tod.

Die schlimmste Hemmung des christlichen Lebens, wie des Lebens überhaupt ist der Tod, eine Folge der Sünde. Die Sünde ist es, welche dem Menschen den Tod bringt.

Ein Jäger zog in einen Wald, um Affen zu jagen, deren es dort eine ungezählte Menge gab. Als er eine Äffin erspähte, hetzte er seine Hunde auf dieselbe. Das verfolgte Tier hatte zwei Junge bei sich. Das eine gab sie preis. Das andre nahm sie mit, um es zu retten, denn sie liebte es zärtlich. Aber die Liebe zu diesem Jungen sollte ihr selbst das Leben kosten, denn das Junge war ihr beim Fliehen hinderlich. Sie wollte es von sich losreißen, aber es umschlang nur um so fester ihren Hals. Das brachte ihr Verzug. Der kluge Jäger und die schnellen Hunde kamen und bereiteten ihr das Ende.

Der Jäger ist der Tod. Der Wald ist die Welt. Die Affen sind die Menschen. Alle haben zwei Kinder bei sich, ein liebes und ein leides. Das erste ist das weltliche Gut, mit welchem sich jeder solange abmüht, bis er es nicht mehr haben mag und von sich wirft.

Die Sünde ist das leide Kind. Aber wie leid sie auch dem Menschen werden mag, sie klammert sich nur immer fester um seinen Hals und hindert seine Flucht, bis Tod und Teufel ihn einholen und holen.

Die Affen sind jung oder alt,
Ihr aller Mut ist dergestalt,
Daß sie fremde Freude borgen
Und selten richtig sorgen
Für eine künft'ge Not:
Das ist gar manches Affen Tod[562].

Niemand kann dem Tode für einen einzigen Tag entfliehen. Unsere Zeit stehet in Gottes Händen hinsichtlich des Anfangs wie des Endes.

Wie auch die Leute warben,
Sie sorgten, bis sie starben;
Und wie sie noch jetzt werben,
Sie sorgen, bis sie sterben[563].

Die alten Leute leben nur noch kurze Zeit, und die Jungen leben auch nicht ewig. Die Alten müssen sterben, die Jungen können sterben. Aber Beiden ist es gegen die Natur. Selbst diejenigen, welche sich schon lange zuvor in Gedanken mit dem Tode vertraut gemacht haben, sterben doch nur ungern, und es wäre ihnen nichts auf Erden zu kostbar, wenn sie damit den Tod auch nur auf kurze Zeit hinausschieben könnten. Für einen einzigen Tag würde mancher ein Königreich geben. Aber der Tod läßt sich auch nicht auf das glänzendste Angebot ein. Der Mensch muß alles verlassen, was er hienieden erworben und besessen hat.

Bloß kommen auf der Welt wir an,
Im schlechten Kleid ziehn wir hindann;
Bloß ich zur Welt gekommen bin,
Sie läßt mich auch nichts führen hin[564].

Der Tod ist die größte Not. Alles, was Leben hat, fürchtet ihn. Diese Furcht reicht weit ins Leben hinein und kann alle Lebensfreudigkeit zerstören. Selbst die größten Freuden in dieser Welt sind nicht ohne einen Zusatz von Todesfurcht[565]. Es ist auch ein falscher Trost, wenn einer sich Hoffnung auf ein längeres Leben macht[566], weil der Tod oft gänzlich unerwartet kommt[567]. Darum

ist es gut, beständig den Blick auf Gott gerichtet zu halten[568]. Mit einem langen Leben in dieser Zeitlichkeit wäre im letzten Grunde auch nur sehr wenig gewonnen: lebte Adam noch heute, so käme die Länge seines Lebens gegenüber der Ewigkeit betrachtet doch nur der Breite eines Halmes gleich. Dazu kommt, daß ein Leben, welches auf allen Seiten von tausend verschiedenen Todesarten umgeben ist, eigentlich nicht mehr ein Leben sondern ein beständiges Sterben genannt werden muß. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen." Das einzig Gewisse und Sichere im Leben ist der Tod, aber die Zeit seines Eintreffens ist auch wiederum ungewiß. Dieser Umstand ist aber noch eine Wohlthat Gottes, denn, wenn wir unsern Todestag wüßten, so würde die Furcht vor demselben gar keine anderen Gedanken mehr aufkommen lassen.

Alle, welche nicht dreimal geboren sind, gehen ewig verloren. Die erste Geburt ist die irdisch-leibliche von der Mutter, die zweite vollzieht sich geistig in der Taufe und die dritte im Tode für die Ewigkeit. Der Tod ist es, welcher uns gebärt hin zu Gott[569]. Die rechte Lebensklugheit besteht daher in Sterbensfreudigkeit. Dazu mahnen uns auch die Toten, wenn wir an ihrem Grabe stehen.

So sprechen, die da sind begraben
Beides zu Alten und zu Knaben:
„Was ihr jetzt seid, das waren wir,
Was wir jetzt sind, das werdet ihr;
Ihr alle kommet zu uns eh'r,
Als wir zu euch, das merket sehr[570])!"

Der Dornbusch, welcher auf der Erde kriecht, steht oft länger als die Tanne, welche hoch in die Lüfte ragt. Aber schließlich schont der Tod weder Schönheit noch Kraft.

Ein Kaiser hatte einen Edelstein, welcher ihm Sieg über alle Feinde und Macht über viele Länder verlieh. Aber wider den letzten Feind, den Tod, vermochte der Stein ihn nicht zu schützen[571]. Von diesem Gedanken handelt auch die letzte Fabel in Ulrich Boners „Edelstein"[572]. Auf einem Jahrmarkt machte ein Pfaffe, welcher sich als Handelsmann gekleidet hatte, bekannt, daß man bei ihm die größte Lebensweisheit kaufen könne. Der König des Landes hörte

davon und sandte Knechte zum Pfaffen, um von dieser Weisheit zu kaufen, koste sie auch, was sie wolle. Der Pfaffe gab den Boten einen Streifen Papier, auf welchem geschrieben stand:

Du sollst stets auf das Ende sehen
Deiner Thaten, und was dir geschehen
Kann wohl künftiglich,
Befleißige der Weisheit dich!

Unwillig kehrten die Knechte heim. Aber dem Könige gefiel der Kauf. Er ließ jenes Wort mit goldenen Buchstaben über seiner Thür anbringen, so daß alle, welche zu ihm kamen, es lesen mußten. Denn auf das Ende zu sehen, ist das Zeichen des weisen Mannes. Auch stehet der Schiffer am Ende seines Fahrzeuges und richtet es, daß es den Lauf nicht verfehle.

Ein jeglicher Mensch muß freilich verzagen an den Freuden, wenn der Tod in seinem Herzen beginnt zu jagen und die starke Not anhebt. Aber der Fromme weiß doch auch, daß der Tod ihn aus mancher Not befreit. Der Knecht soll behalten und bewahren, was sein Herr ihm giebt, aber er muß es auch willig zurückgeben, wenn sein Herr es zurückfordert. Wir alle haben unser Leben von Gott und müssen am Ende wieder unsre Seele in Gottes Hände befehlen. Dem Frommen kann sogar ein frühzeitiger Tod lieb sein. Denn, je früher er an den Ort seiner ewigen Bestimmung kommt, desto besser ist es für ihn [573]). Das irdische Leben ist eine unstete Wanderschaft in fremdem Lande, erst durch einen seligen Tod kommen wir nach Hause. Alle Leiden dieser Welt sind zeitlich und gehen vorüber. Von den Krankheiten kommen wir auf zweierlei Weise frei: entweder die Krankheit läßt uns, und wir werden wieder gesund, oder wir lassen die Krankheit und kommen durch den Tod zur ewigen Genesung. Fürchten soll man daher nur dasjenige Siechtum, welches den Menschen nicht lassen will, und welches der Mensch auch nicht mehr lassen kann, nämlich das Siechtum der Seele oder die Sünde, deren Endziel der Höllengrund ist. Es ist daher ratsam, mehr darauf zu achten, wie wir leben, als bloß darauf, wie lange wir leben. Es ist auch gleichgültig, wann und wo wir sterben, wenn die Todesstunde uns nur recht bereitet findet. Alle äußeren Um-

stände können uns dabei nichts nützen. Ein feierliches Begräbnis und ein kostbarer Leichenstein können das Schicksal des Verstorbenen nicht mehr verbessern. Mancher, dessen Seele in die Tiefe fahren muß, läßt sich ein hohes Grabmal errichten. Mancher aber, über dessen irdischer Hülle nur ein niedriger Hügel aufgeworfen ist, wird von Gott erhöht. Dem Toten, der bei Gott nicht in Gnaden ist, nützt es nichts, daß sich viele um sein Grab drängen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. An dem Grabe des Frommen stehen vielleicht nur wenig Freunde, aber Engel tragen seine Seele in den Himmel [574].

Wäre Sankt Paulus nicht von Bösen erschlagen, er lebte vielleicht noch heute. Das wäre aber für ihn selbst kein Glück. Darum wird der Apostel sich nicht beklagen: Die, welche ihm den Tod gaben, befreiten ihn aus großer Not. Sterben war sein Gewinn.

Der Teufel.

Der Teufel oder Luzifer ist zu Anfang von Gott als ein guter Engel geschaffen. Ein „Teufel" ist er erst durch seinen Hochmut geworden. Deswegen wurde er aus dem Himmel verstoßen [575]. Seit diesem Vorfall im Himmel ist aber auch auf Erden beständig Neid und Streit [576]. Der Teufel ist nach seinem Wesen noch ein Erzeugnis des Unfriedens, und sein Beruf ist, Unfrieden zu stiften. Obwohl er aber von Gott abgefallen, ist er doch keineswegs sein eigener Herr. Er kann sich der Abhängigkeit vom Schöpfer nicht entziehen sondern steht auch in Gottes Dienst.

> Gott giebt ihm öfters über einen Mann
> Gewalt, der Böses hat gethan [577].

Die Heimsuchungen durch den Teufel sind also nur Zuchtruten in der Hand des himmlischen Erziehers. Auch die Frommen werden davon betroffen, doch wie Thomasin hinzufügt: „aber nicht ohne Recht, das ist wahr!" Auch der schlichte menschliche Verstand muß es begreifen, daß Gottes Absichten nur gute sind, wenn er einen Frommen durch Leiden prüft und ihn in der Beständigkeit des Glaubens übt. Denn „selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet" [578].

Mit Recht erinnern die Dichter an Hiob, welcher Gottes Huld besaß, als er in Unschuld die Leiden ertrug und eine innere Festigkeit gewann, welche ihm zuvor schwerlich in diesem Maße eigen war. Darum soll niemand sagen, daß es ungerecht sei, wenn Gott durch den Teufel ein Verhängnis sendet. Wie groß muß die Gerechtigkeit Gottes sein, wenn er auch die Ungerechtigkeit in gerechter Weise handhaben kann! Hierfür beruft Thomasin sich auf „Grêgorius, den heilegen man“ [579]): Nicht die Gewalt sondern nur der Wille des Teufels sei böse. Denn die Gewalt hat er niemals aus sich selbst, sondern nur von Gott.

Sogar unmittelbar können solche Heimsuchungen dem Guten Vorteil bringen; denn, was der Böse thut, das wetzet dem Guten den Mut. Der Gute wird dadurch, daß er Böses leidet, nur noch besser. Diese Betrachtungsweise der Übel in der Welt und ihrer einheitlichen Spitze im Teufel ist durchaus religiös. Während der natürliche Mensch in Leid und Unglück nur deshalb verzagt, weil er auf dem weiten Meer des Leidens schwimmend nirgends festes Land erblicken kann, hebt der Christ seine Augen auf zu den ewigen Bergen der göttlichen Verheißungen, von welchen schon so vielen Hiobsseelen Hilfe gekommen ist, in der gewissen Zuversicht, daß sich an ihrem Fuße auch die Wellen seiner Leiden noch brechen werden. Gleichzeitig ist bei dieser Beurteilung auch die intellektualistische Klippe der dualistischen Weltanschauung, an welcher schon manche in ihrem Denken über Gott und Teufel gestrandet sind, glücklich umschifft. Wir können uns den Teufel nur in absoluter Abhängigkeit von Gott vorstellen. Er ist lediglich ein Strafwerkzeug in Gottes Hand, und der Umstand, daß er seine der menschlichen Sünde entsprechenden Aufträge mit einer innerlichen Lust und Schadenfreude ausführt, macht die Strafen nicht schlimmer, als sie sein sollen, ihn selbst aber nur um so williger und dienstbereiter. Man könnte demnach sogar sagen, daß durch den Teufel schon viel Segen gestiftet sei. Es ist freilich selbstverständlich, daß sich niemand ohne Not mit ihm einlassen darf [580]).

An Mitteln zur Verführung fehlt es dem Teufel wahrlich nicht. Die ganze Welt muß ihm dabei dienen. Sie ist sein Wirts-

haus, in welchem er alle Gäste um ihre Seelen zu prellen sucht[581]). Im Besonderen aber kann man noch sechs Dinge nennen, mit welchen er viele Menschen bethört: Reichtum, Begierde*), Herrschaft, Macht, Name, Adel[582]). Denn gäbe es keinen Reichtum, so fehlte es an Anlaß zu Begierde und Übermut; und gäbe es keinen Ruhm und Adel, so würden Thorheit und Üppigkeit sich niemals zusammenfinden. Der Reichtum ist eine besonders gefährliche Waffe des Teufels[583]). Derselbe ist ein Wetzstein, auf welchem er sein Messer schärft. Er ist auch sein Netz und Federspiel, mit welchem er die Vögel fängt, welche in den Himmel fliegen sollten, sodaß sie in die Hölle stürzen müssen. Darum mögen sich die Reichen hüten, daß ihr Reichtum nicht ein Schleifstein des Teufels werde, sondern ein Mittel, durch welches Gott das Gewissen schärft, sodaß es immer auf der Schneide steht. Vorsicht ist immer geboten, auch beim Scharfmachen im besten Sinne; denn allzu scharf macht schartig.

Ein anderes Mal vergleicht Thomasin die soeben genannten Dinge mit sechs Haken, mittels deren der Teufel alle, welche zum Himmel emporsteigen, wieder herunterzureißen sucht. Diese Haken liegen immer in Bereitschaft, und Luzifer wählt in arger List für jeden Menschen den passendsten aus. Den Freigebigen und Demütigen zieht er durch Herrschaft und Besitz herunter, indem er zu jenem spricht: „Du wirst dich noch allen Ansehens berauben, denn ein besitzloser Mann gilt nichts!“, und zum Demütigen: „Niemand will in dir noch einen Herren sehen, deshalb mußt du dich schämen!“ So weiß der Teufel statt aus der Not eine Tugend, aus jeder Tugend eine Not zu machen und aus der Not eine Untugend.

Bei seinen listigen Angriffen kommt dem Teufel sehr seine Unsichtbarkeit zu statten. Das Volk malt ihn gerne an die Wand und redet mit Spott vom „dummen Teufel“. Aber wer ihn wirklich einmal sähe, der würde erschrecken.

> Der Teufel wäre so verächtlich nicht,
> Wenn er leibhaftig käm' in Sicht[585])!

Deshalb muß man vor ihm wie vor dem Tode beständig auf der Hut sein[586]). Denn so heimlich, wie Rebhühner sich gegen=

---

*) glust.

seitig die Eier stehlen, um sie mit den eigenen auszubrüten, so stiehlt auch der Teufel manchen Menschen seiner Mutter, der Christenheit, um ihn als seinen Jünger zu erziehen[587]). Selbst denjenigen, welcher nur darnach trachtet, gute Werke zu thun, weiß der Teufel zu fassen, indem er ihm einflüstert, es sei doch niemals genug, was er thue, oder er macht ihn auf eine andere Weise mit Lügen und schlechten Gedanken irre. Wen er aber einmal in seiner Gewalt hat, den läßt der Teufel nicht wieder fahren. In dieser Hinsicht zeigt er eine Treue und Beharrlichkeit, welche man sonst nicht an ihm gewohnt ist. Wer nur ein einziges Mal sich in seinen Dienst gestellt hat, dem vergißt er es nicht in tausend Jahren, und seinen Lohn in der Hölle verkürzt er ihm nicht um ein Haar[589]). Auf den Leib und das Gut des Menschen verzichtet er gern zu Gunsten der Würmer und der lachenden Erben[590]).

Übrigens ist die Macht des Teufels gebrochen, seitdem Christus seine Versuchungen siegreich bestanden hat[591]). Die ganze Erlösung der Menschheit durch Christus ist gleichsam ein bitterer Hohn Gottes auf den Teufel, denn die erlöste Menschheit tritt an die Stelle unter den Himmelsbewohnern, welche durch den Abfall des Teufels und seiner Scharen frei geworden ist. „Gott konnte den Teufel, der vor seinem Falle so erhaben war, nicht mehr demütigen, als daß die schwache, von ihm gestürzte Menschheit durch den menschgewordenen Heiland im Himmel erhöht wurde[592]).“ Seitdem aber der Teufel einmal überwunden ist, kann auch der gläubige Christ ihn aus dem Felde schlagen.

> Den Teufel zwinget mancher Mann
> Mit Gottes Worten, der sie kann,
> Daß er mußt' sprechen und gestand
> Sein Herzeleid und seine Schand'.

III.

Die Kirche des dreizehnten Jahrhunderts in Prosa und Predigt.

1. Die Kirche im Verhältnis zum Staat.

Die Ansprüche der Kirche.

Die Kirche ist diejenige Einrichtung auf Erden, in welcher Gott den von Jesu Christo grundlegend vollzogenen Dienst der Erlösung an der Menschheit fortsetzt. Ihrem Wesen als Dienerin im Einen, was not thut, ist es noch nicht widersprechend, daß sie die Gestalt einer Herrin trage, solange sie nur ihre Herrschermittel in den Dienst ihres eigentlichen Zweckes stellt. Christus selbst ließ sich „Herr" und „Meister" nennen. Aber er erkannte diese Anrede grade in jener Stunde an, als er ausdrücklich zeigte, daß seine Meisterschaft nicht im Herrschen, sondern im Dienen bestehe.

Die mittelalterliche Kirche wurde von Gott mit Herrschergestalt und Herrschermitteln ausgestattet. Die Stola sollte eine seidene Mauer um den Acker der Christenheit sein [594]). Sie sollte ihre Autorität im Dienste der Völkererziehung zu christlicher Kultur gebrauchen, aber sie mißbrauchte ihre Gewalt. Der rechte Erzieher hat das Bestreben, seine Zöglinge selbständig und sich selbst überflüssig zu machen. Die Kirche aber bemühte sich mit Erfolg, die Völker dienstbar und sich selbst unentbehrlich zu machen. Im Orient freilich errang alsbald der Staat ein Übergewicht im Verhältnis zur Kirche: es entstand ein Cäsareopapismus. Im Abendland

dagegen war Rom während Jahrhunderte langer Völkerverschiebungen der einzig feste Punkt, und der Bischof daselbst brachte es im Laufe der Zeit zu einem schwer zu besiegenden Papalimperialismus.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchsen die Ansprüche. Der römische Bischof wußte frühzeitig aus der Eifersucht und Uneinigkeit der Nationen in der Weise Kapital zu schlagen, daß er die Kirche als „unparteiisches" Oberhaupt geltend machte. Daher schrieb schon der Papst Gelasius im Jahre 494 an den Kaiser Anastasius [595]: „Zwei Mächte sind es, von welchen letzthin diese Welt regiert wird: die geheiligte Autorität der Priester und die königliche Gewalt. Von diesen beiden kommt den Priestern deshalb das Übergewicht zu, weil sie dem Herrn im göttlichen Gericht für die Könige selbst Rechenschaft ablegen sollen."

Das war immerhin deutlich genug geredet, aber bald begnügte man sich nicht mehr, die Ansprüche auf das Diesseits mit Hinweisungen auf das Jenseits zu begründen. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts kamen die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalien zum Vorschein. Der deutlich erkennbare Zweck dieses frommen Betruges zur größeren Ehre Gottes war, die Kirche politisch auf eigene Füße zu stellen. Man suchte der früher sehr nützlichen, aber mit der Zeit etwas drückend werdenden Protektion der deutschen Kaiser einen Riegel vorzuschieben, indem man mittels bewußter Fälschung der geschichtlichen Thatsachen die empfangenen Wohlthaten als pflichtmäßigen Tribut hinstellte, welcher für die Zukunft zu weiteren Diensten verpflichtete.

Deshalb wurde die Macht der Bischöfe über Gebühr gepriesen: in ihnen soll man Gott selbst verehren. Ihr Urteil muß man fürchten und ihre Gebote befolgen, selbst wenn sie einmal falsch sein sollten. Allen Geistlichen schuf man vor Gericht eine Ausnahmestellung, denn man sagte: die Schafe sollten nicht ihren Hirten tadeln, und die Laien dürften nicht ihren Bischof anklagen [596].

Die hauptsächlichste Absicht aber dieser Fälschungen war, die Rechte des römischen Stuhles zu erweitern. Rom sollte die Angel werden, in welchen sich die große Kirchenthür der ganzen Erde drehte. Deshalb sollten fortan alle Unterdrückten und Verfolgten an die römische Kirche als an ihre Mutter appelliren [597].

Während Rom durch die bisher genannten Mittel sich neben den Staat stellte, erhob es sich durch die gleichfalls erdichtete „Konstantinische Schenkung" über denselben. Nach dieser Fabel sollte Konstantin der Große, dessen geschichtliche Größe mehr im Erobern als im Verschenken bestand, dem römischen Bischof sowohl eine seine eigene Stellung überragende Ehre als auch das Palatium Lateranense und alle kaiserlichen Insignien zugestanden haben[598]).

Schon Nikolaus I (858—867) wagte es, seine Praxis nach diesen Theorien einzurichten. Aber seine unwürdigen Nachfolger fröhnten so sehr den sündlichsten Leidenschaften, daß der erdichtete Heiligenschein und das erlogene Diadem in gleicher Weise zerflossen. Da gleichzeitig auf dem deutschen Throne gewaltige Kaiser saßen, kam es am 20. Dezember 1046 zu dem Tiefpunkt in der Papstgeschichte: Kaiser Heinrich III setzte an diesem Tage zu Sutri drei Päpste ab und fünf Tage später setzte er in der Peterskirche zu Rom einen neuen Papst ein. Aber schon ein Menschenalter später stand dieses stolzen Kaisers stolzer Sohn drei Tage (25.–27. Januar 1077) als Büßer in Kanossa vor der Thür Gregors VII. Dieser hatte das „theokratisch-romanistische Ideal einer päpstlichen Universalmonarchie"[599]). Er beanspruchte eine Machtstellung über allen Reichen der Welt. Dem Papste allein sollen alle Fürsten der Welt die Füße küssen, denn er besitzt das Recht sie ein- und abzusetzen.

Viele Päpste vor Gregor hatten sich verächtlich gemacht. Aber das Papsttum selbst war trotzdem erstarkt. Für letzteres waren gerade die stürmischen Zeiten insofern ein Glück gewesen, als in ihnen niemand an kritische Erörterungen über die neuen Grundsätze gedacht hatte. Nachher aber besaßen jene Ansprüche schon das Recht der Gewohnheit und die Kraft des Herkommens. Gregor VII brachte die seit Pseudoisidor in Umlauf gesetzten hierarchischen Gedanken in ein System. Er stellte unter anderem den ungeheuerlichen Satz auf, daß „der Papst allein kaiserliche Insignien führen darf"[600]). Höher konnten in der That die Forderungen nicht mehr getrieben werden. Es kam daher nur noch darauf an, dem Kaiser, welchen man füglich nicht ganz ignorieren konnte, ein bescheidenes Plätzchen im päpstlichen Weltplan anzuweisen, denn die abendländischen Reiche

betrachtete Gregor ohne Weiteres als sein, beziehungsweise des Apostels Petrus Eigentum[601]). Darum schrieb Gregor in einem Brief an König Wilhelm von England[602]): „Wir glauben, daß es Eurer Ansicht nicht entgeht, daß der allmächtige Gott die apostolische und die königliche Würde, welche alle anderen Ämter überragen, dieser Welt als Herrschaften verordnet hat. Gleichwie er nämlich, um den irdischen Augen die Schönheit der Welt zu den verschiedenen Zeiten zu zeigen, die Sonne und den Mond als solche Lichter, welche alle anderen überstrahlen, aufgestellt hat, so hat er, damit nicht diejenige Schöpfung, welche seine Güte nach seinem Bilde erschaffen hat, in gefährliche und totbringende Irrtümer verfalle, dafür gesorgt, daß sie durch die apostolische und die königliche Würde als durch verschiedene Ämter geleitet würde. Diese beiden Machtsphären unterscheidet die christliche Religion hinsichtlich ihres Rangunterschiedes in der Weise, daß die königliche Gewalt gemäß Gottes Willen durch die Fürsorge und Anordnung der apostolischen Würde gelenkt wird."

Die sich hierin aussprechende Verachtung der Welt war dem Papsttum angeboren, aber noch niemals in dieser Schärfe zum Ausdruck gebracht. Das Papsttum schätzt die weltliche Macht nur, soweit es sie selbst besitzt. Gregors Gedanken von der päpstlichen Universalmonarchie schlugen im Bewußtsein der Völker bald so tiefe Wurzeln, daß die römischen Juristen, welche besonders seit Friedrich I wieder die Lehre von der kaiserlichen Universalmonarchie geltend zu machen suchten, nur eine Schulmeinung dagegen zu stande brachten. Papst Innocenz III war es, welcher die hinlänglich verbreitete Idee von der päpstlichen Weltherrschaft allseitig ausdehnen und praktisch verwerten konnte. Dem Patriarchen von Konstantinopel[613]) schrieb er, Gott habe dem Petrus nicht nur die gesamte Kirche sondern auch die ganze Welt zur Regierung übertragen. Der Papst ist überhaupt nicht eines Menschen Nachfolger sondern Gottes Statthalter[613]). Dem König Johann von England schärfte Innocenz ein, daß kein Fürst dieser Welt rechtmäßig herrsche, wenn er nicht dem römischen Bischof ehrerbietig diene[614]), und dem König Philipp von Schwaben machte er die Vorzüge des Priestertums vor dem Königtum auf folgende Weise klar[615]): „Dem Fürsten

ist die Gewalt auf Erden gegeben, dem Priester aber ist auch die Gewalt im Himmel übertragen; jene herrschen also bloß über die Leiber, diese auch über die Seelen. Daraus folgt, daß das Priestertum das Königtum soviel an Würde übertrifft, als die Seele über dem Leibe steht." Die Ansicht, daß die Kirche zum Herrschen bestimmt sei, war beständig die Voraussetzung.

Auch das Bild von den beiden Weltlichtern, welches schon Gregor VII zur Abgrenzung der weltlichen und geistlichen Machtsphäre erfunden hatte, wurde von Innocenz III gebührend ausgenutzt[616]). Die Sonne des römischen Papsttums ist größer als alle kaiserlichen und königlichen Monde, welche erst von jener Licht und Recht empfangen; um wieviel größer? — Das wurde auch noch im dreizehnten Jahrhundert von verschiedenen auf dieser Theorie weiter bauenden Glossatoren genau ausgerechnet. Einer von ihnen bemerkte: Da die Erde siebenmal größer ist als der Mond, die Sonne aber achtmal größer als die Erde, so könne man leicht einsehen, daß das Priestertum 7 × 8 mal größer sei als das Kaisertum. Diese Gleichung war jedoch noch sehr bescheiden. Ein anderer Glossator behauptete sogar, der Papst sei 1744 mal erhabener als Kaiser und Könige. Darum solle niemand mehr daran zweifeln, daß alle wichtigen Angelegenheiten der päpstlichen Entscheidung unterliegen. Es sei deshalb auch nicht unrühmlich sondern sogar glorreich, sich vor dem zu erniedrigen, welcher im Namen dessen herrscht, der da ist ein Herrscher über die Herrschenden und ein König über die Könige[617]).

Demnach beanspruchte die Kirche die Oberaufsicht über alle Justiz. Anfänglich hatte man nur alle Kleriker der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, sodann viele Kriminalfälle z. B. alle Klagen der sogen. Crucesignati, Ehe-, Testaments- und Eidessachen der geistlichen Gerichtsbarkeit vorbehalten, endlich stellte man die weltliche Obrigkeit nur als einen von der Kirche beauftragten Gerichtshof hin. Die Obrigkeit hat ihr Schwert von der Kirche empfangen und führt es im Dienste derselben[618]). So war es denn kein Wunder, wenn Innocenz in einer für seine Inthronisation niedergeschriebenen Ansprache seine Stellung folgendermaßen bezeichnete:

„In der Mitte zwischen Gott und den Menschen. Weniger als Gott, doch mehr als ein Mensch [619]." Gleichwohl bezeichnete Innocenz in einer Botschaft an König Philipp von Schwaben (Herbst 1199) die Priester als Götter, denen alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden. Den Ursprung des Königtums aber führte er nicht auf göttliche Einsetzung sondern auf menschliche Auflehnung zurück [620]. Innocenz bezeichnete gerne alles als „menschliche Auflehnung", was nicht mit seinen Plänen übereinstimmte.

Wenn es freilich die Umstände erforderten, so bequemte sich der Papst auch wohl einmal dazu, sich dem Könige gleichzustellen. Als nämlich nach König Philipps Ermordung Kaiser Ottos IV Macht auf dem Gipfel stand, schrieb Innocenz im Jahre 1209 an ihn: „Wir beide sind nun fest mit einander verbunden, sind ein Herz und eine Seele. Was hieraus Heilsames hervorgehn muß, das kann keine Zunge aussprechen, kein Verstand ausdenken [621]. Sind wir einträchtig im Guten, dann werden nach dem Worte des Propheten Sonne und Mond an ihrer rechten Stelle stehen; was ungleich ist, soll eben, und was höckricht ist, soll schlecht werden. Uns beiden kann dann nichts widerstehen. Führen wir doch die zwei Schwerter, von welchen die Apostel zu dem Herrn sprachen, und er antwortete: es ist genug [622]! Denn die priesterliche Hoheit und die königliche Gewalt, die sich in uns beiden in ihrer höchsten Fülle darstellen und die mit jenen Schwertern gemeint sind, genügen, wenn sie einander nur kräftig unterstützen, vollkommen zur segensreichen Erfüllung ihres Berufes [623]."

Die Ansprüche, welche der Papst als geistlicher Oberherr der Christenheit geltend machte, wurden auch auf die einzelnen Priester als die Diener an demselben Amte ausgedehnt. Vor allem die Vollziehung des Meßwunders (Transsubstantiation) gab dem Priester eine Macht, mit welcher keine weltliche Gewalt zu vergleichen war. Niemand anders in der ganzen Welt hat diese Vollmacht; weder König noch Kaiser noch Engel noch Heilige können die „heilige Arznei" in der Messe so bereiten wie ein geweihter Priester. Die wissenschaftliche Theologie bestritt freilich, daß der Priester es sei, welcher den Leib des Herrn schaffe [624], aber das Volk hatte für

diese feinen Unterscheidungen kein Verständnis. Auch Berthold von Regensburg spricht unzweideutig dem Priester selbst die Vollmacht zu[625]).

Man dachte sehr hoch von dem „Sakrament“ der Priesterweihe[626]). Sie hat eine himmlische Wurzel. „Ihr Könige und ihr Kaiser“, ruft Berthold aus, „nun seht, eure Gewalt reicht nicht höher als in die Städte und Dörfer und auf die Burgen. Aber des Priesters Gewalt reicht von der Hölle bis hinauf in den Himmel. Denn, wem er den Himmel rechtmäßig aufschließt, den kann kein Engel hinaustreiben. Wem er aber den Himmel verschließt, es sei ein Herr oder Ritter, reich oder arm, Mann oder Frau, Herzog oder Graf, König oder Kaiser, den kann kein Engel hineinlassen. Darum seht, wie hoch der allmächtige Gott die Priester geehret hat, mehr als alle Menschen, als Könige und Kaiser! Denn die Gewalt dieser ist ein armseliges Ding gegenüber der Gewalt der Priester. Und darum trägt er die Krone*) überall und immer, Tag und Nacht zu allen Stunden. Ihr Kaiser und Könige traget eure Krone gar selten: ihr traget sie nur bei hohen Festen.“

Der Priester mit dem Sakrament des Altares ist das Verehrungswürdigste, was es für den römischen Christen geben kann. „Ich will jetzo ein groß Ding sagen“, predigt Bruder Berthold einmal, „wenn es möglich wäre, daß unsere Frau, meine Frau, die heilige Maria, die Mutter Gottes jetzo hier auf der schönen Wiese**) wäre und dazu alle die Heiligen und alle die Engel, welche je wurden — und, wenn ich es wert wäre, daß ich dasselbe Himmelsgesinde daselbst sehen sollte, und ich ginge dazu hin, und ich wollte sie von Herzen gerne sehen! — und ich wäre auf dem Wege, daß ich meine Frau, die heilige Maria gern sehen wollte, aber ein Herr, ein Priester ginge auf mich zu und trüge unsern

*) Gemeint ist die Tonsur, in welcher man eine Erinnerung an die Dornenkrone Christi oder ein Abzeichen des königlichen Priestertums sah. Man bezeichnete sie deshalb auch wohl als Corona sacerdotalis. Ursprünglich kam freilich die Tonsur nur bei Büßenden als Demutssymbol in Anwendung.

**) Berthold predigte im Freien.

Herrn *), mit welchem er zu einem Kranken geht, so wollte ich mich zum Priester kehren, der unsern Herrn trüge und wollte vor ihm auf meine Knie fallen, lieber als vor meiner Frau, der heiligen Maria und allen Heiligen und allem himmlischen Heer."

Nach diesem einen Citat könnte man freilich zur Annahme berechtigt scheinen, daß die Ehrerbietung sich nicht auf den Priester sondern auf die Hostie beziehe. Aber, weil eben der Priester es ist, welcher die Elemente in der Messe durch seine Worte in das „Allerheiligste" verwandelt, so kommt auch dem Priester ohne Hostie göttliche Ehre zu. Man soll ihn als seinen geistlichen Vater ehren, denn Gott selbst hat ihm Ehre und Würde vor allen anderen Menschen gegeben. Ja, „wenn Maria auf Erden wäre mit allen Heiligen Gottes und säßen schön bei einander, es ginge aber ein Priester auf sie zu: sie müßten vor ihm aufstehen, denn er kann, was sie allesamt nicht können [627])."

Diese Würde der Priester liegt in ihrem Amt, nicht in ihrer Person. „Ist auch mancher anders, als er sein sollte, so ist sein Amt doch großer Ehren wert", und „ist der Priester nicht heilig nach seinem Leben, so ist doch seine Weihe überheilig, denn sie ist eine von den sieben Heiligkeiten **), welche Gott auf Erden hat [628])."

Es ist gewiß richtig, daß Gott auch durch Sünder Segen wirken kann — und kein Geistlicher darf Sündlosigkeit beanspruchen — aber die magische Wertung des Amtsbegriffs hat einen dämonischen Charakter: die schwarzen Sünden der Priester mußten sich auf dem Goldgrund ihrer göttlichen Würde nur um so sichtbarer und anstößiger abheben [629]). Man muß dem beistimmen, was schon Gregor der Große einst geschrieben hatte: „Niemand schadet mehr in der Kirche, als wer bei verkehrter Handlungsweise den Namen und den Stand der Heiligkeit besitzt. Ihn wagt niemand als Sünder zurechtzuweisen; und die Sünde wird ein überaus verführerisches Beispiel, wenn der Sünder wegen seiner Standeswürde geehrt wird [630])."

---

*) Die Hostie.

**) Die sieben Sakramente der römischen Kirche.

Die Vertreter der Kirche.

Der glänzendste Vertreter der römischen Kirche zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts war Lothar, ein Sohn des Grafen Transmund von Signia, welcher in einem Alter von erst 37 Jahren am 8. Januar 1198 als Innocenz III den „Stuhl Petri" bestieg. Otto Abel bezeichnet ihn wohl mit Recht als „einen der größten Juristen aller Zeiten[631])." Er war ein geborener Herrscher. Die letzten sieben Jahre vor seiner Thronbesteigung hatte er freilich in stiller Zurückgezogenheit mit krankhaften Grübeleien zugebracht. Die Frucht dieser Kontemplationen legte er in zwei Schriften nieder, von denen die eine „von der Verachtung der Welt" und die andere „vom Elend des menschlichen Geschlechts" handelt[632]). Der melancholische Pessimismus, welcher aus diesen Büchern spricht, konnte selbst von einem Schopenhauer nicht mehr übertroffen werden: das menschliche Leben wird in ihnen als eine Kette von Übeln, Gebrechen und Qualen geschildert. Der Mensch selbst aber, hilflos in vielen Lagen und hinfällig wie das Blatt am Baum, erscheint eher als ein Gegenstand des Abscheus und der Enttäuschung als der Bewunderung. Wenn er auch vieles unternimmt und manches erreicht, so ist doch das Ende aller Dinge der Tod, welcher die aufgewandte Mühe vergeblich macht.

Einen Mann mit solchen Gesinnungen an die Spitze der Kirche zu stellen, hieß hinsichtlich des Christentums, so weit es noch innerhalb der Kirche vorhanden war*), einen Bock als Gärtner bestellen, hinsichtlich der Machtansprüche aber, welche die römische Kirche erhob, hatte man in ihm den geeignetsten Exekutor gefunden. Denn der weltmüde Hypochonder, welcher im Blick auf die ganze Welt mit dem alttestamentlichen Skeptiker gesprochen hatte: „alles ist eitel!", wurde zum Welteroberer, sobald er sich im Besitze der dazu nötigen Machtmittel sah. Je tiefer er nämlich die Hinfälligkeit alles Irdischen erkannt hatte, desto mehr glaubte er der vergänglichen Welt in der Kirche einen bleibenden Mittelpunkt, um welchen

*) Die Flucht des Christentums aus der Kirche hatte soeben ihren Anfang genommen: Waldenser, Albigenser u. s. w.

sie sich krystallisiren konnte, geben zu sollen. Niemand wird diesem Ziele in gewissem Verstande Hoheit und Berechtigung absprechen können. Ist doch die Kirche, sofern sie das Gefäß des Christentums darstellt, in der That das einzige Konservirungsmittel des gegenwärtigen Äons, denn sie besitzt die zum geistigen Leben notwendigen Bedingungen, Licht und Salz, in einzigartiger Weise. Aber die Mittel, mit welchen Innocenz dieses erhabene Ziel anstrebte, waren sehr irdischer Natur, und die römische Kirche hatte längst ihren eigentlichen Inhalt und christlichen Charakter verloren.

Sie trat dem Staat als Staat gegenüber. Der römische Bischof nannte sich wohl noch einen Nachfolger des Fischers Simon vom See Genezareth, aber er fühlte sich nicht minder als einen Erben des römischen Kaisers Augustus, von welchem einst jener Befehl ausging, „daß alle Welt geschätzet würde“. Jetzt erließen die Päpste Schatzungsbefehle.

Obwohl von persönlicher Sittenreinheit und erhaben über den Vorwurf gemeiner Eigennützigkeit, besaß Innocenz doch weit weniger innere Frömmigkeit als äußere Staatsklugheit. Er wußte den Wert des Geldes zu schätzen und kannte die Wege, es zu erwerben. Was vom heidnischen Rom galt, daß daselbst alles käuflich sei, das galt auch vom päpstlichen. Daher klagte ein Mönch in Clugny: „Rom giebt alles dem, der alles giebt. Weil hier ist der Weg des Rechts, ist auch alles Recht hinweg“ [633]).

Der verführerischen Stellung, bei wichtigen Entscheidungen Richter und Partei in einer Person zu sein, ist noch kein Papst, am wenigsten Innocenz, gewachsen gewesen. „Seine staatskluge Sorge für das Beste der Kirche machte ihn gar häufig mehr zum Herrn als zum Diener des Rechts [634]).“ Je höher er selbst seine Stellung einschätzte, desto verwerflicher und gefährlicher wurde auch jeder Irrtum, den er beging, desto einschneidender wurde der Gegensatz zwischen seiner idealen Ansicht und der wirklichen Ausführung derselben.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Inhaber des päpstlichen Stuhles im dreizehnten Jahrhundert zu charakterisiren, da es uns hier nur auf die hierarchischen Grundsätze ankommt. Die Päpste von Honorius III bis zu Bonifazius VIII sind alle mehr oder

weniger glückliche Nachtreter eines Innocenz und zehren von seinen Früchten. Wir können sie darum füglich ignoriren und wollen nur noch einen Blick auf die übrigen Vertreter der Kirche werfen, nämlich auf die Bischöfe und die breite Schar der Priester.

Die Ansprüche, welche der Papst inbetreff der ganzen Welt erhob, machten die Bischöfe in ihren Provinzen für sich geltend. Die politische Machtstellung derselben in Deutschland war eine ganz andere als im übrigen Europa. Während in den romanischen Staaten der deutsche König das Bistum als ein längst bestehendes, aber nur allmählich zu einiger politischer Bedeutung gelangendes Amt vorfand, ging in Deutschland die Einführung des Christentums von Anfang an Hand in Hand mit der Unterwerfung und Vereinigung der einzelnen Stämme, und jeder neu errichtete Bischofssitz war ein neues Bollwerk der königlichen Gewalt[635]). Die Politik der deutschen Kaiser ging dahin, durch Begünstigung der Erzbischöfe dem Ehrgeiz der weltlichen Fürsten und dem Sondertrieb der Fürsten entgegenzuwirken. Aber diese Medizin, welche wohl in akuten Fällen wirksam und nützlich sein konnte, mußte doch bei andauerndem Gebrauch nachteilig auf den Reichskörper wirken, und es entstand die leidige chronische Krankheit der Kirchenpolitik, mit welchem sich der deutsche Staat von Jahrhundert zu Jahrhundert schleppte.

Viele Bischöfe machten einen königlichen Aufwand. So war z. B. ein Bischof Konrad von Würzburg äußerst prachtliebend. Er brandschatzte nacheinander die drei Bistümer zu Lübeck, Hildesheim und Würzburg. Bei feierlichen Umzügen schritt er in den kostbarsten Gewändern einher, auf deren Besitz der Hildesheimer Dom noch lange nachher stolz war. Den Wert der Gold- und Silbergefäße, welche seine tägliche Tafel schmückten, schätzte man auf tausend Mark nach damaligem Gelde. Eine Hauptsorge dieses Seelenhirten bestand darin, daß er überall die auserlesensten Rosse für seinen Marstall aufzutreiben suchte. Solche noblen Passionen sind selten mit rechtmäßigen Mitteln zu bestreiten. Auf einem Kreuzzuge, an welchem er sich beteiligte, wurde ihm denn auch Schlimmes nachgesagt: durch sarazenisches Gold bestochen, habe er die Eroberung von Toron verhindert und damit den erfolglosen Ausgang des ganzen Kreuzzuges herbeigeführt[636]).

Nach den Bestimmungen der lateranensischen Kirchenversammlung vom Jahre 1179[637]) waren unter anderem eheliche Geburt, Sittenreinheit, Wissenschaftlichkeit und ein Alter von mindestens dreißig Jahren als Bedingungen für einen Bischof festgestellt. Die wenigsten Inhaber der Bistümer entsprachen jedoch diesen Anforderungen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß durch Nepotismus junge und ununterrichtete Knaben zu hohen geistlichen Würden gelangten. Mit der Wissenschaftlichkeit der Bischöfe, soweit sie schon ein reiferes Alter besaßen, war es oft nicht besser bestellt. Manche konnten nur mit Not den Text der Messe lesen und ließen es an Verständnis des Gelesenen gänzlich fehlen. Innocenz III stellte freilich die Kenntnis der maßgebenden Theologie und der in Kraft stehenden Kirchengesetze als Forderung für die Bischöfe auf, aber diese und ähnliche Maßregeln verhinderten keineswegs das Eindringen unreifer Jünglinge und unwissender Männer in kirchliche Würdenstellen. Ein Erzbischof von York sagte öffentlich in naiver Ehrlichkeit, man müsse die hohen Kirchenämter lieber lustigen und üppigen als frommen Leuten geben[638]).

Nicht minder unerläßlich als ein Minimum wissenschaftlicher Bildung mußte aber ein keuscher Lebenswandel erscheinen. Indessen gerade die Cölibatsforderung trug viel zur Entsittlichung des Klerus bei. Dieselbe hatte im dreizehnten Jahrhundert einen derartigen Umfang angenommen, daß sittenreine Geistliche als sonderbare Ausnahmen betrachtet wurden. Als Innocenz III von einem solchen Bischof in England hörte, rief er aus: „Beim heiligen Petrus! solche Junggesellenschaft ist eine große Tugend, der muß Erzbischof werden!“ [639]) Eine noch bessere Empfehlung allerdings als die Keuschheit mochten wohl die 10000 Pfund Sterling gewesen sein, welche der Junggeselle übergespart und in Rom zurückgelassen hatte.

Nach einigen Aussprüchen in den Predigten Bertholds von Regensburg muß es freilich zweifelhaft scheinen, ob das Cölibat in Deutschland streng durchgeführt worden sei. Berthold redet von Pfaffenweibern und Pfaffenkindern, ohne ein Wort des Tadels oder der Mißbilligung hinzuzufügen. Er rechnet mit denselben als wie mit bekannten und gewohnten Thatsachen[640]).

Auf einem Reichstage zu Frankfurt 1208 sah sich Kaiser Otto genötigt, besondere Maßregeln gegen die Zuchtlosigkeit der Geistlichen zu ergreifen. Namentlich das Halten von Schenkstuben, was manche als ein finanziell sehr ergiebiges Monopol ausbeuteten, wurde ihnen untersagt. Aber die Klagen sind immer und überall dieselben. „Die Geistlichen nennen sich Hirten und sind Totschläger. — Bisher pflegten Könige und Kaiser die Welt zu regieren, jetzt üben Pfaffen die Herrschaft aus mit Raub und Verrat, mit Heuchelei, Gewalt — und Ermahnung. Es verdrießt sie, wenn man ihnen nicht alles abtritt, und wie man auch zögere, so muß es endlich doch geschehen. Je höher sie stehen, um so weniger Tugend besitzen sie und um so mehr Thorheit, um so weniger Wahrhaftigkeit und um so mehr Lüge, um so weniger Gelehrsamkeit und um so mehr Fehler. Die Pfaffen sind voller Begier, daß sie in der ganzen Welt niemand anders möchten herrschen sehen als sich selbst. Mit allen Händen arbeiten sie daran, die ganze Welt an sich zu reißen, wer auch immer darunter leide. Sie gewinnen dieselbe mit Nehmen und Geben, mit Verzeihen und Heucheln, mit Ablaß, Essen und Trinken, mit Predigten und Bannflüchen, mit Gott und dem Teufel. Aasvögel und Geier wittern nicht so leicht das modernde Fleisch als die Pfaffen den Reichen wittern: gleich ist er ihr Freund, und schlägt ihn eine Krankheit darnieder, so muß er Schenkungen machen zum Nachteil der Verwandten[641])." „Ha, falsche Priester, Lügner, Verräter, Meineidige, Buhler, Ungläubige, soviel des Bösen thut ihr unverhohlen Tag für Tag, daß ihr die ganze Welt in Bestürzung gesetzt habt. Nie zog Skt. Petrus Einkünfte aus Frankreich, noch trieb er Wucher, nein, gerade hielt er die Wage der Billigkeit. Ihr thut nicht dergleichen: für Silber sprecht ihr unrechtmäßig den Bann aus und nehmt ihn zurück: ohne Silber giebt es keine Erlösung für uns[642])!"

Stellt man neben diese auf Thatsachen beruhenden Klagen das Wort, welches einst Petrus von der Erlösung schrieb, nämlich daß sie nicht mit Gold oder Silber beschafft sei sondern durch das teure Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes[643]),

so wird man begreifen, daß die Laien vor den unwürdigen Nachfolgern des Apostelfürsten wenig Achtung besaßen.

In der That, die Vertreter der römischen Kirche waren Zertreter des Christentums. Und doch schien der Priester durch den Empfang der Weihe in besonderen Zusammenhang mit Gott und dem Jenseits gesetzt zu sein, welcher ihn so hoch über alle Laien hinaushob, daß selbst gekrönte Fürsten nur als seine Gehilfen und Diener erschienen[644]).

Ein Pariser Geistlicher soll einmal den Ausspruch gethan haben: alles wolle er glauben, nur dies nicht, daß ein deutscher Bischof selig werde. Denn es kam ihm zu bedenklich vor, daß Bischöfe zugleich das geistliche und das weltliche Schwert handhaben, daß sie Bluturteile sprechen, Kriege führen und zugleich ihren kirchlichen Pflichten nachkommen könnten[645]).

Die Kirchenpolitik des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Kirchenpolitik des dreizehnten Jahrhunderts ist ohne Zweifel eins der interessantesten Kapitel der gesammten Kirchengeschichte. Der Begriff „Kirchenpolitik“ ist schon an sich ein Widerspruch. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die geschichtliche Entfaltung desselben gleichfalls voll von Widersprüchen der verschiedensten Art ist. Es finden sich solche gegen die Wahrheit und das Recht, gegen die Sitte und das Herkommen, gegen das Christentum und die Kirche selbst in solcher Menge, daß wir auch hier auf eine allseitige Darstellung der in Frage stehenden Materie verzichten müssen und nur einzelne charakteristische Züge herausgreifen können.

Die Glanzzeit unter Heinrich VI berechtigte alle deutschen Patrioten zu den stolzesten Hoffnungen, welche auch in allen antirömischen Kreisen ein lebhaftes Echo fanden. Um 1196 schrieb der ebenso fromme wie tiefsinnige Kalabrese Joachim, Abt von Floris, in seiner „Deutung des Propheten Jeremia“[646]): „Was einst Gott durch den Mund des Jeremias vom König zu Babel und dem starken Volk der Chaldäer verkündet hat, das erfüllt sich jetzt an

dem mächtigen Kaiser der Deutschen, in dessen Hand der Herr alle Fürsten und Völker der Erde gegeben hat, daß sie ihren Hals beugen unter sein Joch und ihm dienen. Nahe schon ist der Tag, wo Konstantinopel fällt, das Horn der Herrschaft gebrochen wird, und, wie es Juda und Israel verheißen ist, die Kirchen des Abend- und Morgenlandes wieder vereinigt werden. Umsonst pocht der Pharao von Frankreich auf seine Stärke; sie hilft ihm nicht, wenn der Dränger vom Norden über ihn kommt. Bereits hat sich das Schicksal von Tyrus an Sizilien erfüllt: den übrigen Staaten wird geschehen gleich Edom und Moab und den Kindern Ammon. Selbst Juda und Jerusalem entgehen nicht der allgemeinen Züchtigung. Die Kirche muß erniedrigt werden und der Adler seine mächtigen Schwingen ausbreiten über ganz Italien. Weil die römischen Priester in ihrem Trachten nach weltlicher Macht und Ehre die wahre Freiheit der Kirche geopfert haben, darum ergeht jetzt auch an den Papst, wie einst an den König von Jerusalem das Wort des Herrn, zu dienen dem König von Babel und seinem Volk, und nicht zu hören auf die Rede der falschen Propheten, der Kardinäle, von denen manche in eitelem Dünkel das fremde Joch abzuwerfen raten. Wie sehr auch das neue Jerusalem sich gegen dich auflehne (spricht Joachim zum Kaiser), du hast dich darob nicht zu fürchten! Nicht dein Werk ist es, sondern im Dienste des Herrn, dessen Knecht du bist, geschieht es, daß du die Kirche unterdrückst, die Völker heimsuchst und die Bosheit straffst. Er hat dich gemacht zur Zuchtrute der Menschen und zum Hammer der Erde."

Doch schon im Jahre 1197 starb der 32jährige Herrscher zu Messina und nahm den Traum einer deutschen Weltherrschaft mit sich ins Grab. Der Todestag Heinrichs VI veränderte mit einem Schlage die politische Lage der Welt. In dem langen Kampfe zwischen Kirche und Staat hatte das Kaisertum fast schon den Sieg errungen. Aber eine scharfe Wendung kurz vor dem Ziel ist stets die gefährlichste, und in der Folgezeit schien es, als hätten Friedrich Barbarossa und sein großer Sohn nur für ihre Gegner gearbeitet. Die politische Lage wurde nunmehr durch die zwiespältige Kaiserwahl

und ihre Unruhen so trübe, daß der Papst sein ganzes Fischertalent an den Tag zu legen Gelegenheit hatte.

In Köln bot der Erzbischof Adolf die deutsche Krone wie eine Ware feil[647]). Er verhandelte vor allem mit England, und ihm ist es zu verdanken, daß Otto, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen und der englischen Mathilde, zum Gegenkönig neben Philipp von Schwaben gewählt wurde. Die Politik der Kölner Erzbischöfe war seit alters kaiserfeindlich und Rom zugewandt[648]). Daher war denn auch Adolf die Seele der deutschen Fürstenopposition, welche König Philipp mit englischen Hülfsmitteln bekämpfte. Zu Philipp und Otto kam als dritter Thronkandidat der vierjährige Sohn Heinrichs, für welchen seine Mutter, als sie am 27. November 1198 starb, nach vielfachem Drängen Papst Innocenz III zum Vormund und Reichsverweser von Sizilien ernannte[649]).

So gab es gleichzeitig drei Könige, und die Kunst des Innocenz zeigte sich darin, daß er immer einen derselben gegen die beiden anderen ausspielte. Der heilige Vater in Rom führte Jahre lang in geschicktester Weise einen politischen Schwertertanz auf, ohne sich auch nur ein einziges Mal dabei ins eigene Fleisch, desto öfter freilich ins Gewissen zu schneiden. Bezeichnend genug war schon das Trostschreiben, welches er an das Königskind sandte. Es heißt in demselben: „Der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in jeder Trübsal, hat uns und dir heilsamen Trost gebracht und grade damit für dein Bestes gesorgt, womit er dich auf einige Zeit am härtesten heimzusuchen schien: indem er dich unter die Obhut seines Stellvertreters auf Erden stellte, hat er dir den Vater, den du verloren, durch einen würdigeren ersetzt und dir für deine verstorbene Mutter eine bessere gegeben, die nämlich, von der es in der Schrift heißt: ihre Linke liegt unter meinem Haupte, und ihre Rechte herzet mich u. s. w.[650])."

Diesen väterlichen und heiligen Worten entsprachen freilich wenig die Gesinnungen und Handlungen des „heiligen" Vaters. Er befand sich alsbald in einem schwierigen Dilemma: die als Vormund übernommene Pflicht gebot es ihm, den jungen Friedrich auf den Thron Deutschlands zu erheben, und er hätte sich auf diese Weise

einen dankbaren Anhänger erziehen können; aber andererseits verbot ihm seine staatsmännische Klugheit, eine Wiedervereinigung des Königreichs Sizilien mit Deutschland selbst anzubahnen. Mit geschickten Worten wußte er sich dieser Alternative zu entziehen. „Die Erwählung Friedrichs“, so schrieb er, „war ganz unstatthaft, weil der von den deutschen Fürsten ihm geschworene Eid unerlaubt war als einem Kinde, und zwar einem Ungetauften geleistet.“ Wolle man jenen von den ungläubigen Gibeoniten dem Josua mit List und Betrug abgenommenen und trotzdem gehaltenen Eid dagegen anführen, so sei dieses Beispiel nicht anwendbar, weil im jetzigen Falle der Schwur nur zum großen Schaden der Kirche und der gesamten Christenheit gehalten werden könnte [651]). Sobald freilich Philipp von Schwaben in Deutschland als König auftrat, wußte Innocenz sich noch besser zu rechtfertigen, indem er bemerkte, der eigene Oheim habe seinem Mündel das Reich und das väterliche Erbe entrissen.

Zu Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig aber nahm Innocenz eine so geschickte Stellung ein, daß bis zum Frühjahr 1199 beide sich seiner Gunst rühmen konnten. Denn heimlich unterhandelte er beständig mit beiden, und öffentlich that er für keinen etwas. Höchst zweideutigen Inhalts war auch ein Schreiben, welches Innocenz im Mai 1199 an die deutschen Fürsten richtete [652]). Mit Betrübnis habe er den verderblichen Streit im Reiche gesehen, aber er habe bisher noch abwarten wollen, ob sie sich nicht von selbst dahin wenden würden, von wo allein die letzte Entscheidung in dieser Sache kommen könne, nämlich an den römischen Stuhl. Da dies aber nicht geschehen sei, sie sich vielmehr in diesem Stück höchst nachlässig und saumselig gezeigt hätten, so werde nun er, der nach dem Worte des Propheten gesetzt sei über die Völker und Königreiche auszureißen und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen, nicht länger seiner Pflicht nachzukommen säumen, sondern fordere sie ernstlich auf, die zur Beseitigung der Zwietracht geeigneten Schritte zu thun. Wo nicht, so werde er handeln, wie er es für heilsam erachte und seine apostolische Gunst dem zuwenden, der sich durch seine Gesinnungen und Handlungen ihm am meisten empfehle.

Der letzte Satz ist nichts weiter als eine neue Erpressung. Es mußte überhaupt einen eigentümlichen Eindruck machen, wenn der Papst, welcher hauptsächlich das Feuer der Zwietracht angezündet hatte und noch immer zu seinem eigenen Vorteil anschürte, sich gleichzeitig gebieterisch als Friedensvermittler anbot.

Aber schon bevor dieses päpstliche Schreiben in Deutschland eintraf, hatten sich die zu Speier versammelten Fürsten im Mai 1199 auf König Philipp geeinigt und baten Innocenz, er möge der Wahl zustimmen, damit das Reich wieder Frieden erlange. Aber statt eine deutliche Antwort zu geben, überlieferte der Papst den Abgesandten Philipps nur eine langatmige dogmatische Abhandlung, welche von Abraham und Melchisedek anhob, aber die politische Lage in Deutschland um nichts förderte. Er hielt König Philipp solange mit der Antwort hin, bis er an Otto von Braunschweig einen willfährigen Diener gewonnen und ein Bündnis zwischen England und Frankreich gegen Deutschland zu stande gebracht hatte. Erst als die deutschen Fürsten sich deutlich gegen Otto erklärten, trat Innocenz offen für ihn ein und erkannte ihn am 1. März 1201 feierlich als König an. Er schrieb ihm unter anderem: „Mögest du deine Hoffnung setzen auf den, der mit Verwerfung Sauls den David zum König erkor und dich so benehmen, daß er auch von dir sagen könne: Ich habe einen Mann gefunden nach meinem Herzen!" Den König Philipp aber bezeichnete er als einen „verruchten Mann, einen Feind Gottes und der Kirche". Er gehöre dem Geschlecht an, welches von jeher die Kirche grausam verfolgt und die Freiheit der Fürsten zu unterdrücken gestrebt habe. Eingedenk also des göttlichen Wortes: „Ich bin ein eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied an denen, die mich hassen", aber noch mehr nach seiner eigenen Schuld verwerfe er die Person Philipps als unwürdig des Reichs und entbinde jedermann von dem ihm als König geschworenen Eide[653]).

Otto IV verdankte alle Macht, über welche er gebot, der päpstlichen Gunst. Er brachte dies selbst in einem Schreiben an Innocenz zum Ausdruck: „Nächst Gott seid ihr es, heiliger Vater, dem wir

unsere Erhöhung verdanken; nicht durch eigene Macht, sondern durch eure großen und wiederholten Bemühungen haben wir den Böhmerkönig, den Landgrafen von Thüringen und den Markgrafen von Mähren gewonnen. In Staub und Asche wäre unsere Sache zerfallen, hätte nicht eure Hand und die Gewalt des heiligen Petrus sich ihrer angenommen. Zeitlebens werde ich euch das nicht vergessen[654])."

Welch' üblen Einfluß die Politik des Papstes auf die Kirche hatte, läßt sich aus einem Schreiben des patriotischen Propstes Burkhard von Ursperg ersehen: Kaum ein Bistum gab es, wo nicht infolge des Thronstreites Zwist entstanden und die Sache dann zur Entscheidung nach Rom gezogen wäre. Aber nicht mit leeren Händen durfte man dorthin kommen. „Frohlocke nun, Mutter Rom, denn die Schleusen stehen offen auf Erden, auf daß dir das Geld zufließe in Bächen und Strömen. Habe deine Lust an der Schlechtigkeit der Menschenkinder, denn zur Sühnung so arger Dinge wird dir Gold gespendet! Freue dich deiner Helfershelferin, der Zwietracht; sie ist hervorgestiegen aus dem Pfuhl des höllischen Abgrunds, auf daß du bereichert werdest mit den Schätzen der Welt. Du hast nun, wonach du immer gelüstet, singe deinen Jubelgesang, denn durch die Ruchlosigkeit der Menschen, nicht durch deinen Glauben hast du die Welt besiegt!" In der That Roms Gott ist das goldene Kalb. Der Papst selbst führt den Reigen an.

Als Philipps Macht beständig stieg und Ottos Einfluß schwand, erkannte Innocenz rechtzeitig die Aussichtslosigkeit seines bisherigen Schützlings und knüpfte, um den heiligen Stuhl vor Niederlagen zu bewahren, Unterhandlungen mit Philipp an. Da fiel König Philipp am 21. Juni 1208 von der Hand Ottos von Wittelsbach zu Bamberg, und durch diese That kam das Papsttum zum völligen Sieg. Dasselbe stand somit am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts als die einzige unbestrittene Weltmacht da.

Um die politischen Verwirrungen endlich zum Abschluß zu bringen, einigten sich die deutschen Fürsten auf einem Tage zu Halberstadt und wählten am 22. September 1208 Otto einstimmig

zum König. Innocenz suchte sofort nach der Wahl durch freundschaftliche Schreiben die Erinnerung an seine Unterhandlungen mit Philipp zu verwischen, und Otto antwortete dem römischen Fuchs: „Gott, der Herzenskündiger, weiß, wie rein und ungeheuchelt die Liebe ist, die wir zu dir hegen[655].“ Der Umstand aber, daß Ottos Glück allzu schnell stieg, machte den Papst alsbald wieder sorgenvoll, zumal der König einen Römerzug in Aussicht nahm, und er ließ sich noch rechtzeitig ganz Mittel- und Unteritalien als Schuld des Königtums abtreten.

Als aber Otto wirklich nach Italien kam, fühlte er sich nicht mehr als Kaiser „von Papstes Gnaden“, denn er hatte ein geeinigtes Deutschland hinter sich. Die Begegnung Ottos mit Innocenz zu Viterbo im Jahre 1209 war äußerst glanzvoll. „Sie saßen in Freundschaft zusammen und aßen und tranken und blieben einen ganzen Tag vergnügt bei einander“, schreibt ein alter Chronist. Aber die politische Stimmung war schon längst eine gereizte, und als Otto in Rom einzog, wurde sie gar feindselig. Denn während der Krönungsfeierlichkeiten wogte in den Straßen und auf den Plätzen Roms ein dreitägiger Kampf zwischen den Deutschen und den Römern; und als Otto nach der Krönung nicht, wie Innocenz gewünscht hatte, sofort den Kirchenstaat verließ, sondern denselben sogar in Besitz nahm, sandte der Papst selbst ihm bittere Klagen nach. Zunächst sprach er mit dem Wort der Schrift: „Es reut mich, daß ich den Menschen gemacht habe[656])!“ Dann ging er zu harten Scheltworten über, verglich Otto mit Pharao von Ägypten oder Nebukadnezar von Babel und befahl ihm bei Strafe der Exkommunikation, daß er die Rechte des apostolischen Stuhles weder in eigener Person noch durch andere beeinträchtige. Auf dieses mit viel Salbung abgefaßte Schreiben antwortete Otto barsch: Durch viele Worte gehe Kraft und Kern der Rede verloren. Er begreife daher nicht, daß sich seine apostolische Milde mit einer so langen Auseinandersetzung habe bemühen mögen. Denn „das Geistliche, was eures Amtes ist, nehmen wir euch nicht, denken auch gar nicht daran, wollen vielmehr, daß es unangetastet bleibe und unter kaiserlichem Schutze sich stärke und mehre. In weltlichen

Dingen aber, wie ihr wißt, haben wir volle Entscheidung, und es kommt euch darüber keine Entscheidung zu, denn die, welche die kirchlichen Sakramente verwalten, sollen sich nicht mit dem Blutgericht befassen. Möget ihr also in geistlichen Dingen eure Gewalt frei und unbeschränkt ausüben, seid aber fest versichert, daß der Kaiser im ganzen Umfange seines Reichs die weltlichen nicht aus der Hand geben wird."

Auf diese ebenso kraftvolle wie deutliche Darlegung wußte Innocenz am 18. November 1210 nur noch mit dem Bannfluch zu antworten. Seitdem begünstigte er das Hervortreten des einzigen noch übrigen Hohenstaufen, dessen Ansprüche er bisher nicht nur gänzlich ignorirt sondern auch ausdrücklich geleugnet hatte. Friedrich erschien 1212 in Deutschland, gewann bald die meisten Stände für sich und wurde 1215 zu Aachen zum deutschen König gekrönt, während Otto († 1218) sich in seine braunschweigischen Erblande zurückziehen mußte.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die späteren Beziehungen Kaiser Friedrichs II zum römischen Stuhle darstellen. So interessant die Folgezeit auch ist, im Grunde wiederholen sich doch immer dieselben päpstlichen Intriguen und Betrügereien, Schmeicheleien und Bannflüche. Das bisher Behandelte genügt, um zu erkennen, in welchem Sinne und mit welchen Mitteln die römische Kirche Politik trieb, und welches die üblen Folgen für Kirche und Staat waren.

---

2. Die Kirche und ihre Veranstaltungen.

Das kirchliche Unterrichtswesen.

Die religiöse Belehrung, welche die Kirche im dreizehnten Jahrhundert dem Volke zu teil werden ließ, war gering genug, denn man stellte an dieselbe keine höheren Anforderungen als schon 400 Jahre früher Karl der Große. Die Synode zu Mainz im Jahre 813 hatte es als die Pflicht der Priester bezeichnet, die Laien

zum Auswendiglernen des Symbolums, welches das Siegel des Glaubens genannt wurde, sowie des Vater Unsers anzuhalten [657]). Gegen diejenigen, welche dieser Aufforderung überhaupt nicht oder nicht in genügender Weise nachkamen, wurden den Priestern Maßregeln anempfohlen, unter welchen auch körperliche Züchtigungen nicht fehlten. Die Unwissenden sollten durch Fasten und andere empfindliche Strafen zum Lernen gezwungen werden.

Die betreffenden Stücke mußten in lateinischer Sprache memorirt werden. Nur in Ausnahmefällen, wo der Erlernung des fremdsprachlichen Textes unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstanden, galt das Memoriren in der Muttersprache als zulässig. So verlangte auch Berthold von Regensburg von seinen Zuhörern, daß die Eltern, Pathen und erwachsenen Angehörigen die Kinder das Glaubensbekenntnis und das Paternoster lehren sollen [658]). Kommt dazu dann noch, wenn möglich, das Ave Maria, so ist das schon vil wunder guot! Dieses Maß des religiösen Wissens galt für Laien als ausreichend. Diejenigen, welche „geistlich“ werden wollten, lernten etwas mehr, vor allem Lesen und Schreiben. Hierzu aber nahm man nur befähigtere Schüler. Berthold hielt es für nötig, folgende Ermahnung zu geben: „Ihr Herren und Frauen, ihr sollt eure Kinder nicht hart zwingen zur Lernung; so ihr seht, daß sie ungern lernen, so sollt ihr sie davon lassen. Ihr sollt einen Laien aus ihm machen, einen Krämer oder Schuster, oder was es sonst sei . . .“ [659]). An der Forderung aber, daß alle das Paternoster lernen sollen, will er mit unerbittlicher Strenge festgehalten wissen: wenn einer vierzehn Jahr alt ist und kann das Paternoster nicht, so soll man ihn, wenn er stirbt, auf dem Felde liegen lassen, d. h. ihm das kirchliche Begräbnis als einem Unchristen verweigern [660]).

Schon aus diesen Bestimmungen läßt sich ungefähr ermessen, auf welchem Niveau die religiöse Volksbildung stand. Man ließ es an einer Bekanntmachung mit der geschichtlichen Persönlichkeit des Heilandes und an einer Einführung in die Urkunden aus der klassischen Zeit der göttlichen Offenbarung gänzlich fehlen. Es wurde außer den schon genannten Stücken höchstens noch ein geistiger Niederschlag aus der nachgeborenen Epigonenzeit mitgeteilt und auch

dies wiederum in einer Form, welche dem Verständnis der meisten neue, wenn nicht gar unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Daher kam die im Volke weitverbreitete Meinung auf, daß man Gott nur in den drei sogenannten heiligen Sprachen[661]) anbeten dürfe. Es bedurfte erst wiederholter und ausdrücklicher Aufklärung darüber, daß Gott jedes Gebet, in welcher Sprache es auch gesprochen werden möge, erhöre, sofern es nur recht geschehe. „Nach Berthold von Regensburg[662]) dürfen freilich die ungelehrten Leute den Glauben „in tiusche“ lernen, die gelehrten dagegen müssen ihn „in buochischem“ wissen. Gleichwohl glaubt auch er nicht bei allen die Kenntnis dieser Lehrstücke voraussetzen zu dürfen; denn, wenn er am Schluß seiner Einleitung in der Predigt seine Zuhörer auffordert, ein stilles Paternoster oder Ave Maria zu sprechen, so fügt er bisweilen hinzu: „Wer es kann!“[663])

So bescheiden aber die Anforderungen auch waren, so standen doch die Leistungen meist noch erheblich hinter denselben zurück. Es bedurfte nicht selten der Ausführung jener Strafandrohungen. Häufig offenbarte sich die religiöse Unwissenheit der Einzelnen erst dann, wenn sie gelegentlich einer Taufe an Pathenstelle standen. Deshalb wurde die Bestimmung getroffen, daß niemand dieses kirchliche Ehrenamt übernehmen dürfe, wenn er nicht vorher dem Priester seine Bekanntschaft mit dem Glaubensbekenntnis und dem Vaterunser nachgewiesen habe.

Die religiös-kirchlichen Unterrichts m i t t e l waren sehr dürftig. Es begann freilich verhältnismäßig früh auch in Deutschland eine geistliche Litteratur. Aber dieselbe konnte auf das Volk höchstens durch Vermittlung der Priester wirken, und letztere waren oft selbst schlechte Mittler in wissenschaftlicher Beziehung und in Dingen der Erkenntnis.

Ein anderer Versuch, christliche Ideen dem Volke zu lebendigem Bewußtsein zu bringen, wurde von der geistlichen Dichtung gemacht. In unverkennbarer Absicht diente diesen pädagogischen Zwecken die altsächsische Evangelienharmonie, bekannt unter dem Namen „der Helîand“. Dieses Werk wurde auf Antrieb Ludwigs des Frommen gedichtet, welcher einem angesehenen sächsischen Dichter gegenüber

den Wunsch ausgesprochen hatte, daß er das Alte und Neue Testament poetisch ins Deutsche übertragen möge, damit die Lektüre desselben auch den Ungelehrten ermöglicht werde[664]).

Von Berthold von Regensburg wurde auch der hohe Wert der religiösen Lieder erkannt, besonders als Schutzmittel gegen die Ketzer, welche auf diese Weise ihre Irrlehren unter die Leute brachten. Er spricht den Wunsch aus, daß kurze und leichte Kirchenlieder, welche auch schon von den Kindern gelernt werden können, angefertigt werden möchten[665]). Als Muster führt er folgende Strophe an:

Nû biten wir den heiligen geist
umb den rehten glouben aller meist,
daz er uns behüete an unserm ende,
sô wir heim suln varn ûz disem elende.
Kyrieleis[666]).

Diesen Gesang lobt der Leutpriester sehr: „Es ist ein gar nützlicher Gesang, ihr sollt ihn je öfter desto lieber singen und sollt ihn alle mit ganzer Andacht und mit innigem Herzen hin zu Gott singen und rufen. Es war ein guter Fund und ein nützlicher Fund, und war ein weiser Mann, der dasselbe Lied zuerst erfand; denn der größte Segen, um welchen man Gott bitten kann, ist dieser, daß er uns behüte in der Zeit, wo unsere Seele von unserm Leibe scheiden muß an dem Ende, wenn wir sollen heimfahren aus diesem Elende."

Im übrigen blieb das Fehlen zahlreicher Bücher einer der größten Mängel und Schwierigkeiten für den Religionsunterricht des Volks und wurde schmerzlich als solcher empfunden. So schrieb einst ein fränkischer Bischof an Rabanus: „Wir entbehren aller litterarischen Hülfsmittel. In dem ganzen Bistum, welches mir anvertraut ist, habe ich weder die Schriften des Alten und Neuen Testaments selbst gefunden, noch viel weniger Kommentare zu denselben"[667]). Diesem Mangel ließ sich nur durch desto fleißigeres Predigen einigermaßen abhelfen. Zu dem Zweck hatte schon Karl der Große von seinen Hoftheologen ein Homiliarium oder Postille für Priester zusammentragen lassen und hatte es jedem Bischof zur Pflicht gemacht, sich in den Besitz eines solchen Homiliariums zu

setzen, damit er in der Lage sei, seinen Gemeinden den nötigen geistlichen Zuspruch zukommen zu lassen.

Nach dem Zerfall des großen Frankenreiches folgte eine Zeit des tiefsten Niederganges auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß auch in religiösen Fragen die gröbste Unwissenheit unter dem Volke einriß. Man konnte in jener Zeit unzählige „Christen" finden, welche bis ins Greisenalter hinein den einfachsten Grundelementen des christlichen Glaubens so wenig Beachtung geschenkt hatten, daß ihnen der Wortlaut der wenigen kirchlichen Lehrstücke gänzlich unbekannt geblieben war[668]. Bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein geschah nichts Wesentliches zur Hebung und Förderung der religiösen Volksbildung, denn alle, besonders aber die religiöse Kultur des Mittelalters konzentrirte sich in den Klöstern und festen Burgen, so daß sie dem Volke gegenüber verschlossen blieb. Die gottesdienstlichen Veranstaltungen aber, an welchen das Volk teilnehmen konnte, arteten immer mehr in ein bloß äußerliches Schaugepränge aus, und der weniger auf die Sinnlichkeit der Anwesenden berechnete Teil des Gottesdienstes wurde entweder gänzlich übergangen oder doch in einer wenig ersprießlichen Weise gehandhabt. Erst die „Predigermönche" halfen diesem längst empfundenen Bedürfnis ab. Der ungeheure Beifall, welchen Berthold von Regensburg überall erntete, hatte neben seiner hervorragenden Redegabe auch wohl noch in dem Reiz der Neuheit seinen Grund. Der Umstand aber, daß die Predigten meist im Freien und ohne Eingliederung in den Rahmen des kirchlichen Gottesdienstes stattfanden, mußte den Einfluß derselben auf das kirchliche Leben in erheblichem Maße unterbinden.

Der eigentliche Religionsunterricht, welchen die Kirche dem Volke bot, blieb in den bisherigen Schranken. Noch im Jahre 1246 bestimmte der Bischof Richard von Citeaux, daß die Priester die Laien ermahnen sollten, das Vater Unser, das Glaubensbekenntnis sowie das Ave Maria auswendig zu lernen, und zwar wird hinzugefügt: wenigstens in der Muttersprache[669]. Aus dieser Bemerkung erhellt schon, daß das einfache Memoriren eines fremdsprachlichen und deshalb unverständlichen Textes noch immer als das höchste

Ziel galt. Auf sinngemäße Erklärung des zu Lernenden war man noch wenig bedacht. Der kirchliche Gottesdienst bestand fast gänzlich aus liturgischen Zeremonien, und das Latein war ausschließlich Kirchensprache. Deshalb wohnte man dem Gottesdienste nur mit dumpfem Staunen oder mit viel Langweile bei[670].

Berthold von Regensburg freilich war selbst ein Lehrer und Erzieher des Volks und forderte auch seine Amtsbrüder zu gleicher Thätigkeit auf: „Ihr Pfarrherrn, prediget um Gottes Willen mehr davon (gemeint sind die 10 Gebote), je ein oder zwei oder noch mehr Gebote an einem Sonntag, bis daß ihr alle behandelt habt. Und ihr Herrschaften allesamt sollt sie mit allem Fleiße merken und lernen, denn daran liegt gänzlich eure Seligkeit. Wenn ihr daran denket und euch eine Sünde einfällt, so sollt ihr denken: o weh, das ist eins der zehn Gebote! Nun verhüte Gott, daß ich das bräche!“[671]) In dieser Weise erklärte Berthold die zehn Gebote, die drei ersten Bitten des Vater Unsers, die sieben Sakramente, liturgische Formeln und vor allem die ganze Messe[672]). (Die Predigt über die letztre geben wir in Übersetzung als Beilage.) Er sprach gewiß dem Volke aus der Seele, wenn er sich selbst den Einwurf machte: „Ja, Bruder Berthold, wir verstehen die Messe nicht und können deshalb nicht so große Andacht gewinnen, als wenn wir die Messe verständen.“[673])

Es gab manche, welche im Gefühle ihrer Verständnislosigkeit für den kirchlichen Gottesdienst auf eine Beteiligung an demselben ganz zu verzichten geneigt waren, weil es ihnen unmöglich schien, ihre Gedanken bei einer Sache zu halten, bei welcher sie sich nichts denken konnten. Sie sprachen wohl: „Bruder Berthold, so lange es unnütz ist, daß ich mit dem betenden Herzen anderswo bin als mit den Gedanken, so will ich mich lieber des Betens enthalten, als daß ich nur den Mund auf und nieder bewege.“ Aber Berthold antwortete ihnen: „Nicht! Nicht! Du sollst es darum nicht lassen. Du sollst doch mit vielem Zwang auch beten, und ich sage dir, warum. Im Notfall muß man mit Haferstroh fürlieb nehmen: etwas ist doch immer noch besser als gar nichts, und sodann: um der guten Gewohnheit willen!“[674])

Einige Bischöfe bemühten sich, den Horizont der religiös-kirchlichen Kenntnisse zu erweitern. So forderte Jonas von Orleans, daß schon die Kinder über die vornehmsten Sünden, die sogenannten Todsünden, unterwiesen werden sollten[675]. Aber, ganz abgesehen von den mancherlei schweren Gefahren in sittlicher Hinsicht, welche bei einer vorzeitigen Bekanntmachung der Kinder mit gewissen Sünden naheliegend sind, war die Wahl der Todsünden nicht geeignet, eine angemessene Vorstellung und Erkenntnis von der Sünde zu geben. Eine weitere Forderung ging dahin, daß die Kinder die Responsorien auf die priesterlichen Salutationen lernen sollten, damit im Gottesdienst nicht nur die Kleriker und die Nonnen, sondern das ganze Volk antworten könne. Als solche Antworten galten: gloria patri, kyrie, amen u. a. m.

Angesichts der Unwissenheit der Priester selbst einerseits und der christlichen Gemeinde andererseits wäre freilich die Erreichung dieser an sich bescheidenen Forderungen schon eine nicht geringe Leistung gewesen. Daß auch Berthold von Regensburg nicht allzu sichere Kenntnisse besaß, geht z. B. aus einer Erklärung hervor, welche er in seiner Predigt über die Messe giebt[676]: Das „Dominus vobiscum!“ erklärt er auf folgende Weise. „Das ist ein Gruß, wie unser Herr auf Erden alle Zeit die Leute grüßte und er bedeutet „der Herr sei mit euch!“, und darauf sollen wir sprechen: „und mit deinem heiligen Geiste!“ Die letzten Worte beruhen gewiß auf Unkenntnis oder Mißverständnis.

Recht aufmerksam auf die Mängel des kirchlichen Volksunterrichts wurde man eigentlich erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als mannigfache Sekten weit um sich griffen und die Kirche dezimirten. Gegen diese Gefahr war mit Schwertern und Fackeln wenig ausgerichtet, nur ein besserer Unterricht in den Glaubenswahrheiten und Lehren der Kirche konnte hiergegen helfen. Darum bestimmte denn auch z. B. das Konzil zu Albi (bei Avignon) im Jahre 1254, daß die Kinder schon vom siebenten Jahre ab sonntäglich mit ihren Eltern zur Kirche gehen sollten, damit sie im katholischen Glauben unterwiesen würden[676]. Auch der Unterrichtsstoff wurde seitdem vermehrt, freilich nur um religiös minderwertige Stücke, wie die Lehren

von den sieben Sakramenten, von den sieben Werken der Barmherzigkeit, von den sieben Todsünden[677]) und von den sieben Gaben des heiligen Geistes. Aber noch ein Matthesius[678]) konnte davon erzählen, daß er unter dem Papsttum zwar die zehn Gebote, den Glauben und das Vater Unser gelernt habe, indessen ohne daß sie ihm jemals erklärt seien.

Das beste Mittel des kirchlichen und religiösen Unterrichts ist allezeit die heilige Schrift gewesen. Sie stand auch bei manchem Theologen in höchstem Ansehen. Ruprecht von Deutz bemerkte, daß mit der Bibel unbekannt zu sein ebensoviel bedeute, als Christum nicht zu kennen. Ohne dieselbe habe die menschliche Seele keinen sichern Halt, sondern werde von jedem Wind der Lehre umhergetrieben. Die platonischen Schriften wären zwar hochtrabend im Ausdruck, aber armselig im Inhalt gegen die Bibel. Letztre sei eine Volksschrift im besten Sinne. Auch Berthold von Regensburg kennt den hohen Wert der heiligen Schrift. „Denn alle Gnade und alle Seligkeit und alle Würde, welche wir von Gott empfangen sollen, müssen wir zuerst empfangen aus Gottes Wort: denn wir könnten gar nicht wissen, was Gott wäre, würde es uns nicht kund gethan mit dem Worte Gottes.“ [679])

Dennoch schrieb man in den Klöstern beständig mit dem größten Eifer Platos und Aristoteles' Schriften ab, statt alle Kräfte darauf zu verwenden, daß die Bibel auch thatsächlich werde, was sie ist: eine Volksschrift. Die Konsequenz, daß man die Volksschrift auch dem Volke selbst in die Hand geben müsse, scheint dem evangelischen Christen naheliegend genug; sie wurde aber von der römischen Kirche niemals gezogen und öfters als gefährlich abgewiesen. Die ganze offizielle Bekanntmachung des Volks mit der Bibel seitens der Kirche bestand darin, daß die Priester im Gottesdienst aus der lateinischen Übersetzung vorlasen, welche von manchem Priester und den weitaus meisten Laien nicht verstanden wurden.

Daneben sorgten die Päpste in den Kirchenversammlungen dafür, daß nicht etwa den Laien das Lesen in der heiligen Schrift durch Übersetzungen in die Landessprache erleichtert würde. Schon Gregor VII war kein Freund der Bibelübersetzungen. Als nämlich

Herzog Wratislaw 1063 in Böhmen den slavonischen Gottesdienst, welcher dem lateinischen Ritus unterlegen war, wiederherzustellen suchte, schrieb ihm der Papst im Jahre 1080 ungefähr folgendes[680]): er müsse ihm die Erlaubnis, sich der Landessprache im Kultus zu bedienen, vorenthalten, in der Erkenntnis, daß jedenfalls nicht ohne Absicht nach dem Willen des allmächtigen Gottes die heilige Schrift an manchen Stellen dunkel sei, nämlich deshalb, damit sie nicht, wenn sie überall verständlich wäre, leicht veralte und gering geachtet würde oder gar zu Irrtümern Anlaß gebe, wenn sie nämlich von mäßig Begabten mißverstanden würde. Wenn manche fromme Männer den Gebrauch der Bibel in der Landessprache den Wünschen des Volkes entsprechend zugelassen hätten, so ändere dies nichts an der Sache, denn die Kirchenväter hätten bei der Ausbreitung des Christentums und beim Wachsen der religiösen Erkenntnis manches beseitigen müssen, was noch von der ersten Kirche herrührte. Zum Schluß bezeichnete Gregor den Wunsch des Wratislaw als ein thörichtes Verlangen, dem er sich kraft des Ansehens des heiligen Petrus widersetzen müsse. Wratislaw selbst aber solle zur Ehre des allmächtigen Gottes (!) dieser eitlen Verwegenheit mit allen Kräften widerstehen.

Ein Synode zu Toulouse im Jahr 1129 verbot ausdrücklich den Laien, das Alte und Neue Testament zu besitzen. Als religiöse Erbauungsbücher und für den Gebrauch in der Kirche zum Nachschlagen wurden nur das Psalmenbuch oder ein Auszug aus der offiziellen Liturgie oder auch Bücher mit Marienliedern und -Gebeten gestattet. Aber selbst bei diesen Büchern wurde streng darauf gehalten, daß sie nicht in der Landessprache verbreitet wurden.

Indessen das Verlangen nach Wahrheit, wie sie allein in der heiligen Schrift zu finden ist, war zu stark, als daß es sich durch einfache Verbote hätte abweisen lassen. Der Umstand, daß dieses Bedürfnis nicht innerhalb der Kirche befriedigt wurde, führte zu kirchenfeindlichen Zusammenschlüssen.

Das Mittelalter war deshalb in kirchlicher Beziehung so dunkel, die religiöse Volksbildung war deshalb so tiefstehend, weil die Bibel unter päpstlichen Dekretalien und kirchenväterlichen Traditionen ver-

graben war. Es ist nicht zufällig, daß mit Luthers Bibelübersetzung die Geschichtsschreibung nicht nur des kirchlichen sondern auch des gesamten Unterrichtswesens einen neuen Abschnitt beginnen muß.

Das kirchliche Erziehungswesen.

Die hauptsächlichsten Mittel, durch welche die Kirche seit Alters auf das Volk erzieherisch einwirkte, waren Buße, Beichte und Fasten[681]. Berthold von Regensburg nennt als unerläßliche Anforderungen, welche an das kirchliche Leben des Volkes gestellt werden, diese drei Stücke: Jeder Christ soll jährlich einmal zu Ostern beichten; man soll, wenn man einem Priester mit den Sterbesakramenten begegnet, die Hostie voll Ehrfurcht anbeten, indem man auf die Knie fällt; endlich soll man täglich mindestens einmal der Messe mit guter Andacht beiwohnen[682].

Der Wert der kirchlichen Sitte und Gewöhnung ist gewiß nicht gering zu achten, aber eine wirkliche Buß- und Beichterziehung war nur im Anfangsstadium des Christentums möglich, solange die Kirche noch den Charakter der Familie trug. Je mehr sie sich durch Organisation und Gesetzgebung dem Wesen des Staates näherte, desto äußerlicher wurde die Auffassung von Buße und Beichte. Die Vertiefung und Bereicherung des Inhalts hielt nicht mit der Erweiterung des Umfangs gleichen Schritt.

Es ist noch kein Nachteil, wenn ein Erzieher über äußere Machtmittel gebietet, aber der Schwerpunkt seiner Autorität darf niemals physisch sondern muß immer moralisch bedingt sein. Denn der Erzieher, welcher nur mit äußeren Mitteln operirt, wird alsbald zum Exekutor werden, und wenn er Anlagen zur Herrschsucht hat — die Herrschsucht pflegt sich mit den Herrschermitteln einzustellen — so wird endlich aus dem erzieherischen Exekutor ein zuchtloser Verbrecher, welcher die Mittel zum Zweck erhebt und den Zweck als Mittel mißbraucht.

Ursprünglich mußten alle Sünden, für welche man Vergebung haben wollte, gebeichtet werden. Aber bald hielt man die Beichte nur noch bei solchen Sünden für nötig, welche ein öffentliches

Ärgernis erregt hatten. Innocenz III brachte auf dem lateranensischen Konzil im Jahre 1215 den Umfang der kirchlichen Beichterziehung durch folgende Bestimmungen zum vorläufigen Abschluß[683]: alle Gläubigen beiderlei Geschlechts sollen, nachdem sie in die Unterscheidungsjahre gekommen sind, einzeln alle Sünden wenigstens einmal im Jahr ihrem zuständigen Priester bekennen und sollen sich bemühen, die ihnen auferlegten Bußleistungen nach Kräften auszuführen, indem sie wenigstens zu Ostern andächtig das Sakrament des Altars genießen, falls sie nicht nach dem Rat ihres Pfarrers aus irgend einem einleuchtenden Grunde auf Zeit sich desselben enthalten müssen; sonst soll ihnen bei Lebenszeit das Betreten der Kirche verboten sein, und wenn sie sterben, das christliche Begräbnis verweigert werden. Wer nicht bei seinem zuständigen Pfarrer beichten will, muß von diesem einen Überweisungsschein für denjenigen Pfarrer haben, bei welchem er gültig beichten will.

Schon aus diesen wenigen Bestimmungen geht hervor, welche und wie große erzieherische Mittel die römische Kirche über die Völker beanspruchte. Aber den hohen Anforderungen entsprachen nur geringe Leistungen. Aus der irischen Mönchskirche waren im Jahre 500 die sogen. Bußbücher nach Deutschland herübergekommen. Es wäre verkehrt, wollte man denselben allen Wert absprechen. Bei dem damals in mancher Hinsicht noch nicht gänzlich vom Christentum durchdrungenen Volksgewissen und bei der erst ungenügend entwickelten Sündenerkenntnis war es gewiß nützlich und praktisch, ein Verzeichnis von verbotenen Dingen zu besitzen, von welchen nichts abzumarkten war, weil sie teils durch das Ansehn der heiligen Schrift, teils durch die Autorität der Kirche gedeckt waren.

Aber der Schaden, welchen diese Bußbücher anrichteten, war auch nicht gering. Einmal waren manche Sünden mit mehr Gründlichkeit als Takt und Keuschheit aufgezählt, sodaß mancher Pönitent aus dem Bußbuche weniger seine eigenen Sünden reuig erkannte als vielmehr mit neuen, ihm bis dahin verborgenen Sünden bekannt gemacht und somit in allerlei Versuchungen geführt wurde. Sodann aber wurde vor allem die durch die Bußbücher aufkommende Lehre von den Kommutationen oder Ersatzbußen äußerst verderblich. Ein

Ersatz für die eigentlich aufzuerlegende Bußleistung konnte in zweifacher Weise eintreten. Entweder wurde für eine schwerere kanonische Strafe eine leichtere, mit Vorliebe eine Geldstrafe, angesetzt, oder der Pönitent konnte sich in der Ableistung seiner Bußpflicht von einer anderen Person vertreten lassen. Schon der Ersatz in der zuerst genannten Form ist widersinnig und verwerflich genug. Denn dieser Ausweg stand bald nicht mehr bloß, wie anfänglich, den Kranken und zur eigentlichen Bußleistung Unfähigen, sondern allen ohne Ausnahme offen. So entstand allmählich eine bis ins Einzelste ausgebildete Bußtaxe[684]. Z. B.: wenn jemand nicht im Stande war, zu fasten, aber in der Lage war, Geld geben zu können, so sollte der Reiche für 7 Wochen 20 Solidi bezahlen, der Ärmere aber für dieselbe Zeit die Hälfte. Statt mit Geld konnte man auch durch Psalmensingen die Schuld bezahlen: statt eines einmonatlichen Fastens bei Wasser und Brot, mußte man auf den Knien liegend 1200 Psalmen d. h. also achtmal den ganzen Psalter singen, oder wenn nicht auf den Knien liegend 1680 Psalmen*).

Wer freilich nicht im Stande war, die Psalmen zu lesen, — und dies war gewiß nicht selten der Fall — mußte wieder zur Fasten- oder Geldbuße greifen.

Je kasuistischer diese Bußtaxe ausgearbeitet wurde, je bequemer die Sündenvergebung zu haben war, desto mehr wuchs der Glaube des Volks an die Ablässe. Denn, was man will, das glaubt man gern. So kam es zu der Meinung:

> Sobald das Geld im Kasten klingt,
> Die Seele aus dem Fegfeuer springt[685].

Ein Berthold von Regensburg eiferte mit heiligem Zorn gegen die „Pfennigprediger", welche er drastisch als „Mörder der Buße" brandmarkt[686]. Er warnt eindringlich vor ihnen: „Die sind neulich aufgetreten, denn da ich ein kleines Kind war, war nirgends einer derselben. Sie heißen Pfennigprediger, dem Teufel einer der liebsten Knechte. Denn der fährt aus unter die einfältigen Leute und predigt

*) Die Schonung der Kniescheiben mußte also mit 480 Psalmen d. h. mit 40 % extra erkauft werden!

und ruft, daß alles weint, was vor ihm ist. Und er sagt, er habe vom Papst die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Helbeling oder Heller. Und der lügt, daß man damit ledig sei gegen Gott, und er krönt den Teufel alle Tage mit vielen tausend Seelen. Ihr sollt ihnen nichts geben; dann müssen sie abstehen von dem Betrug. Dieweil ihr ihnen gebt, verkauft ihr euch in den ewigen Tod. Und sie ermorden euch und weisen euch weg, daß ihr nicht mehr büßen wollt." [687])

Schlimmer noch als die Kommutationen der Bußleistungen in Geldstrafen mußte die andre Lehre wirken, nach welcher man sich in der Ausübung der Bußleistungen durch andere Personen, welche man für Geld mietete, vertreten lassen konnte. Man bildete dem Volke ein, daß man den Kampf gegen die Sünde auch mit Söldnern und Mietlingen führen könne und tilgte damit thatsächlich bei dem Einzelnen das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit für seine Sünden. Die sach- und fachkundigen Vertreter und zugleich die billigsten Übernehmer waren natürlich die Priester und Mönche. Sie waren Spezialisten und zugleich Inhaber des Monopols und erwarben sich manches klingende — Sündengeld. So machte die römische Kirche aus dem Erziehungsmittel für das Volk ein Bereicherungsmittel für sich selbst. Sie selbst wurde aus einer Erzieherin durch Habsucht und Herrschsucht eine Seelenmörderin und Erbschleicherin. Sie durfte sich nicht wundern, daß die Nationen bei solchen Erziehungsmaßregeln nicht immer gehorsame und treue Söhne waren. Es kam dahin, daß man im Papst nicht mehr den Vater, sondern den Feind der Christenheit und des Christentums sehen zu müssen glaubte.

In einem apokryphen Schreiben Friedrichs II [688]) hieß es: „Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Lande, nach Willkür bindend, lösend, strafend, nicht damit der echte Same des Wortes Gottes ausgestreut werde und emporwachse, sondern damit diese in Schafskleider gehüllten Wölfe alle Freien unterjochen, alle Friedlichen beunruhigen und überall Geld erpressen. Und so kommt es, daß sie die heilige Kirche, die Zuflucht der Armen, die Wohnungen der Heiligen, stören, welche unsere Väter mit frommem und einfachem

Sinne gründeten zur Stärkung der Armen und der Pilger und zur Unterhaltung der Frommen.“ Nachdem sodann ein Vergleich mit der ursprünglichen Armut und dem übermäßigen Reichtum der Kirche in der Gegenwart angestellt ist, folgt die Aufforderung: „Deshalb vereinige sich die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, dieser allgemeinen Gefahr! Denn niemand wird dem Untergang entrinnen, welcher einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, stets von der eigenen Rettung die Rede ist.“

Das also waren die Erziehungsfrüchte der römischen Kirche! Sie wollte ihre Kinder zu Sklaven machen, darum wurden sie zu Empörern. Martin Luther schlug den Nagel auf den Kopf, als er seine 95 Sätze an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg anhämmerte, deren erste von der wahren Buße handelte.

Buße und Beichte waren aber nicht die einzigen Erziehungsmittel der Kirche. Mit ihnen konnte man sich nur an die Gehorsamen und Willigen wenden. Für die Aufrührerischen und Ungehorsamen hatte man andere Strafen, nämlich Bann und Interdikt. Der Bann schloß Individuen, das Interdikt ganze Territorien aus der Sakramentsgemeinschaft der Kirche aus. In diesen Zwangsmitteln lag der Nerv der geistlichen Staatsgewalt. Aber, wo der Zwang herrscht, ist es um die naturgemäße Erziehung geschehen. Der geistliche Bann sollte auch die weltliche Ächtung zur Folge haben. Papst Innocenz III erklärte 1215 jeden vom Banne Getroffenen für aller bürgerlichen Rechte und Ehren, sowie aller seiner Güter verlustig. Gebannte Herrscher sollten als abgesetzt angesehn werden, und alle Unterthanen derselben sollten ihres Huldigungseides ledig sein.

Es ist freilich notwendig, daß die Kirche, um ihren wesentlichen Bestand zu sichern, unwürdige und störende Elemente aus sich entferne, denn was nicht ausschließt, schließt auch nicht ein. Aber die beste Maßregel wird verderblich, wenn sie in den Dienst schlechter Motive gestellt wird. Wie durch die Buß- und Beichtordnung, so suchte die römische Kirche auch mittels des Bannes nicht religiöse Läuterung, sondern politische Macht zu erlangen. In den seit Gregor VII fast ununterbrochen andauernden Kämpfen des Priester-

tums mit der weltlichen Macht gelangten Bann und Interdikt so häufig zur Anwendung, und zwar meist aus geringfügigen oder auch ungerechten Ursachen, daß eben dadurch diese kirchlichen Strafen in allgemeine Verachtung kamen und jeden Zweck verfehlten. Mancher deutsche Kaiser ist vom römischen Bannstrahl getroffen.

Berthold von Regensburg verglich die exkommunizierten Sünder mit den Aussätzigen, welche der Ansteckungsgefahr wegen aus der Gemeinschaft und dem Verkehr ausgeschlossen werden müssen [689]. Wie sehr aber die Exkommunikation ein bloß politisches Herrschermittel war, zeigt der Umstand, daß Innocenz III nicht nur Christen sondern auch Juden exkommunizierte [690], mit denen doch gar keine sakramentale Gemeinschaft bestand.

Noch sind endlich zwei Erziehungsmittel der Kirche zu nennen, welche einen mehr positiven Charakter als die bisher genannten haben, nämlich die Festtage und die Heiligenlegenden.

Die kirchlichen Feste, welche im Laufe der Jahrhunderte immer mehr an Zahl und Glanz zunahmen, bezweckten weniger, dem Volksgemüt die Grundthatsachen des Christentums, als vielmehr die Herrlichkeit des römischen Kirchentums vor Augen zu führen. Das Fronleichnamsfest z. B. dient mehr zur Verherrlichung der priesterlichen Gewalt als zur Ehrung des Heilandes. Ganz abgesehen aber davon, daß die übermäßige Zahl von Feiertagen die regelmäßige Arbeit und damit den Wohlstand des Volkes störte, entsprach auch der Erfolg durchaus nicht der beabsichtigten Wirkung. Die Ehrfurcht vor der Kirche wurde durch die Feste und Feierlichkeiten so wenig gesteigert, daß vielmehr gerade diese Feiern, welche manche heidnische Reminiscenzen in sich aufnahmen, der Anlaß zu einer so frechen Verhöhnung des Heiligsten wurde, wie es eben nur als ein natürlicher Rückschlag gegen die falschen Erziehungskünste der römischen Kirche möglich war. Die kirchlichen Gebräuche wurden regelmäßig an bestimmten Tagen im Jahr auf das Mutwilligste nachgeäfft. Die Klosterschulen wählten sich einen Kinderabt, die Kathedralschulen einen Kinderbischof. Am berüchtigsten war das Festum innocentum*)

---

*) Vgl. den „Klub der Harmlosen".

und das Festum hypodiaconorum. An manchen Orten, z. B. in Rouen, wurde am Weihnachtstage ein Eselsfest begangen. Selbst die Priester beteiligten sich an den Ausschweifungen solcher Lustbarkeiten [691]). Vergebens suchte man durch Verbote und Dekrete dem Unfug zu steuern. Ein durch Zuckerbrot verdorbener Charakter wird nicht sofort durch die Rute gebessert. Die weitgehenden Akkomodationen und Konzessionen der Kirche an die niederen Triebe der Volksseele konnten nicht durch nachfolgende doppelte Strenge paralysirt werden. Die Priester waren ja auch zum großen Teil selbst unerzogen; wie sollten solche das Volk erziehen?

Nicht viel besser als die Feste wirkten die Heiligenlegenden. Die Wahrheit, daß Biographien oft mehr und nachhaltiger wirken als abstrakte Lebensregel und moralische Systeme, ist vielfach erprobt, denn die Nachahmung guter Menschen im Leben ist leichter, weil direkter, als die Anwendung bloßer Theorien. Aber freilich, die Biographien müssen darnach sein! Sie müssen zunächst der Wahrheit entsprechen und ferner auf einem derartigen Niveau stehen, daß jedermann die Möglichkeit der Nachfolge hat. Beiden Anforderungen, auf welchen vor allem der pädagogische Nutzen beruht, wurden die Heiligenlegenden nicht gerecht.

Sie nahmen es mit der Wahrheit nicht allzugenau. Luther charakterisirte ihren erzieherischen Wert ebenso richtig wie deutlich, wenn er sie mit Vorliebe „Lügenden" benannte. „O wir unseligen Christen, daß wir ohne Erkenntnis des Geistes die Legenden und Exempel der Heiligen ergreifen und auf Menschenlehre und umgehende Geister fallen, Gottes Wort hintenan gesetzt und verachtet des heiligen Geistes Rat, der in Paulus redet und spricht: „Prüfet alles, und was gut ist, das haltet." 1. Thessal. 5, 21. „Wollte Gott, daß ich Zeit und Weile hätte, die Legenden und Exempel zu reinigen, oder ein andrer eines höheren Geistes sich unterstände; sie sind voll Lügen und Trügerei!" [692]) Darum sind solche Legenden und Exempel der Väter eitel Schermesser*), ja das schändlichste Gift auf Erden wider den Glauben und Christus' Erkenntnis." [693])

*) Sie nehmen, wie Schermesser die Wolle, das Beste (den Glauben an Gott und Christus) weg.

Es ist viel vom pädagogischen Standpunkte für und wider das Märchenerzählen vor Kindern geredet und geschrieben. Die bloße Erregung der Phantasie ist vielleicht noch nicht unter allen Umständen eine Gefahr, wenigstens dann nicht, wenn das Märchen als ein solches erzählt und von der realen Wirklichkeit unterschieden wird. Eine sittliche Gefahr ist aber jedenfalls dann im Verzuge, wenn der Erzähler für seine Märchen geschichtliche Glaubwürdigkeit beansprucht. Die römische Kirche verlangte für ihre „Lügenden" noch mehr als eine geschichtliche, nämlich auch eine heilsgeschichtliche Bedeutung. Man sollte nicht nur Thatsachen in den Exempeln der Väter anerkennen, sondern auch heilsame Wirkungen für die Gegenwart gläubig von denselben erwarten.

Überdies standen die Völker um 1200 nach Christi Geburt nicht mehr im Kindesalter sondern eben im halbwüchsigen Mittelalter, in welchem auch das Individuum ein Verlangen nach der kräftigen Kost der Wahrheit trägt. Das Volk sah überhaupt in den Legenden weniger Erziehungs- und Andachtsmittel als Unterhaltungsstoff. In dieser Hinsicht ist bezeichnend, was von Ignatius von Loyola berichtet wird. Als er nach seiner schweren Verwundung vor Pampelona im Jahre 1521 lange Zeit an das Krankenlager gefesselt war, vertrieb er sich die Langeweile zunächst mit der Lektüre von Ritterromanen, und als diese zu Ende waren, mit den Heiligenlegenden, welche kein Ende hatten. Der Sprung von den Romanen zu den Heiligenlegenden war also nicht sehr groß: man konnte ihn noch mit zerschmetterten Beinen thun. Zur Beurteilung und Wertung der Legenden genügt der Hinweis auf die bekannte Thatsache, daß der Stifter des Jesuitenordens ein fleißiger Legendenleser war. Er hat das hierbei eingesogene Gift der sittlichen und religiösen Verirrung bis auf den letzten Tropfen wieder ausgespritzt.

Die Klöster und Orden.

Man kann bei weitem nicht von allen Klöstern und Orden sagen, daß sie offizielle Veranstaltungen der Kirche seien. Die Entstehung derselben hatte oft einen privaten Charakter. Aber die

römische Kirche wußte alsbald diese Unternehmungen in ihren Dienst zu ziehen und denselben ihren Stempel aufzudrücken.

Wenn durch das Mönchswesen als kirchlich-christliches Erziehungsmittel in Sachen der Religion und der Sittlichkeit nicht sonderlich viel erreicht worden ist und erreicht werden kann, so wird sich darüber niemand wundern, dem es bekannt ist, daß der ganze Mönchsgedanke mit seiner Weltflucht und resignirten Askese heidnisch-philosophischen und nicht christlich-religiösen Ursprungs ist. Der Mönchsgedanke ist so wenig „eine Vollendung der christlichen Idee“[694]), daß er vielmehr ein Verrat ist am evangelischen Glauben, welcher nicht vor der Welt flieht, sondern dieselbe überwindet. Es liegt auf der Hand, daß man mit heidnischen Mitteln weder das Christentum fördern noch die Kirche bauen kann.

Wir sind weit entfernt, die ungeheure Bedeutung und in gewissem Verstande auch die segensreichen Erfolge der Klöster in mehr als einer Hinsicht zu leugnen. Sie waren in den stürmischen Zeiten, wo eine Völkerwelle nach der anderen verwüstend über die Lande dahinwogte, gleichsam die stillen und sicheren Erbbegräbnisse, in welchen die litterarischen Schätze des klassischen Altertums und der geistige Niederschlag der alten Kirche solange ungestört ruhen konnten, bis Bruder Martin in Erfurt die Bibel von ihrer Kette löste und mit ihrer Kraft alle geistigen Ketten zerriß. Die Klöster waren auch Pioniere und Vorposten der christlichen Kultur, Hochschulen der kirchlichen Sitte und feste Stützpunkte für die pädagogischen Operationen an der Volksbildung. Vielleicht war sogar das Klosterwesen in reiner Ausführung die einzig mögliche Form der Völkererziehung — diese Annahme liegt im Interesse einer geschichtlichen Theodicee — aber das Kloster- und Ordenswesen hatte auch ungeheure Schattenseiten.

Vor allem mußte der Umstand, daß die Insassen der Klöster und die Mitglieder der Ordensbruderschaften als berufsmäßige Vertreter und Inhaber der Religiosität galten, lähmend auf die Frömmigkeit der Laien wirken. Es entstand ein Christentum erster und zweiter Klasse. Die Laien kauften sich regelrecht bei den Klöstern in ihr Gebet während der Lebenszeit und in ihre

Seelenmessen nach dem Tode ein[695]. Je zahlreicher die Klöster, je übertriebener die Bußleistungen der Mönche und ihre technische Ausbildung, je billiger die stellvertretende Übernahme von Bußwerken bei der sich unterbietenden Konkurrenz des weitverzweigten und nicht immer in sich einigen Mönchwesens wurde, desto mehr schwand auch die eigentliche Religiosität dahin. Die Klöster, welche ausstrahlende Brennpunkte der kirchlich-christlichen Ideen sein sollten, wurden zu Vampyren, welche den Leuten das Geld aus der Tasche und den persönlichen Glauben aus dem Herzen sogen. Die Kuttenträger waren die Totengräber des evangelischen Christentums. Man konnte bei ihnen die guten Werke bestellen wie eine Torte beim Konditor, denn sie hatten nicht nur ein Monopol auf die Kunst des Lesens und Schreibens, auf Wissenschaft und Kultur, sondern sie waren auch Großgrundbesitzer im Jenseits und gaben die himmlischen Parzellen nur gegen gute Bezahlung an gehorsame Pächter ab. So bewirkten die Klöster einen tiefgehenden Riß durch die Christenheit, bis in der evangelischen Reformation die Brücke des „allgemeinen Priestertums" geschlagen wurde, auf welcher Geistliche und Laien sich die Hände zum gemeinsamen Streben reichen können. Man darf freilich, wie dies irrtümlicher Weise häufig geschieht, bei dem Begriff „allgemeines Priestertum" nicht bloß an besondere Vorrechte denken. Es giebt keine besonderen Vorrechte ohne besondere Pflichten. Das „allgemeine Priestertum" kennt nicht mehr den Unterschied zwischen berufsmäßigen Vertretern der Religiosität und den Laien, sondern hier ist jeder Christ ein berufener Vertreter seines Glaubens.

Besonders die Bettelorden nährten im Volke den Wahn, daß sie ihren Mitgliedern, selbst wenn sie erst auf dem Totenbette in die Ordenstracht eingekleidet würden, die Garantie der Seligkeit leisten könnten. Sie waren reguläre Versicherungs- und Aktiengesellschaften für das Jenseits, bei denen man sich für das ewige Leben einkaufen konnte. Der Papst galt als Direktor und Hauptaktionär aller dieser religiösen Gesellschaften.

Berücksichtigt man außer den bisher genannten prinzipiellen Mißständen auch noch die beständigen Klagen, welche sich gegen den

sittlichen Wandel in den meisten Klöstern erhoben, so schwindet die letzte Möglichkeit einer religiös-kirchlichen Einwirkung dieser Veranstaltungen auf das Volksleben. Habsucht und Geiz machten aus den Bußkommutationen ein kommerzielles Unternehmen, dessen unlauterer Betrieb selbst durch die ehrlichsten und wohlmeinendsten Reformer wie Bernhard von Clairvaux nur auf kurze Zeit eingeschränkt werden konnte. In sexueller Hinsicht sagte man wohl nicht mit Unrecht manchen Klöstern das Schlimmste nach[696]). Das eigentliche Klosterwesen kam in einer „alles irdische Haben, Genießen und Wissen zurückweisenden und keine Rücksichten, auch nicht des sittlichen Anstandes, achtenden Askese“ zum Ausdruck. Mit dieser alles Irdische verschmähenden Richtung vertrug sich sehr wohl eine gewisse Neigung zu „heiliger Lüge“[697]).

Der einseitige Spiritualismus schlägt freilich auf allen Gebieten leicht in platten Materialismus um, am leichtesten aber wohl auf dem der praktischen Sittlichkeit. Das Mönchtum lieferte den Beweis — nicht für die „Unausführbarkeit der christlichen Idee“, von welcher es weit entfernt war, wohl aber den Beweis für die Unausführbarkeit der heidnischen Idee, welche bei der Sittlichkeit die Sinnlichkeit ignoriren zu können meint.

Die Kreuzzüge.

Zu den glänzendsten Veranstaltungen der mittelalterlichen Kirche gehören unstreitig auch die Kreuzzüge. Germanische Wander- und Abenteuerlust paarte sich mit dem religiösen Fanatismus Welschlands, und beide traten in den Dienst des römischen Bischofs, welcher mit stolzer Freude eine einzigartige Truppenschau über unermeßliche Scharen von Gläubigen abhielt.

„Väter frohlockten, wenn die Söhne dahingingen; Frauen jubelten, wenn ihre geliebten Gatten fortzogen; viele trauerten darüber, daß sie zurückblieben“, so schildert ein Chronist[698]) den Eindruck, welchen die Kirchenversammlung zu Klermont im Jahre 1095 auf die anwesenden Volksmassen machte. Die Begeisterung mochte bei vielen ehrlich und, was noch mehr ist, auch nachhaltig sein.

Zu ihnen gehörte jedenfalls Bernhard, Abt von Clairvaux († 1153), welcher den zweiten Kreuzzug inscenirte. Aber es gab auch manche, welche die ganze Berechtigung des Unternehmens bestritten, indem sie seine Tendenz verspotteten: Wenn Gott, dem Herrn, etwas an dem Grabe liege, so werde er sich schon von selbst in den Besitz desselben setzen können, und bedürfe dazu nicht des menschlichen Beistandes. Diesem Einwand begegnete Bernhard auf folgende Weise: „Nicht, weil die Macht des Herrn geringer geworden ist, ruft er schwaches Gewürm zum Schutz seines Erbteiles auf — denn sein Wort ist That, und mehr denn zwölf Legionen Engel könnte er zur Hilfe senden — sondern weil der Herr, euer Gott, euch retten will, führt er die Gelegenheit herbei, wo ihr seinen Dienst übernehmen könnt. Er erweckt den Schein, als ob es ihm mangele, während er nur eurer Not zu Hilfe kommt; er will als Schuldner gelten, während er seine Krieger überschwänglich lohnt und ihnen Vergebung der Sünden und ewigen Ruhm erteilt.“ [699])

Das war wenigstens eine Betrachtungsweise, welche die Kreuzzugsidee als ein kirchlich-religiöses Erziehungsmittel fruchtbar zu machen suchte, wenn auch eine evangelische Beurteilung vieles dagegen einzuwenden haben wird. Papst Innocenz III äußerte sich in seiner Encyklika vom Jahre 1213 auf ähnliche Weise: „Der allmächtige Gott hätte jenes (das heilige) Land, wenn es sein Wille gewesen wäre, überhaupt in der Weise verteidigen können, daß es gar nicht in die feindlichen Hände ausgeliefert worden wäre. Er könnte auch jetzt, wenn es sein Wille wäre, dasselbe leicht aus den Händen der Feinde befreien, weil seinem Willen nichts zu widerstehen vermag*). Aber weil die Ungerechtigkeit schon überhand genommen hatte und die Liebe bei vielen erkaltet war, hat er den Gläubigen, damit er sie vom Todesschlaf zum Ringen nach dem Leben erwecke, einen Kampf verordnet, in welchem er ihren Glauben wie das Gold in einem Ofen prüfen will.“ [700])

*) Der gegenteilige Schluß: Da er dies aber nicht gethan hat, so ist es auch nicht sein Wille, scheint uns heutzutage einleuchtender als die nachfolgende Behauptung.

Ob freilich diese religiöse Fundamentirung der Kreuzzugssache bei der bekannten Herrschsucht eines Innocenz III noch ehrlich gemeint war, darf man wohl bezweifeln. Vermutlich war sie nur das Deckblatt für eine hierarchische Einlage.

Um dem vorübergehenden Enthusiasmus eine solide Grundlage und dauerhafte Gewähr zu verleihen, wurden die Kreuzzugsunternehmungen von den Päpsten mit reichlichen Ablässen bedacht. In seiner Kreuzzugsbulle vom Jahre 1213 versprach Innocenz [701]) allen denen, welche in eigener Person und auf eigene Rechnung sich am Zuge beteiligen würden, einen Plenarablaß für alle Sünden, welche mit wahrhafter Reue mündlich gebeichtet wären, sowie Vermehrung des ewigen Heils aus dem vorhandenen Schatz von guten Werken der Heiligen; dasselbe wurde allen denen zugesichert, welche sich nicht in eigener Person beteiligten, dafür aber auf ihre Kosten geeignete Vertreter stellten.

Noch bedenklicher waren andere Lockmittel, welche allzu deutlich den Stempel der Täuschung trugen. Als der zweite Kreuzzug viel Unglück hatte, indem die stattlichen Heere Ludwigs VII von Frankreich und Konrads III von Deutschland dem Schwerte der Sarazenen, der Heimtücke der Griechen und der einreißenden Zuchtlosigkeit unter Hunger, Seuchen und Strapazen erlagen, tröstete ein gewisser Abt Johannes [702]) den heiligen Bernhard, welcher der Urheber dieses Unternehmens war, auf folgende Weise: „Ich eröffne dir als meinem geistlichen Vater in Beichtform, daß die Patrone unseres Ortes, der heilige Johannes und der heilige Paulus, uns öfters durch ihren Besuch gewürdigt haben. Als ich sie in dieser (Kreuzzugs-)Angelegenheit befragen ließ, antworteten sie: die Zahl der Engel, welche durch Abfall von Gott verringert war, sei durch die gefallenen Kreuzfahrer wieder ersetzt." Die Folge war nun, daß man Kreuzzug und Himmelfahrt identifizirte.

Am gefährlichsten aber mußten die Vergünstigungen wirken, welche z. B. Papst Eugen III seinen Kreuzzüglern zusprach: „Alle diejenigen, welche in Geldschulden verwickelt sind und die heilige Reise mit reinem Herzen antreten, brauchen hinfort keine Zinsen mehr zu zahlen." [703]) Es war doch ein merkwürdiger Widerspruch, daß man

im Vaterland irdische Schulden zurücklassen konnte, um sich in der Ferne himmlische Verdienste zu erringen. Gewiß werden viele Schuldner von dieser willkommenen Erlaubnis des heiligen Vaters Gebrauch gemacht haben. Die geprellten Gläubiger hatten das Nachsehen bei diesen „gläubigen“ Schuldnern!

So kam es, daß in den Reihen der Kreuzfahrer allerlei Leute standen, welche ihre Sünden und Laster als „Soldaten Christi“ mit gutem Gewissen im Morgenlande fortsetzten, weil eben schon ihre Eigenschaft als Kreuzfahrer sie für die Seligkeit zu qualifiziren schien. Daher klagte ein Chronist [704]: Die ehemalige Lehrmeisterin *) der Religion gab nunmehr ein Exempel aller Unlauterkeit. So brachte die Kreuzzugsidee eine sittlich-religiöse Verschlimm-Besserung. Man kämpfte um ein leeres Grab und verleugnete denjenigen, der darin gelegen hatte. Man opferte 5—6 Millionen Menschenleben **) und brachte für diesen Preis eine religiöse Gleichgültigkeit und eine frivole Freidenkerei samt einem schrankenlosen Aberglauben mit nach Hause. Nachdem nämlich im Jahre 1098 zu Antiochien die heilige Lanze, mit welcher die Seite Christi durchbohrt war, gefunden sein sollte, fand man bald eine ganze Anzahl von Exemplaren des ungenähten Rockes Christi [705], Späne von seiner Wiege, Zähne, die er als neunjähriger Knabe verloren hatte, Ruß aus dem feurigen Ofen der drei Männer u. s. w.

Das kirchliche Unternehmen, durch welches man das Christentum im Morgenlande bauen wollte, brachte das Heidentum in das Abendland zurück.

---

*) Gemeint ist Rom und das christliche Abendland.

**) Vgl. J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengesch. Leipzig 1892. I. 2. S. 107.

IV.

Die Kirche des dreizehnten Jahrhunderts in der Poesie.

1. Das kirchliche Personal.

Die Kirche, welche ein Gesundbrunnen des Volkslebens sein sollte, war im Laufe des Mittelalters zu einem Giftbrunnen geworden. Die menschliche Sünde hatte den göttlichen Segen in Fluch verwandelt. Die Kirche war nicht mehr ein Wohnhaus sondern ein „Siechenhaus", in welchem das Christentum totkrank daniederlag [706]. Papst und Pfaffen und alle berufenen Diener der Kirche verabfolgten in diesem Lazaret beständig gefährliche Mixturen statt heilsamer Medizin und würgten alle Religiosität zu Tode. Ja, letzthin sind diejenigen, welche andre heilen sollten, selbst siechkrank, und, welche sorgsame Hirten der Lämmer sein sollten, sind selbst reißende Wölfe. Sie haben eine heillose Verwirrung angerichtet. Keiner weiß mehr den Platz, auf welchen er gehört. Der eine ist unweise, der andre ist ein Thor; dieser fällt hintenüber, jener vornüber. Niemand ist da, der die Gefallenen wieder aufrichte. Denn die Pfaffen eilen voran in die Hölle, die Laien aber folgen ihnen in höchster Hast und rennen noch mit großem Gedränge die allezeit offene Thür des Teufels ein [707].

Es geht nur Ein Schrei der Entrüstung über dieses Gebahren durch die ganze Dichterwelt, welche sich bei aller Lüge und Geistesknechtschaft, die von Rom ausging, einen Sinn für Freiheit und Wahrheit rettete.

Die Pfaffen sind Affen. Dieser Reim kehrt besonders bei Hugo von Trimberg häufig wieder. Die ganze Klerisei ist eine Affengesellschaft, welche, vom Endechrist abgerichtet, auf dem breiten Wege dahintanzt in die Hölle, wo sie von Luzifer und seinen Gesellen schon mit Sehnsucht erwartet werden.

Alles Unglück, so klagt der Marner [708]), welches nun schon über 30 Jahre herrscht, kommt von den Pfaffen. Darum fragt der Dichter den Papst: „Was soll euch der krumme Stab, welchen Gott dem guten Petrus gab, uns zu entbinden?" Stola und Inful sollten der Sündenvergebung dienen, aber sie sind zu Schwertern geworden, welche die Seelen morden. Die Bischöfe tragen statt der Inful den Helm, und den Krummstab vertauschen sie mit dem langen Speer. Sie wollen die Welt beherrschen und sprechen zu jedermann: „Gieb her!"

Als innere Ursache aller dieser äußeren Mißstände nennt Thomasin wohl mit Recht den Umstand, daß niemand mehr das Wort Gottes verkündige.

Gebricht es uns an Glaubenslicht,
So weiß ich wohl, woher's geschicht:
Wir haben keine Prediger!

Die Pfaffen sind auch keineswegs, wie man doch billig erwarten sollte, in ihrem Lebenswandel besser als die Laien [709]). Über beide herrschen Geiz und Geldgier in gleicher Weise. Pfaffen und Laien, Jung und Alt, Mönche und Nonnen mannigfalt, der Bischof wie der Kapellan, der Abt, der Propst und der Dekan, und was man sonst zu nennen weiß, sie leben samt und sonders voller Geiz. Sie sind nicht ängstlich in der Wahl ihrer Mittel. Selbst mit der schwarzen Kunst befassen sie sich [710]). Die Lügen in den Klöstern sind nicht besser als die Lügen in der Welt. Ja, was fast unglaublich scheinen könnte, in den Klöstern wird das Lügen von jedem Mönch verlangt, denn es gehört mit zu dem „geistlichen" Gewerbe. Davon berichtet Boner in der Fabel „von einem ritter, der wart ein münch" oder „von wârhaften liuten" [711]): Ein Ritter, welcher in dem Reichtum dieser Welt den Frieden für sein Herz nicht finden konnte, suchte ihn als Mönch und ging in ein Kloster. So ward

er eines Tages von dem Abt seines Klosters abgesandt, um zwei lahme und abgetriebene Esel auf dem Markte des nahen Städtchens möglichst teuer zu verkaufen. Bald nahten Käufer und fragten den Mönch, wie alt die Tiere seien, ob sie Schäden und Gebrechen hätten. Der Mönch, innerlich noch ein Ritter, sagte alles, was er wußte und pries die Waare nicht mit Lügen an. Die Folge war natürlich diese

> mit den eslen vuor er wider hein,
> daz er verkoufte ir enkein.

Der Zorn des Abtes aber war groß und die Buße, welche er dem wahrheitsliebenden Mönch befahl, nicht gering. Doch jener, welcher nicht ein Diener der Lüge sein wollte, sprach:

> Herr, laßt das unterwegen!
> Ich hab verlassen Ehr' und Gut
> Und dazu meinen freien Mut
> Und bin zum geistlich Leben kommen.
> Lügen kann mir niemals frommen;
> Bei der Wahrheit will ich bleiben,
> Nichts soll mich von ihr abtreiben.

In ähnlicher Weise wurde gewiß mancher enttäuscht, welcher mit einer heilsbegierigen Seele in ein Kloster eintrat. Darum giebt Boner am Ende seiner Fabel den ebenso wohl gemeinten wie wohl angebrachten Rat: Wer um seiner Seele willen in ein Kloster geht, sehe wohl zu, daß er nicht erst recht an der Seele wund werde; denn wer ein geistliches Gewand trägt, aber keinen geistlichen Lebenswandel führt, ist gleich einem Blinden, welcher in der Hand ein brennendes Licht trägt. Er befindet sich dennoch in Finsternis und muß zu Falle kommen.

Die Pfaffen streiten und kriegen mit den Laien. Statt zu predigen, zu weihen und zu firmen, beschäftigen die Bischöfe sich lieber mit Harnischen, schönen Pferden, Helmen, Schilden, Kolben und anderen Waffen [712]. Sie sollten Fähnriche Christi sein und dem streitbaren Heere der Christenheit im Kampf gegen die bösen Mächte der Hölle voranschreiten [713], aber sie streben selbst nach der Hölle, in welcher ihre eigentliche Pfarrei liegt [714]. Der Teufel freut

sich über **einen** Pfaffen mehr als über fünfhundert Laien. Letztere wissen schlechterdings nicht, nach wem sie sich richten sollen. Das Christentum steht eigentlich nur noch in Büchern, aus dem Leben ist es ausgetilgt [715]). Das prunkvolle Auftreten der hohen Geistlichkeit ist nur ein Ausdruck und Beweis ihrer inneren religiösen und allgemein geistigen Armut [716]). Wegen ihres makelhaften Lebenswandels haben die Pfaffen keine moralische Berechtigung, die Laien zu tadeln und zu strafen. Die Laien sehen vielmehr in dem bösen Beispiel der geistlichen Herren eine Entschuldigung und Rechtfertigung ihrer eigenen sittlichen Gebrechen, indem sie denken: wenn selbst der Pfaffe Böses thut, der doch aus der Bibel wissen muß, was gut und böse ist, so sind wir, die wir über diese Fragen in Unkenntnis gehalten werden, vor Gott ohne Schuld, denn wir kennen nicht sein Wort [717]). Der Dichter läßt freilich diese Ausrede nicht gelten und antwortet dagegen: Der Wille Gottes, welcher den Pfaffen durch das Auge vermittelt wird, geht euch durch das Thor des Ohres in den Sinn. Aber es ist doch immerhin bezeichnend für das sittliche Leben der Pfaffen, daß solche Reden bei den Laien überhaupt aufkommen konnten.

Die Pfaffen sündigen „ohne Furcht“ [718]). Ihre Sittlichkeit war besonders in sexueller Beziehung fast durchweg völlig verdorben. Manche legten sich mit allem Eifer nur darauf, schöne Mädchen zu Falle zu bringen. Hugo von Trimberg erzählt, als wäre es nichts Besonderes, von einer Frau, welche von einem Priester sieben Kinder hatte und mit dem achten ging [719]). Die „Geistlichen“ lebten fleischlich. Des freute sich der „Höllenwirt“ [720]). Am vernichtendsten hat dies der Stricker in einem besonderen Gedicht [721]) dargethan: Ein Pfaffe hatte Verkehr mit einer Ehefrau und schlich immer, sobald der Hausherr zur Arbeit auf das Feld hinausging, ins Haus hinein, wo er von der Frau mit gutem Essen und mit schlechter Liebe empfangen wurde. Aber der Knecht des Hauses merkte bald den Unrat und veranlaßte eines Tages seinen Herrn zu unerwartet früher Heimkehr. Die Ratlosigkeit und feige Angst des Pfaffen, während der Hausherr im höchsten Zorn an der verschlossenen Thür rüttelt, schildert der Stricker mit ergötzlicher Schadenfreude:

„Frau, nun hilf, daß ich das Leben
Errette!", sprach der Pfaffe.
„Ich wäre doch ein rechter Affe,
Erfaßte mich der Wirt*) allhie.
So große Angst gewann ich nie:
Ich hör' es wohl, er ist im Zorn,
Ich glaube fast, mein Leben ist verlor'n."

Die Frau weiß denn auch noch einen guten Rat: der Pfaffe muß unter die Ofenbank kriechen und sich dort verstecken. Ihrem Manne gegenüber aber spielt sie ihre Rolle zunächst mit großer Unverfrorenheit, indem sie ihn ausschilt, daß er zu früh Feierabend gemacht habe. Durch den Knecht wird endlich der Pfaffe in seinem Schlupfwinkel entdeckt. Der Hausherr zieht ihn voll Wut an den Haaren aus dem Versteck hervor. Derselbe wird gebunden und zu einer angemessenen Bußleistung gezwungen.

Die Pointe dieser Erzählung ist nicht, wie man erwarten sollte, eine Geißelung des fleischlichen Lebens der „geistlichen" Herren, sondern ein Lob des klugen Knechts, welcher in der Entlarvung des Pfaffen so große Findigkeit an den Tag legt. Um so schwerwiegender freilich scheint uns grade das Zeugnis dieses Gedichtes für die vorliegende Frage: Die Unsittlichkeit der Pfaffen war so bekannt, daß sie gar nicht mehr den eigentlichen Stoff zu einem Gedicht gab, sondern als selbstverständliche Voraussetzung die Folie für eine andere Lehre abgeben konnte. Die natürliche Folge des Lebenswandels der Pfaffen ist, daß sie beständig mit den Laien Streit haben [722]. Die Geistlichen, welche Vorbilder der Demut sein sollten, sind in beleidigender Weise hoffärtig und gewandt in allen Ent- und Verführungskünsten bei den Ehefrauen und Jungfrauen.

So fahren die Pfaffen, während sie andere gen Himmel weisen, selbst in die Hölle [723]. Der alte Winsbeke, welcher in allen Stücken einen streng kirchlichen und asketischen Charakter an den Tag legt, ermahnt freilich seinen Sohn, er solle sein Leben lang die Pfaffen in Ehren halten [724]. Aber um so bedeutungsvoller ist seine darauf folgende Bemerkung, daß man ihren Lebenswandel nicht genau an-

*) Der Hauswirt, Hausherr.

sehen, geschweige denn nachahmen dürfe. Man müsse ihren guten Worten folgen, aber nicht ihren krummen Werken. So können die römischen Priester nichtswürdige Persönlichkeiten sein, ohne den himmlischen Glorienschein ihrer Amtsvollmacht zu beeinträchtigen. Sie gleichen dem Arzte, welcher die Schädlichkeit gewisser Speisen für die Gesundheit kennt und dennoch seiner Leckerheit mehr folgt als seiner wissenschaftlichen Einsicht[725]).

Zu den moralischen Mängeln und Gebrechen der Geistlichen kam häufig noch eine intellektuelle und wissenschaftliche Unfähigkeit. An Einbildung fehlte es ihnen nicht, desto mehr aber an Bildung. So thaten sich zum Beispiel manche viel auf ihre Stimme zu gute, während sie in der Messe mehr brüllten als sangen[726]). Als einst ein junger Pfaffe wieder einmal aus Leibeskräften „gesungen“ hatte, fand er eine Frau, welche vor Rührung weinend in der Kirche lag. Der Pfaffe meinte, seine schöne Stimme habe ihr die Thränen wohlthuend gelöst, und fügte seinen Trosteswortcn das Anerbieten hinzu, er wolle, wenn sie es wünsche, gern noch einmal singen. Aber die Frau wehrte ihn ab und sprach: „Nein Herr! es thut mir weh.“ Auf weiteres Befragen gab nun die Frau folgenden Grund ihres Schmerzes an:

> Den Esel, der mein eigen war,
> Den hat der Wolf gefressen:
> Das kann ich nicht vergessen.
> Wenn ihr singet so gar herrlich,
> So ist eure Stimme gleich
> Der Stimme, die mein Esel schrie.
> So mahnt Ihr mich denn auch allhie
> An meinen Esel. Herre mein,
> Mich wundert, wie das nur kann sein,
> Daß eure Stimme ist so gleich
> Der meines Esels! ja, das wundert mich!

Auch die wissenschaftlichen Kenntnisse der Pfaffen mochten oft die Unkenntnis der Laien nicht viel überragen. Boner hat einem „thörichten Schulpfaffen“ ein besonderes Denkmal gesetzt[727]): Ein Ritter wollte seinen Sohn „geistlich werden“ lassen. Der Studiosus ging nach Paris und führte daselbst mit seinen Kommilitonen ein

flottes Leben. Seine Zehrung, wir würden heute sagen „Wechsel", war unermeßlich groß, aber seine Kenntnisse standen nicht in einem angemessenen Verhältnis dazu. Aber der Vater ist schon im Voraus stolz auf seinen Sohn. Er bereitet dem von der Alma Mater Heimkehrenden einen festlichen Empfang. Der Sohn trägt bereits den Pfaffenrock, aber während alle Tischgenossen erwartet hatten, sein Mund werde von Weisheit überfließen, zeigt er eine solche Unkenntnis in den elementaren Fragen des gewöhnlichen Lebens, daß sein Vater in Zorn gerät und ihn einen Narren im Pfaffenkleide schilt. Derartig mochten in Wirklichkeit bei manchem die Früchte des Studiums der Theologie sein. Solche Unkenntnis hinderte aber keineswegs die Zuweisung einer Pfründe.

Wie übel beraten die Kirche in dieser Beziehung war, zeigt Boner in einer anderen Fabel [728]: „von einem bischofe und einem erzpriester" oder „von unwirdigem ampte". Ein angesehener Bischof hatte einen jugendlichen Neffen, welchen er sehr liebte. Als daher ein Erzpriester seiner Diözese starb, belehnte er den Knaben mit der frei gewordenen Pfründe. Eines Tages erhielt der Bischof einen Korb mit Birnen zum Geschenk. Da sprach er zu seinem Gesinde: „Wem soll ich die Birnen anvertrauen, ihrer zu hüten?", denn sie dünkten ihn sehr schön. Sein junger Neffe sprach sofort: „Mir!", aber der Bischof entgegnete: „Ich glaube, du bist zu dumm. Besser ist es, ich vertraue die Birnen einem anderen an. Denn, wenn ich sie dir gäbe, würdest du die meisten aufessen!" Diese Unterhaltung hörte ein weiser Mann und sprach: „Des möge sich Gott erbarmen! Ihr habt so manche Seele einem Kinde anvertraut, welchem Ihr nicht einmal Birnen anvertrauen möget. Wie mögen da die Schafe genesen, wo der Wolf zum Hirten wird? Solche Hirten sind immer bereit die Schafe zu scheeren und zu schlachten, um sie zu essen." Das war noch ein „weiser" Bischof! Boner sagt voll Entrüstung am Ende seiner Fabel: es geschehe oft, daß ein Mann andere Seelen hüten solle, dem man nicht zutrauen könne, daß er sich selbst hütet. Über solche wird Gott mit seiner Strafe nicht säumen.

Die Pfaffen können nichts weiter als „singen oder schrîen sère", nämlich in der Messe [729]. Ihre Gelehrsamkeit ist oft so ober-

flächlich, daß sie keinerlei Wert hat. Denn, was hilft es, daß sie die Buchstaben im Meßbuch eilfertig herunterlesen können, wenn ihnen alles Verständnis für den Sinn der Worte fehlt? Von der Schrift verstehen sie nichts [730]). Sie übertreffen an Kunstverständnis und Gelehrsamkeit keinen Bauersmann, welcher vom Lande in die Stadtkirche kommt. Ein solcher sieht auch wohl die bunten Farben und Bilder an den Wänden, aber, was sie vorstellen, bleibt ihm verborgen.

Man erteilte manchem die Priesterweihe, den man besser als einen Ochsen vor den Pflug gespannt hätte [731]), als daß er beim Messen lesen die Buchstaben „unordentlich zusammenrückte“, ganze Worte verschluckte, über die Sätze dahinrumpelte und mit unwürdiger Geschwindigkeit betet, singt und tauft ohne das geringste Verständnis für die Bedeutung der kirchlichen Dinge wie Kelch, Altar, Meßgewand, Patene, Korporale, Kreuzschlagen u. s. w. Soweit haben es diese geistlichen Herren nach mehrjährigem Studium auf berühmten Universitäten gebracht! Darum spottet Hugo von Trimberg: „Mancher fährt hin nach Paris, der selbst wenig lernt und viel verzehrt — so hat er doch Paris gesehn!“ [732])

Mahnend und strafend wenden sich die Dichter an die Bischöfe, denen diese unfähigen und unwürdigen Priester unterstellt sind. Aber wie sollen die Bischöfe den Pfaffen zu predigen gebieten, da sie es selbst nicht können? [733]) Was sie aber selbst nicht können, das wollen sie auch nicht von anderen thun lassen. Die ungebildeten Bischöfe haben eben ein Interesse daran, auch ihre Pfaffen in größtmöglicher Ignoranz zu erhalten.

Sie wollen, daß die Pfaffen gar
Sein ohne Kunst wie sie, das ist wahr!

Natürlich, denn je unwissender die Unterthanen sind, desto leichter sind sie zu beherrschen. Man hat heutzutage vergeblich manche Mühe darauf verwendet, den römischen Katholizismus als das Prinzip des Fortschritts hinzustellen. Zu Thomasins Zeiten war eben der Katholizismus das Prinzip des Rückschritts, und daß er es noch heute ist, zeigt ein Blick auf Spanien, Österreich und Frankreich oder auf den „Fall Schell“ zu Würzburg vor Jahresfrist.

Obwohl die menschlichen Schwächen allzusehr am Tage lagen, als daß man sie hätte leugnen können, so erhoben doch die Pfaffen mit Rücksicht auf ihren Stand Anspruch auf eine übermenschliche Stellung. Ihr Meßgewand galt als engelswaete d. h. als Engelskleid [734]). Die Träger eines solchen Gewandes waren mithin Engel. So konnte man die Lehre verkündigen, daß alle Sünden des Priesters ein Ende hätten, sobald er dieses Engelskleid angelegt habe. Eine feine Beurteilung der Sünde, welche man wie einen Rock an- und ausziehen kann! Die heilige Schrift sagt nicht: ziehet einen neuen Rock an, sondern ziehet den neuen Menschen an, welcher ist Jesus Christus*). Aber man muß auch die nichtswürdigen Pfaffen deshalb ehren, weil man sie nicht entbehren kann, denn sie verwalten die vrônespîse d. i. die Himmelsspeise im Sakrament der Messe [735]). Hier heißt es: das Amt trägt den Mann, und niemand darf dem Geistlichen in das Amt greifen. Als Begründung dafür erinnert Thomasin an eine Geschichte aus dem Alten Testament, nach welcher sich einst 250 Mann vermaßen, den Gottesdienst zu verrichten wie die rechtmäßigen Priester, denn sie sprachen:

Wir sind ebenso gut
Wie Aaron, der es thut [736]).

Als sie aber mit ihren Räucherfässern und mit weißen Priestergewändern angethan sich dem Altar näherten, schlugen ihnen Feuerflammen entgegen, und sie kamen alle daselbst um.

Für denkende Menschen ist es freilich von jeher ein unlöslicher Widerspruch gewesen, wie das Amt seinen sündlichen Träger heilig machen könne. Hugo von Trimberg war auch freimütig genug, sich in folgender Weise zu äußern: möge man auch tausend Pfaffen weihen, sie bleiben doch Menschen und behalten ihr fleischliches Gebein, den Sitz der Sünde, wie alle anderen Menschen.

Die Weihe machet ihrer keinen rein
Als die, so ihre Weihe recht behalten
Und priesterlicher Zucht stets walten [737]).

Der Geistliche muß geistlich leben, sonst ist er kein Geistlicher trotz Chrisam, Stola und Handauflegung. Giebt aber ein Pfaffe

*) Epheser 4, 24.

durch seinen Lebenswandel Ärgernis und Anstoß, so schadet er mehr als viele Laien. Denn sie sind weithin sichtbar wie eine Zielscheibe, auf welche sich aller Augen richten. Darum müssen sie sich vor Sünden hüten, vor den öffentlichen noch siebenmal mehr als vor den heimlichen. Denn sie sind verantwortlich für die Seelen des Volkes und müssen Rechenschaft ablegen für alle, welche durch sie zu Falle gekommen sind [738].

Das Bewußtsein einer solchen Verantwortlichkeit scheint freilich den Pfaffen gänzlich abhanden gekommen zu sein. Darum wiederholt Hugo von Trimberg ihnen gegenüber die Anklage, welche schon Bernhard von Clairvaux wider seine Zeitgenossen erhoben hatte: „Manche Seele geht verloren, ohne daß irgend ein Mensch sich die Mühe nähme, sie wieder zu suchen und zurückzuführen. Wird aber einmal eine Eselin verloren, so laufen gleich viele eifrigst dahinterher. Das mögen sich alle merken, welche nach Pfründen, Prälaturen und Auszeichnungen streben, ohne für dieselbe etwas leisten zu wollen.“ [739])

Mit Recht ermahnt Hugo die Pfaffen, sie sollten ihr Amt verrichten mit Predigen, Beten und Singen und im Übrigen zufrieden sein [740]). Bisweilen macht er dafür auch wohl einmal den ziemlich massiven Grund geltend: die Pfaffen sollen beten für das Heil der Christenheit, denn dafür werden sie bezahlt, indem sie den Zehnten erhalten [741]). Das ist freilich nicht so gemeint, als könne man das Gebet mit Geld aufwiegen, sondern nur: die Pfaffen sollen nicht geistliche Rechte in Anspruch nehmen, wenn sie nicht ihre geistlichen Pflichten erfüllen wollen.

Das ist allerdings nicht einmal immer denjenigen möglich, welche es gerne wollten — und hier folgt die schwerste Anklage, welche der Dichter gegen das System der römischen Kirche erheben konnte. Er berichtet [742]): „Ich sah und hörte einen guten Mann — Hugo kannte ihn also persönlich als einen zuverlässigen Zeugen — der sprach, er habe wohl 40 Jahre gepredigt und habe niemals die Wahrheit predigen dürfen, wie er gesollt und selber auch von Herzen gewollt hätte — denn der Geiz und die Habsucht Roms ließen es ihm nicht zu!“ Es ist freilich psychologisch schwer begreiflich, wie ein Mann 40 Jahre

lang mit innerem Widerstreben und bewußter Abneigung einer lügnerischen Kirche dienen konnte, aber die römische Spinne verstand es von jeher, die Maschen ihres Fangnetzes so fest und eng zu wirken, daß eine elementare Glaubens- und Sittenkraft dazu gehörte, um jene Fesseln wie ein Luther-Simson zu zerreißen.

Es mochte noch manche ehrliche Seele unter den Priestern geben, welche nur unter Seufzen und mit wundem Gewissen ihr Amt verrichteten, den meisten aber war die frivole Parole, welche von der höchsten Stelle ausging, eben recht [743]). Sie achteten weniger auf die Heiligkeit als die Nutzbarkeit ihres Predigtamtes [744]). Die Gottseligkeit war ihnen ein Gewerbe und die Kirche ein Krämerladen, in welchem sie die Seelen um Pfennige verschacherten. Warnend erinnert Hugo von Trimberg an die Tempelreinigung, welche Jesus einst in Jerusalem vollzog. Die Simonie sitzt mitten im Heiligtum und treibt einen schamlosen Wucherhandel. Könnte man eines Tages den Leuten beweisen, daß der Teufel tot sei und damit dem Volke die äußere Furcht vor dem Bösen benehmen, so würde das einträgliche Geschäft der Pfaffen plötzlich zu Ende sein. Vorläufig aber blühet noch ihr Weizen. Sie stecken alle unter einer Decke, und keiner zieht den anderen zur Rechenschaft, weil er sich selbst einer Untersuchung nicht aussetzen will [745]). Ihre Lebensregel heißt

Schone du mein, so schone ich dein,
Seit wir beide schuldich sein!

Darum sind die Chorpfaffen Thoraffen d. h. thörichte Affen, und die Chorherrn sind Thorherrn. Sie sollten barmherzig sein und mit ihrer Zunge die Herzenswunden des Volkes heilen, wie einst die Hunde dem armen Lazarus die Wunden leckten, aber sie sind reißende Hunde. Sie sollten barmherzige Samariter sein und die in Sünden sterbenden Seelen sorgsam pflegen mit Worten und Sakramenten, aber sie haben nur mit sich selbst Mitleid [746]).

Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels auch in der römischen Kirche. Der Papst selbst ist der Banquier der Hölle. Bonifazius VIII, zu dessen Lebzeiten Hugo von Trimberg sein Gedicht niederschrieb, wird namhaft gemacht. Der Dichter vergleicht ihn mit Skt. Peter,

dessen Nachfolger er sich nennt. Christus befahl dem Petrus nur, die Schafe zu weiden, nicht sie zu scheeren. Die ganze Pflege aber, auf welche die Pfaffen es absehen, ist das Scheeren, und wo die Pfaffen scheeren, fordert der Papst seinen Anteil als Tribut. Noch jüngst, so berichtet Hugo, sind 20000 Pfund auf Maultieren nach Rom gewandert.

Die „Liebe" des Papstes zu seinen Kindern erstreckt sich vor allem auf ihren Geldbeutel. Er erleichtert sie von Silber und Gold und giebt ihnen dafür Gnade, welche leichtfertig aufgenommen wird. Des Papstes „Heiligkeit" besteht darin, daß er sich niemals zu wenig bezahlen läßt und Silber von Blei wohl unterscheiden kann, d. h. soweit er es einnimmt; wenn er dagegen etwas ausgeben soll, so verabfolgt er statt Gold und Silber Blei, welches an einem seidenen Faden als Insiegel an seinen Briefen hängt [747]). Ohne Geld kommt man nicht durch die Welt, am allerwenigsten aber durch Rom. Wer dagegen Geld hat, kann in Rom alles aus dem Diesseits und Jenseits kaufen. Denn was vom altheidnischen Rom gesagt wurde, das gilt auch vom päpstlichen Rom: omnia venalia, alles ist käuflich:

Pfarre, Pfründe und Propstei,
Dekanat, Bistum und Abtei [748]).

Da das Geld der alleinige Maßstab war, nach welchem man kirchliche Ämter und Würden, deren Bürden man vergessen hatte, taxirte, so kamen die einflußreichsten Stellen in der Kirche an völlig unfähige und unwürdige Persönlichkeiten. Auch Hugo kennt die Geschichte von dem Prälaten, welcher seinem jugendlichen Neffen wohl eine einträgliche Pfarrei über tausende von Seelen, aber nicht einen Korb mit appetitlichen Birnen anvertraute [749]).

So sind die Bischöfe, welche Führer der Christen sein sollten, selber Judisten d. h. elende Schacherjuden [750]). Sie streben nach Bistümern, nicht um Gott in denselben zu dienen, sondern um ein gemächliches Leben zu führen. Ihre Auffassung vom Amt entspricht nicht den Voraussetzungen, welche Paulus in seinem Brief an die Philipper bei den dortigen Bischöfen macht. Die ersten Bischöfe sind fast sämtlich als Märtyrer gestorben, die jetzigen verstehen es, am Leben zu bleiben und dasselbe zu genießen. Den zu seiner Zeit

regierenden Bischof Gerhardt von Mainz nennt Hugo ohne alle Umschweife einen Fuchs [751].

Der schmutzige Pfennig regiert die Welt, besonders aber die römische.

Pfenningk ist ein heiligtum,
daz ze Rome hat hohen rum [752].

Seitdem die Kirche äußerlich einen hohen Flug unternahm, ist sie innerlich tief gesunken. Aber während der Geist der Kirche ausflatterte, um die Welt zu erobern, nistete sich der Teufel wie ein Storch auf dem Kirchendache ein und beherrscht seitdem alles, was unter der Kirchturmspitze vor sich geht. In seinem Dienste singt und predigt der Pfaffe: man solle des Leibes statt der Seele warten, und die Laien lassen sich das nicht zweimal sagen. Sie bleiben in ihren Häusern, nähren sich redlich und lassen die Kirche leer stehen. Dazu kommen die vielen Kriege, welche von Päpsten und geistlichen Herren nicht weniger als von Königen, Grafen und Fürsten teils aus Habgier teils als Sport geführt werden. Selbst um den Stuhl Petri, diese „Quelle des Völkerfriedens und der Welteinheit", haben sich zwei angeblich in gleicher Weise rechtmäßige Inhaber geschlagen [753].

In Rom herrschen der Geldbeutel und die Faust. Das stimmt mit dem Zeugnis alter Meister, nach welchen Roma nichts weiter als „honde nage" bedeutet [754]. Wahrlich, die römische Kirche hat schon manchen, welcher die Hand nach ihr ausstreckte oder wider sie erhob, in die Hand genagt und gebissen. Roms Gründer waren Räuber und Mörder. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das päpstliche Rom ist eine getreue Tochter ihrer heidnischen Mutter und verleugnet nicht die Raubnatur derselben. Alle Kanzler, Schreiber, Buller (Verfasser von Bannbullen) und alle anderen Gehilfen des Papstes sind nichts weiter als Betrüger, Lügner und Diebe, welche keinen Beutel sehen können, ohne ihn zu plündern, denn

Reines Leben, Adel, Kunst
Bleiben ohne des Papstes Gunst.

Wer nicht selbst ein durchtriebener Spitzbube ist, wird niemals in Rom sein Glück machen, denn neben dem „Stuhl des Glaubens" steht die Hochschule des Teufels [755].

Der Papst nennt sich einen Nachfolger Petri, aber er hat wenig Ähnlichkeit mit jenem. Denn als Petrus einst von einem Lahmen um ein Almosen gebeten wurde, sprach er:

silber, golt ist vremede mir,
daz ich dâ hân, daz gib ich dir.

Dementsprechend gab er dem Lahmen, indem er sagte: stant ûf und wis gesunt![756]) Wenn die „Nachfolger" Petri auch noch in dieser Weise gäben, so dürfte alle Christenheit froh sein. Aber während Petrus kein Geld hatte, hat der Papst desto mehr. Mit dem Reichwerden an Geld ging freilich eine Verarmung auf sittlichem und religiösem Gebiete Hand in Hand. Man sagt, daß man über die Thaten des Papstes nicht reden dürfe, aber solange man daran festhält, daß der römische Bischof ein Mensch ist, so kann er sich weder mit Kunst noch Gewalt oder List der Forderung entziehen, daß er sein Leben innerhalb der Schranken führe, welche für alle Menschen aufgerichtet sind. Als Mensch muß er auch menschliche Beurteilung über sich ergehen lassen. Von einer Sündlosigkeit oder Heiligkeit kann bei ihm infolgedessen nicht die Rede sein[757]).

Daz der bâbest niht gesünden müge,
swer des giht, daz ist ein lüge*).

Der Papst hat freilich viele Macht, aber keine über seine eigene Sünde. Darum besteht zwischen seinen äußeren Machtansprüchen und seiner persönlich-sittlichen Beschaffenheit ein auffallender Widerspruch, welcher geradezu den Hohn herausfordert: der römische Bischof will ein irdischer Gott sein, oder wenigstens überall als solcher anerkannt werden, aber zu Hause und in seiner eigenen Stadt gilt er nichts. Den Römern selbst ist er ein Gegenstand des Spottes[758]). Während er seine Hand nach der Herrschaft über fremde Länder ausstreckt, befindet sich seine eigene Hofhaltung in heilloser Verwirrung. Der „Kirchenstaat" befand sich beständig in der liederlichsten Verfassung.

Sankt Peter war ein Fischer. Der Papst ist es auch. Aber während Sankt Peter mit dem Netze des Evangeliums als Menschenfischer auszog, fängt der Papst mit seinem Netz bloß Silber, Gold

*) Daß der Papst nicht sündigen könne, — wer das sagt, lügt!

und Burgen. Sankt Peter war ein Hirte. Der Papst ist es auch. Beiden sind Schafe und Lämmer anvertraut. Aber während jener mit Treue und Liebe weidete, will dieser in seiner Habgier nur scheeren[759]). Der Papst macht aus seinem Amt ein Geschäft und beutet es brutal aus. Er hat auf allen Wegen, welche nach Rom führen, Fußangeln gelegt, damit ihm keins seiner Opfer entgehen kann. Seine ganze Politik besteht darin, beständig die Welt in Verwirrung zu bringen, um dann im Trüben fischen zu können[760]).

Freilich fehlt es bei den Dichtern auch nicht an einer milderen und versöhnlicheren Beurteilung. So glaubte Thomasin von Zirklaria als guter Sohn der römischen Kirche, daß der Papst von Gott als Haupt und Meister über die Christenheit eingesetzt sei. Er glaubt daher den „heiligen" Vater gegen die beständigen Anklagen in Schutz nehmen zu sollen. Aber er thut es auf dem Wege der dogmatischen Beweisführung, welche das zu Beweisende zur Voraussetzung macht, indem er sagt:

> Nun wisset ihr als Wahrheit,
> Der schändet sehr die Christenheit,
> Der aus bloßem Übermut
> Sagt, ihr Haupt sei nicht gut[761]).

Denjenigen, welche eine zu lange Zunge haben, giebt Thomasin den Rat, dieselbe zu verkürzen. Denn es sei dem Menschen besser keine Zunge zu haben, als eine solche, welche wider Gott und Gottes Ehre rede. Ob diese Ehrenrettung auf die Zeitgenossen des Dichters Eindruck machte, wissen wir nicht. Uns, die wir nicht bloß auf das Amt und seine göttliche Einsetzung, sondern auch auf die Würdigkeit und den Lebenswandel seines Inhabers zu sehen gewohnt sind, kann sie schwerlich überzeugen. Der „wälsche gast" ist hier wohl nicht ganz unparteiisch, wenn er allen Feinden des Papstes schlankweg Übermut vorwirft.

Des Weiteren hält Thomasin den Gegnern des römischen Bischofs vor, daß sie ihn gar nicht kennen, weil sie ihn nie gesehen haben, und daß deshalb ihre Feindschaft sich nur auf Lügenmärchen gründe, welche von Böswilligen über den heiligen Vater in Umlauf

gesetzt seien [762]). Dagegen macht der Dichter seine persönliche Überzeugung geltend, kraft deren er an der Rechtschaffenheit und wohlmeinenden Gesinnung des Papstes festhält. Niemand möge darum glauben, daß der Papst mit dem Teufel umgehe und demselben noch andere zuführen wolle, denn es sei ja vielmehr recht eigentlich seine Aufgabe, die Gläubigen aus der Hand des Teufels zu befreien. Wenn aber sein Wirken und Verhalten nicht immer so gut und vollkommen sei, wie man es wohl wünschen möchte, so dürfe man eben nicht vergessen, daß auch der Papst sich irren könne, denn

Er ist nicht Gott, er ist ein Mann.
Ich will euch daran nicht belügen:
Sein Sinn kann ihn wohl auch betrügen [763]).

Thomasin befindet sich hier in einem eigentümlichen Widerspruch. Derselbe macht freilich seiner friedlichen Gutmütigkeit, welche alles zum Besten zu kehren suchte, mehr Ehre als seiner Konsequenz im Denken. Von einer päpstlichen Unfehlbarkeit aber, deren Erfindung unseren Tagen aufbehalten blieb, wollte selbst Thomasin nichts wissen. Ihm kam es nur darauf an, das Mißtrauen, welches gegen den Papst im allgemeinen, besonders aber in Deutschland herrschte, zu entkräften. Wenn dies dem Dichter trotz seines in anderer Hinsicht großen Einflusses nicht recht gelingen wollte, so ist dies eben ein Beweis, daß er für eine verlorene Sache eiferte. Aber auch die freimütigsten Tadler, welche eine vollständige Verwahrlosung der Kirche und ihrer Geistlichkeit beklagten, fanden doch in dem einen Gedanken einen gewissen Trost: die göttliche Gnade kann niemals durch menschliche Sünde aufgehoben werden.

Der Priester Sünden schaden uns nicht.
Die Gnade allein von Gott geschicht [764]).

Dieser Gedanke ist evangelisch und findet sich daher auch in der Augsburgischen Konfession, Artikel VIII: „So sind die Sakramente gleichwohl kräftig, obschon die Priester, dadurch sie gereicht werden, nicht fromm seind, wie denn Christus selbst anzeigt, Matth. 23, 2: „auf dem Stuhle Moses sitzen die Pharisäer u. s. w."

Die Weltpriester, welche am politischen und sozialen Leben teilnehmen, sind innerlich verdorben. Aber auch die Mönche, welche

sich aus der „bösen Welt“ geflüchtet und hinter die schützenden Klostermauern zurückgezogen haben, sind keineswegs besser. Den eigentlichen Zweck der Klöster sieht Hugo von Trimberg darin, daß man sich selbst überwinde und Gott finde[765]). Deshalb empfiehlt er den Aufenthalt im Kloster. Wie nämlich einst David vor seinen Feinden in eine Höhle floh und also errettet wurde, so soll der Sünder in das Kloster flüchten, um seinen drei hauptsächlichsten Feinden: Fleisch, Welt und Teufel, zu entrinnen[766]). Dieser Vergleich hinkt freilich bedenklich. Denn David konnte wohl mit Erfolg vor seinen äußeren Feinden fliehen, aber der Mensch nimmt ja doch, wenn er in ein Kloster eintritt, sein eigenes Fleisch und damit Welt und Teufel mit sich. Daher sagte schon Meister Horaz trefflich: Patriae quis exsul se quoque fagit? d. h. niemand kann aus seiner Haut fahren.

Immerhin ist es anzuerkennen, daß Hugo von den Klosterleuten eine ernstere Auffassung ihres Standes verlangt. Er fordert, daß man es mit den Gelübden der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams genau nehme und dieselben nicht durch Mutwillen, Unkeuschheit und Habgier verhöhne[767]). Aber die Wirklichkeit bleibt hinter der Idee weit zurück, ja, sie steht mit derselben in Widerspruch: die Mönche sind voll Neid und Hoffart. Schon der Eintritt in das Kloster erfolgt bei vielen aus unlauteren Beweggründen und nicht aus innerem Drang des Herzens. Manche treibt nur das Verlangen nach einem bequemen Leben hinein. Wer aus eigenen Mitteln sorgenfrei leben kann, hat keine Neigung, seinen Lebensunterhalt durch Almosen zu erbetteln[768]). Die betrügerischen Mönche beschneiden beim Eintritt bloß ihr Haar aber nicht den Mut und sind von Demut weit entfernt. Sie sind heilige Schufte.

O Dieb! o Kappadozier!*)
O Lügner! o Betrüger!
Wie trügest du die Christenheit,
Wenn du trägst das Kleid,
Dem niemals ist dein Leben gleich[769])!

*) Vielleicht standen die Kappadozier in einem ähnlichen Rufe wie die Kreter des Altertums, von denen man sagte: „Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche.“ Brief Sankt Pauli an den Titus Kap. 1, 12.

Die Orden sind in der besten Absicht von frommen Christen gestiftet. Sankt Benedikt, Bernhard, Franziskus und Augustin [770]) haben es ehrlich gemeint, aber ihr Gottesgarten ist voll von Disteln und Unkraut. Der edle Wein, den sie kelterten, ist mit Wasser arg verschnitten und wertlos geworden. Die idealen Triebfedern der Stifter sind durch die niedere Sinnlichkeit der Epigonen verdrängt [771]). Seitdem sind die Klöster Treibhäuser der Sünde. Der Mörder des Kaisers Heinrich trug ein geistliches Gewand [772]). Die Mönchs- und Nonnenklöster sind aus Brenn- und Sammelpunkten des religiösen und kirchlichen Lebens zu Wucherbörsen, Weltemporien und Spielhöllen geworden. Die Mönche, welche angeblich auf die Güter der Welt und ihren Besitz verzichteten, sind die erfahrensten Geschäftsleute und treiben einen schwunghaften Handel. Die trachten nur nach großen Gütern, nicht nach dem Heil der Seele [773]).

Nach alledem ist die Behauptung Hugos wohl verständlich: Die „Kappe" schützt vor dem Teufel nicht; denn der Teufel sitzt unter der Kappe wie eine Laus [774]).

Ein reicher Mann hatte 60 Jahre ohne Gott in der Welt gelebt. Als er auf dem Sterbebett lag, ließ er einen Priester holen und sprach zu ihm: „Sollte ich von Anfang an beichten, Herr, so würde das zu zeitraubend sein. Darum will ich flugs geistlich werden. Thut mir eine Kappe an, so bin ich heilig!" Die Kappe ward ihm angelegt. Da kam der Teufel herzu und sah seinen Freund in der Kappe sitzen. Lachend griff er ihm an das Ordenszeichen und rief: „So ist es recht, denn im Klostergewande erkenne ich dich noch besser! Grade von den Kappenleuten habe ich bisher noch wenig verloren, da sie weder Reue noch Andacht haben."

Ich finde meine Knappen
Gar leicht in dieser Gaukelkappen!

Der Gang aus der Welt in das Kloster führte also aus dem Regen unter die Traufe. Ein Sünder kann sieben Kappen anlegen, er wird dadurch noch nicht ein Heiliger; denn ein Judas und ein Kaiphas würden auch mit hundert Kappen angethan in die Hölle fahren [775]).

2. Die kirchliche Lage und das kirchliche Leben.

Seit Jahrhunderten hatte die römische Kirche um die Weltherrschaft gerungen und das christliche Abendland erobert. Aber jeder politische Sieg bedeutete für sie eine religiöse Niederlage. Die ebenso fabelhafte wie beliebte Lehre von den zwei Schwertern, welche man aus Lukas 22, 36 f. ableitete, wurde auch in diesem Sinne von Freidank beurteilt:

Zwei Schwerter in einer Scheide
Verderben gar leicht beide [776]).

Der Papst beweist mit dieser von ihm selbst erfundenen Lehre nur, daß er der Endekrist sei, von welchem es heißt, daß er ein Meister in allen Sünden ist und zugleich got unde Keiser sein will [777]). Den Grund zu dieser unseligen Verirrung hat gemäß einer während des ganzen Mittelalters allgemein geglaubten Sage schon Kaiser Konstantin der Große gelegt, indem er dem römischen Stuhl eine ungeheure Schenkung an Land, nämlich das ganze weströmische Reich, gemacht haben sollte *).

Herr Konstantin, der gab so viel,
Wie ich es euch bescheiden will,
Dem Stuhl zu Rom: Speer, Kreuz und Kron'.
Sogleich der Engel laut aufschrie:
O weh! o weh! zum Dritten: weh!
Zuvor stand Christenheit mit Züchten schöne;
Darauf ist nun ein Gift gefallen,
Ihr Honig ist worden zu einer Gallen,
Das bringt hernach der Welt viel Leid.
Alle Fürsten leben jetzt mit Ehren,
Außer dem Kaiser, der ist geschwächt:
Das hat der Pfaffen Wahl gemacht.
Das sei dir, süßer Gott, geklagt.
Die Pfaffen woll'n der Laien Recht verderben,
Der Engel hat uns wahr gesagt [778]).

---

*) Man kann schon an diesem Beispiel ersehen, wie sehr es dem Mittelalter an geschichtlichem Urteil fehlte. Konstantin hat nicht durch seine Schenkungen sondern durch seine Eroberungen den Beinamen „der Große" erworben. Erst der Humanist Laurentius Valla benahm der Sage durch seine Schrift de falso credita et ementita Constantini donatione im Jahre 1440 ihre Glaubwürdigkeit. Diese Schrift wurde besonders durch Ulrich von Hutten weit verbreitet.

So erkannten die Dichter die kirchliche Lage mit Klarheit und zeichneten sie mit Offenheit: Die römische Kirche ist die geborene Feindin des Staates. Sie spricht mit Ludwig XIV: l'état c'est moi![779])

Unter diesen Umständen ist das Verlangen nach kirchlicher Reform und Besserung selbstverständlich. Der Durst ist vorhanden und wird immer quälender, aber es ist niemand da, welcher zu trinken giebt, weil die Quelle verschüttet ist. Es beginnt ein Suchen nach dem lûterbrunnen, weil man des trüben Wassers überdrüssig ist[780]). Der Marner übertrug die alte Sage von der Salvatio Romae auf die Verhältnisse der Gegenwart[781]). Indem der Dichter das päpstliche mit dem altheidnischen Rom vergleicht, zeigt er ein feines Verständnis für die religiöse Entwicklung der ewigen Stadt. Es kommt dem Papst lediglich auf politische Erfolge an. Er läßt dem deutschen Reich nur die Kleie und eignet sich selbst den Kern des Gewinnes zu. Darum sagt Freidank: alle Schätze fließen nach Rom und bleiben dort, denn diese Stadt ist ein unseliges Loch, das niemals ausgefüllt wird[782]). Mit dem Golde zugleich kommen auch alle Sünden nach Rom. Denn beides wird den Leuten gleichzeitig daselbst abgenommen. Wo der Papst mit beidem bleibt, weiß allein Gott.

Vermutlich ist Freidank selbst in Rom gewesen und berichtet aus eigener Anschauung, wenn er bemerkt, daß die römische Gerichtsbarkeit sowohl bei Pfaffen als bei Laien nur ein Gegenstand des Spottes sei. Das altheidnische Rom verstand sich sogar noch besser auf Gerechtigkeit und Gericht als das neue unter seinem „christlichen" Bischof.

> Wer Römersitten recht gesehn,
> Der kann im Glauben irre gehn[783]).

Freidank hat dasselbe erfahren, was nach ihm Luther erkannte: Rom sei ein stinkender Pfuhl, voll der allerböseſten Buben in der ganzen Welt. Daher dieser Vers:

> Wer christlich leben will und rein,
> Der zieh' aus Rom und bleib' daheim;
> Hie mag man thun, was man will,
> Allein, fromm sein gilt nicht viel[784]).

Der Bann ist daselbst wohlfeil zu kaufen. Meineide werden für Pfennige geschworen. Rom ist eine Sammelstätte von Raubgesellen, welche vom Papst Ablaß begehren und erhalten. Aber der Papst kann keine Sünde vergeben, ohne daß die Reue vorausgeht. Ja, niemand kann Sünde vergeben, außer allein Gott[785]). Der Esel kann nicht den Ochsen, und ein Gauner kann nicht seinen Komplizen absolviren. In Rom aber absolviren die Groschenstücke und Rechenpfennige.

Könnte der Papst Sünde ohne Reue vergeben, so hätte er wahrlich einen schönen Beruf, aber man müßte ihn zu Tode steinigen, wenn er von dieser Vollmacht nicht Gebrauch machte, ohne sich bezahlen zu lassen. Rom ist die Residenz aller Ungerechtigkeit und Rechtsbeugung. Erst, wenn alles Krumme in der Welt gerade gemacht wäre, würde man vielleicht auch in Rom Recht finden. Zur Zeit aber ist Rom noch eine Hochschule des Lügens und Trügens. Es wohnen viele „Heilige" daselbst; aber, wer gute Vorbilder sucht, findet sie dort nicht.

Auch die Einrichtungen und Veranstaltungen dieser Kirche dienen nicht zur Besserung, sondern nur dazu, um die Sünde zu mehren. Die Bitt- und Wallfahrten beruhen zwar auf gewissen religiösen Gedanken, aber der thatsächliche Erfolg derselben ist oft der, daß mancher am Schlusse der Wallfahrt mehr Sünden auf sein Gewissen geladen hat, als er beim Antritt derselben hatte[786]).

Das Ansehn der Geistlichkeit ist außerordentlich gesunken. Man hat sich an ihre Flüche und Verwünschungen im allgemeinen gewöhnt. Viele lachen darüber, denn niemand ist deswegen eher gestorben. Diejenigen, welche anderen das Leben in der Welt versauern wollen, führen selbst hinter den Klostermauern ein äußerst behagliches Leben. Nur die „dummen" Mönche streben wieder hinaus. Die draußen Stehenden aber streben hinein, um niemals mehr — Wasser sondern bloß noch Wein zu trinken[787]).

Die Kirche gleicht dem Rebhuhn, welchem die Eier von anderen Vögeln gestohlen werden. Und zwar ist der Teufel hier der Dieb. Er brütet aus den gestohlenen Eiern manches Untier aus. Nur wenige kehren aus seinen Klauen wieder in das mütterliche Nest der Christenheit zurück[788]).

Der alte Winsbeke glaubt noch an die Realität des Bannes, welcher den Menschen unwiederbringlich in die Hölle verdamme und ihm solche Beklemmungen verursache, wie sie selbst einem Judas unbekannt sind. Aber bei den meisten anderen Dichtern waltet eine freiere Beurteilung des Bannes und seiner Wirksamkeit vor. Denn manche Päpste lebten allzu menschlich, um nicht zu sagen: tierisch, als daß man aus ihren Fluchworten noch Gottes strafende Richterstimme hätte heraushören können.

Wenn z. B. der Papst einen König, welchem er vor kurzem erst seinen apostolischen Segen erteilt hatte, wegen irgend einer politischen Differenz kurz darauf verfluchte, so war dies ein Widerspruch, welcher dem schlichten Laienverstand unlösbar sein mußte[790]). Gott giebt freilich zum König, wen er will. Er hat den Saul, welchen er einst selbst zum König über Israel berufen hatte, hernach wegen seines Ungehorsams abgesetzt. Die Pfaffen jedoch sind Menschen und sind als solche von ihrem Thun Rechenschaft schuldig. Aber sie handeln treulos. Eins von beiden muß gelogen sein: der Segen oder der Fluch. „Zwei Zungen stehen uneben in einem Munde."

Im letzten Grunde wollte der Papst auch mit seinen Bannflüchen nichts anderes, als Geld erpressen[791]). Dem willkürlichen Mißbrauch, welchen er mit seinem angeblichen Bann- und Fluchrecht trieb, trat Freidank kühn mit der Behauptung entgegen, daß die Gültigkeit des Bannes niemals weiter reiche als die Schuld des davon Betroffenen, sodaß ein Unschuldiger vom Banne überhaupt nicht getroffen werden könne. Der Gehorsam sei nur insoweit geboten und gut, als der Wille des Gebietenden recht und billig ist. Wenn aber der Meister den Rechtsboden verläßt, so soll man den Meister verlassen und dem Rechte folgen. Dieser Protest gegen die subjektive Willkür des Papstes gründete sich in verständiger Weise auf die objektiven Grundlagen des christlichen Gewissens. Hätten alle diesem Urteile nicht bloß gedankenmäßig, sondern auch thatsächlich beigestimmt, so wäre die despotische Macht des römischen Bischofs über die Seelen der Christen schon eher gebrochen worden.

Die notwendigen Folgen der religiösen Verwirrungen waren moralische Verirrungen. Den Äußerungen des kirchlichen Lebens

fehlte bisweilen jeder christliche Charakter. Der Stricker gewährt einmal einen interessanten Einblick in das kirchliche Volksleben, wenn er Folgendes erzählt [792]: Ein reicher Bauer veranstaltet in der Martinsnacht zu Ehren des Heiligen seinen Knechten ein großes Trinkgelage. Alle zechen, daß ihnen die Zunge hinkt. Schlaue Diebe benutzen diese günstige Gelegenheit, schleichen sich in den Kuhstall und wollen alle Kühe ausspannen. Das Brüllen derselben veranlaßt den Hausherrn, mit einem Lichte in den Stall zu kommen. Der Dieb, welcher die Flucht nicht mehr ergreifen kann, greift zur List. Er wirft schnell alle Kleider von sich und schlägt mit der Hand beständig Kreuze über den Kühen und dem Wirte selbst, indem er sich für den heiligen Martin ausgiebt, welcher den Bauern und sein Vieh segnen wolle, weil er ihm zu Ehren so reichlich trinke. Der diebische „Sft. Martin“ fordert hierauf den Wirt auf, sein Licht auszulöschen und im oberen Gemach zu des Heiligen Ehre tapfer weiter zu trinken. Darüber wird der Bauer froh, und von Stund an fließt der Wein erst recht eigentlich in Strömen. Selbst den Hühnern will er einschenken, wenn sie nur Durst auf Wein hätten. Er fordert wiederholt seine Knechte auf, ihre Kehlen durch fleißiges Trinken in Sft. Martins Dienst zu stellen, und er selbst thut folgendes Gelübde:

Was ich nur immer trinken kann,
Trink ich zu Ehren diesem heil'gen Mann,
Denn das ist meine Schuld.
Wie könnt' ich seine Huld
Jemals leichter mir erwerben?

Er geht nämlich dabei von der Voraussetzung aus:

Wer so die Heiligen ehret,
Der ist recht wohl bekehret.

Seine Frau muß endlich einen möglichst alten Käse bringen, um den Durst und das Trinkvermögen wieder anzuregen. So wird zu des Heiligen Ehre weitergetrunken. Der Wirt meint indessen, das bisherige Trinken sei noch gar nichts, man müsse noch ein ganz anderes Trinken sehen, dessen sich der heilige Martin nicht zu schämen brauche. Darum lallt er noch folgenden Trinkspruch:

Erhebt den Becher, lieben Leute,
Und schenket ein vom Kalten,
Sankt Martin möge es walten,
Daß wir heute trinken so,
Daß seiner wird die Seele froh!

Während man so im oberen Gemache zu Ehren des himmlischen Heiligen sinnlos trinkt, treibt unten der Dieb munter die Ochsen aus dem Stall. Am nächsten Morgen reibt sich der Bauer die Augen, als er in den leeren Stallraum tritt, denn von seinem Viehstand ist keine Spur mehr zu sehen. Seine Frau weiß ihm zum Trost nur zu sagen, er sei ein Rind, daß er Sankt Martin zu sehen geglaubt habe.

In diesem Gedichte ist nicht das, worauf es uns hier ankommt, zur Pointe erhoben. Desto mehr ist die Wahrheit des soeben Geschilderten über allen Zweifel erhaben. Wir bilden daraus dieses Urteil: der Heiligendienst steigerte die Sünde ins Maßlose und benahm den Menschen alles sittliche und religiöse Urteil.

Mit dem allgemeinen kirchlichen Leben mußte auch das gottesdienstliche Leben zerfallen. Hugo von Trimberg klagt darüber, daß manches Mädchen auf dem Tanzboden mehr Anstand zeige als in der Kirche, denn während sie beten sollte, schwatzt sie mit den Gespielen und stört den Pfaffen, welcher die Messe singt. Manche schreiten auch zum Altar stolz wie ein Widder, während sie beim Tanz schüchtern wie ein dummes Gänschen die Augen niederschlagen[793]). Die kirchlichen Gottesdienste sind zwar äußerlich schön und feierlich. Die herrlichen Orgeltöne sind ein Präludium zur Engelsmusik in Gottes ewigem Himmelsdom[794]). Aber die Beteiligung seitens der Gemeinde läßt viel zu wünschen übrig[795]). An vielen Orten ist die unziemliche Gewohnheit entstanden, daß die Leute, welche zur Messe gekommen sind, nach der Verlesung des Evangeliums schon wieder fortgehen, und zwar zum „luder“ d. h. zu einer Lustbarkeit oder anderswohin. Wenn freilich auch nach der römischen Kirchenlehre die Messe ohne die Anwesenheit der Gemeinde vollgiltig ist, so beklagt doch Hugo von Trimberg diese Unsitte aufs Tiefste, denn die Gebete der Gemeinde sollten sich mit denen des Priesters vereinigen und Gottes Erbarmen herabflehen.

Zum Teil waren allerdings die Anforderungen, welche man an das gottesdienstliche Leben stellte, übertrieben hoch. Die Übersättigung mußte daher zur Erschlaffung führen. Man trieb vielfach einen seelengefährlichen Mißbrauch mit dem Kirchengehen. Man ging nur äußerlich zur Kirche und ließ sein Herz zu Hause oder schickte es auf den Markt. Darum mahnt Thomasin zur Abkürzung der gottesdienstlichen Pflichten:

Kurz gebet der himel port [797]).

Ein kurzes Herzensgebet ist besser als ein lang anhaltendes Plappern ohne Gedanken. Hier zeigt es sich einmal deutlich, daß Thomasin nicht sein Christentum nach der Kirche regulirt, sondern die Kirche nach seinem Christentum. Denn es war schon in jenen Zeiten ein Fehler der römischen Kirche, daß ihr die Anbetung im Geist und in der Wahrheit abhanden gekommen war, und daß sie deshalb lange Gebete verwendete, deren Länge zum Inhalt in keinem Verhältnis stand.

Allgemein bekannt ist heutzutage das Sprüchwort: „Kirchengehen säumet nicht", mit welchem man gegenüber dem rastlosen Arbeitseifer das Recht und die Pflicht der zeitweiligen religiösen Erbauung aufrecht erhalten will. In den Tagen Thomasins war dieses Sprüchwort nicht bekannt, und wir möchten aus inneren Gründen vermuten, daß dasselbe erst evangelischen Ursprungs ist. Thomasin mußte nicht zum Kirchengehen sondern zum häuslichen Fleiß ermahnen [798]). Es fehlte der römischen Kirche seit alters an der rechten Wertung von Arbeit und Beruf. Sie zeitigte deshalb überall einen frommen Müßiggang. Demgegenüber betonte der Dichter, daß man durch die Vernachlässigung der Arbeit auch das Gebet unwirksam mache. Denn es ist nicht jedermanns Sache, es den Heiligen gleich zu thun. Jene waren Virtuosen des Gebets und beteten ohne Unterlaß im wörtlichen Sinne:

Wir aber haben leider nicht die Kraft,
Daß wir uns könnten des annehmen,
Was von den Heil'gen wir vernehmen,
Die das hatten verdient von Gott,
Daß sie waren nach seinem Gebot
Bei dem Gebet die ganze Nacht.

Und hätten wir die Macht,
So sollten wir doch mäßiglich
Zur Kirche gehn, demütiglich
Und mit Furcht, das dünkt mich gut.

Die rechte Auswirkung der Frömmigkeit muß mit Maßen geschehen. Denn die äußere Maßlosigkeit in dieser Beziehung ist selten echt und meistens mit pharisäischem Hochmut verbunden. Zur Arbeit und treuen Berufserfüllung aber gehört Demut, welche in Verbindung mit der Furcht den wahren Gottesdienst ausmacht.

Der Inhalt des Gebets muß kurz und bestimmt sein, etwa dieser, daß Gott die Christenheit auf dem rechten Wege leite und daß er die in Sünden Toten ins Leben zurückführe, damit allerorten sein heiliger Wille geschehe[799]). Wer ein solches Gebet verrichtet hat, soll flugs an die Arbeit gehen. Der, welcher immer beten wollte und niemals arbeiten, der würde auch niemals recht beten. Der faule Beter darf auf Erhörung ebensowenig rechnen wie derjenige, dessen Thaten mit seinem Beten in moralischem Widerspruch stehen, denn der Müßiggänger ist auch ein Übelthäter[800]).

Ähnlich wie mit dem Beten und Kirchengehen wurde es auch mit dem Fasten gehalten. Dasselbe wurde in der römischen Kirche von manchem heiligen Hungerkünstler als besonders Gotte wohlgefällige Leistung gewerbsmäßig betrieben. Thomasin behauptet auch diesen Verirrungen gegenüber sein religiös gesundes Urteil. Er will keineswegs das Fasten überhaupt aufgehoben wissen, sondern erkannte darin wie auch später Luther eine feine äußerliche Zucht. Aber er mußte vor einem unverständigen Übermaß warnen, denn Gott verlangt nicht, daß wir unsern Leib zu seiner Ehre von Kräften bringen.

Wer Gott in Wahrheit dienen will,
Der soll nicht fasten also viel,
Daß er komme von dem Leib,
Es sei Mann oder Weib[801]).

Das Fasten hat nur den Zweck, der Üppigkeit des Fleisches zu wehren, nicht aber den Leib selbst zu brechen und dadurch für die Ausübung der täglichen Arbeit untauglich zu machen. Wir

sollen den Leib nur insoweit bezwingen, daß die Kräfte der Seele sich ungehindert bethätigen können. Wer es dahin gebracht hat, soll sich nicht länger martern. Man soll nicht den Leib, sondern die Lust im Leibe töten, damit die Seele genesen möge.

---

3. Die kirchlichen Bewegungen.

Im Inneren: Die Sekten.

Das religiöse Leben, welches in der Kirche gehemmt wurde, mußte seine Befriedigung außerhalb derselben suchen. So entstanden zahlreiche weitverbreitete Sekten und Parteien. Dieselben waren freilich, soweit sie bloß aus dem Protest gegen die Fehler und Gebrechen der Großkirche entstanden, selbst nicht frei von Mängeln und Einseitigkeit. Aber ein religiös wertvoller Zug war an ihnen allen der lebendige Eifer, mit welchem sie um die Erreichung des einmal ins Auge gefaßten Zieles trotz aller Hindernisse und Verfolgungen bemüht waren.

Die Ausdehnung dieser kirchenfeindlichen Bewegungen entzieht sich einer genauen Berechnung, weil Verfolgte selten ein sorgfältiges Aktenmaterial hinterlassen. Daß aber die Sekten nicht in engen Grenzen blieben, sondern fast überall Vertreter hatten, zeigt sich sowohl aus den gewaltigen Anstrengungen, welche die Kirche zu ihrer Ausrottung machen mußte, als auch aus den wiederholten Klagen unserer kirchlich gesinnten Dichter. Südfrankreich[802]) und Österreich[803]) waren die hauptsächlichsten Domänen der Ketzer. Thomasin erklärt sich den Umfang ihrer Ausbreitung vor allem aus der dem natürlichen Menschen angeborenen Neigung, stets das Verkehrte zu glauben und das Böse zu thun[804]).

Auf diese Neigung spekuliren nach seiner Meinung die Ketzer, indem sie nicht fordern, was gut und fromm ist, sondern das, was jedermann gerne thut. So sagen sie z. B. zum Wucherer: „Kümmere dich nicht um die Rede der Pfaffen. Hast du einmal gesündigt,

so magst du auch zehnmal sündigen. Zehn Sünden werden ebenso leicht gebüßt wie eine." Dies beurteilt Thomasin mit Recht als eine Narrheit, denn jede Sünde wird wie eine Krankheit schwerer und gefährlicher.

Den Begriff „Ketzer" erklärt Thomasin mit folgenden Worten:

Ihr sollt wissen sicherlich,
Daß der lebet ketzerlich,
Der beschützt mit Widerstreit
Seine Bosheit allezeit,
Und den alles das dünkt gut,
Was er am allerliebsten thut[805]).

Diese Definition von „Ketzer" könnte füglich auch jeder evangelische Christ unterschreiben. Denn, wenn die tägliche Buße und Sinnesänderung das Haupterfordernis des christlichen Lebens ist, so kann das Verharren in der Richtung des natürlichen Willens nur als ein Abfall vom wahren Christentum bezeichnet werden. Das praktische Verhalten der römischen Kirche gegen die Ketzer ist freilich damit noch nicht gerechtfertigt.

Thomasin bemerkt, daß er selbst unzählige Ketzer gesehen und mit ihnen gesprochen, daß er aber keinen einzigen unter ihnen gefunden habe, welcher ihm „nach rehte kunde antwürten ode sprechen", d. h. welcher ihm auf seine Fragen recht antworten konnte. Es hat freilich nach andren Quellen den Anschein, als ob die Ketzer ziemlich redegewandt und schlagfertig gewesen seien, was sich unschwer aus ihrem fleißigen Lesen und Forschen in der Bibel erklärt. Wenn also der Dichter immer die rechte Antwort vermißte, so bedeutet dies vielleicht nur, daß die Darlegungen der Ketzer von der offiziellen Kirchenlehre mehr oder weniger abwichen. Infolgedessen hält er auch alles Disputieren mit den Gegnern der Kirche für eine unnütze Kraftverschwendung. Eine Pfaffe soll sich nicht dadurch „schwächen" lassen, daß er mit ihnen streitet, denn sie sind ohne Lehre und Sinn, d. h. ohne Organ zur Aufnahme für die rechte Lehre. Grade in diesen Worten liegt es, daß die Ketzer doch recht gefährliche Feinde im Disputieren sind. Wer sich mit ihnen einläßt, verliert leicht dabei an Kraft.

Den Inhalt des Ketzerglaubens giebt der Stricker[806] auf folgende Weise an:

Sie glauben an den Großen,
Der vom Himmel ward gestoßen,
Der da brennet in der Hölle,
Beide er und sein Geselle,
Den er da im Himmel ließ,
Die beiden sind gewesen stets.

Nach dieser Schilderung würde der Ketzerglaube in der Art des manichäischen Dualismus gewesen sein: von Anfang an sind zwei Wesen, ein guter und ein böser Gott. Die Entwicklung der Welt beruht auf dem Kampf beider Mächte mit einander, und das Weltende bringt den Sieg der guten Elemente über die bösen. Man braucht freilich hiernach nicht anzunehmen, daß alle damaligen Sekten dualistisch gerichtet gewesen wären; denn der Stricker urteilt jedenfalls nur nach den ihm bekannt gewordenen Ketzerparteien.

Um ihres Glaubens willen nennt der Stricker die Ketzer Thoren. Es wäre ihnen besser, daß sie weder Augen zum Sehen noch Ohren zum Hören hätten. Nun aber haben sie keine Entschuldigung, denn sie können alle mit ihren gesunden Sinnen Gottes heilige Gebote, aus deren Erkenntnis die wahre Buße erwächst, auffassen und verstehen. Während aber der „reine weise Gott reine Dinge gebietet“, fordert der Gott der Ketzer auf zu Mannsschlacht und Mord, zu Meineid, Rauben, Hehlen und Stehlen ohne Reue, zu immer neuer Unkeuschheit und Untreue. Wer seine Gebote halten will, muß möglichst viel unreine und üble Dinge ausführen. Das Schlimmste, was Mann und Weib thun oder auch nur denken können, ist dem Höllengott eben recht und lieb. Der Teufel selbst gilt den Ketzern als Schöpfer. Sie leugnen die Auferstehung der Toten, weil das Fleisch nur Erde sei. Schon in der zwanzigsten Woche nach der Empfängnis fährt der Teufel in die Kinder und nimmt von ihrer Seele und ihrem Geist Besitz. Dadurch erst kommt der menschliche Geist zum Leben; sobald der Teufel sich zurückzieht, ist der Geist wieder leblos, und es bleibt nur das tote Fleisch zurück. Darum sagen die Ketzer: jede Seele sei ein Teufel.

Der Dichter gesteht den Ketzern zu, daß sie selbst, weil sie es nun einmal sein wollen, des Teufels Kinder sind, aber für sich und seine Glaubensgenossen weist er diese Annahme ernstlich zurück, indem er an den biblischen Schöpfungsbericht erinnert, nach welchem Gott dem Adam seinen lebendigen Odem einblies. Hierdurch hat Gott alle irdischen Geister geschaffen, und ihres göttlichen Ursprunges wegen müssen diese Geister ewig leben. Der Glaube an die Schöpfung der Menschen durch Gott ist eine Grundlage für den Glauben an die Auferstehung.

Auch aus sittlichen Gründen muß man ein jenseitiges Leben annehmen. Denn, wie gut es auch immer dem Frommen in dieser Welt ergehen möge, so wäre alles irdische Glück doch nur ein geringer Lohn für die „Arbeit", welche er mit gutem Willen verrichtet, gäbe es nicht noch eine Auferstehung nach dem Tode. Denn Gott vergißt keine Gutthat und will sie mit hundertfachem Lohne vergelten. Das ist aber nur am jüngsten Tage möglich. Wenn die Ketzer den großen Ewigkeitslohn verkleinern und zerpflücken, offenbar weil sie sich selbst nicht für würdig desselben halten, so sollen ihnen die Christen darin nicht folgen, denn es handelt sich dabei um den Glauben, für welchen Christus selbst Marter und viel Schmach erduldet hat. Unser Glaube und unsere Taufe ist von ihm teuer erworben. So lange diese Welt steht, kann es keinen neuen Glauben geben, als „den uns hat gemachet Christ". Der Unglaube zerfällt in viele Abarten und Richtungen, der Glaube ist nur einer. Wer diesen rechten Glauben besitzt, hat Trost und Hoffnung, auch wenn er Sünde gethan. Denn, wer wider Gott, den Vater und Schöpfer, und den heiligen Christ, seinen Sohn, sündigt, hat damit noch nicht wider den heiligen Geist gesündigt; darum vermag dieser ihm noch wieder zurecht zu helfen[807]. Wer aber vom Glauben abfällt, hat an allen drei gesündigt und findet keinen mehr, der ihm beisteht.

Öfters werden die Ketzer mit den Juden und Heiden zusammengestellt. Aber jene werden ungünstiger beurteilt als diese. Denn die Lüge nimmt an Bosheit zu, je näher sie der Wahrheit kommt. Die Ketzer sind ohne Ausnahme Unchristen, und die Ketzerei ist eine

sittliche Unthat, welche man nur mit Rauben, Brennen, Morden und Stehlen in einem Atem nennen kann[808]). Juden, Ketzer und Heiden sind von dem Reiche Gottes ausgeschlossen. Gott ist nicht ihr Vater, denn ihre Mutter ist der Unglaube. Die Heiden schossen Gott durch die Hand: denn alle Boten, welche zu ihnen gesandt wurden, fingen sie ein, verstümmelten sie, schleiften sie und hingen sie auf. Die Juden schossen Gott in den Mund: denn als er ihnen seine heilsame Lehre kund that, sprachen die Alten zu den Jungen: „Wohlan, laßt uns ihn auf die Zunge schlagen und seiner Rede nicht achten!“ Darum speieten sie ihn ins Angesicht und hielten ihm Essig vor den Mund. Die Ketzer aber schießen Gott in das Herz: denn sie wollen der Christenheit den rechten Glauben zerstören. Ihr Vorhandensein beruht aber auf göttlicher Zulassung, und sie müssen dem kirchlichen Leben und Lehren als Purgiermittel dienen[809]).

Weil man sie mit Worten nicht überwinden kann, muß man die Staatsgewalt gegen sie zu Hilfe rufen. Es ist bezeichnend für die römische Kirche, daß sie ihre meisten Siege mit Feuer und Schwert errungen hat, während die religiöse Wahrheit nur das Schwert des Geistes führt. Aber selbst unserm sonst so tiefsinnigen und feinfühligen Dichter fehlt die Empfindung dafür, daß ein äußerlicher Polizeisieg noch nicht einen Triumph des Geistes bedeutet[810]). Den Einwurf, daß man in Sachen des Glaubens niemand zwingen dürfe oder könne, kennt Thomasin sehr wohl, desgleichen den Hinweis auf die Juden, welche ebenso wenig wie die Ketzer den Kirchenglauben annehmen wollen und doch ungestört leben. Sollte nicht den Ketzern billig sein, was den Juden recht ist? Darauf antwortet der Dichter folgendermaßen: Wenn ich ein Kind habe, welches mir ungehorsam ist, so schlage und bestrafe ich es doch wohl mit Recht. Wenn du aber ein Kind hast, welches dir ungehorsam ist, so nehme ich mich desselben nicht an, sondern muß es dir selber überlassen, dein Kind nach Gebühr zu schlagen und zu strafen. So handelt auch die Kirche. Sie braucht nur ihre eigenen Kinder zu zwingen. Die fremden Kinder überläßt sie ihrem Vater. Mit den Juden hat sie nichts zu schaffen. Ihnen gegenüber hat sie keine

pädagogischen Aufgaben. Die Ketzer aber bleiben immer ein Gegenstand ihrer Erziehungsweisheit. Wenn sie auch selbst ihre Kindschaft verleugnen, so bleibt doch auch der verlorene Sohn noch ein Kind seiner Eltern. Denn jeder Mensch, welcher die kirchliche Taufe empfangen hat, bleibt für alle Zeit ein Eigentum der Kirche. Will er sich von seiner Mutter, der Kirche, trennen, so muß diese ihn zum Verharren in der Kindschaft zwingen. Und, wo die geistliche Gerichtsbarkeit nicht ausreicht, muß der Arm der weltlichen Obrigkeit nachhelfen.

An dem Treiben eines Leopold VII von Österreich (1198 bis 1230), welcher im Dienste Innocenz III einer der rücksichtslosesten Vorkämpfer gegen die Ketzer war, hatte Thomasin leider eine Art Wohlgefallen wie Saulus einst an der Steinigung des Stephanus. Er berichtet mit einer gewissen Befriedigung, daß dieser Inquisitor die Ketzer lebendig siede und brate, damit der Teufel sie nicht roh zu verzehren brauche[811]).

Im Äußeren: Die Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge waren leuchtende Raketen am düstern Himmel der mittelalterlichen Kirche. Die religiöse Begeisterung flammte gewaltig auf und durchzuckte alle Völker, aber sie war auch ebenso schnell jedesmal wieder zu Ende und erlosch wie ein Strohfeuer, ohne eine nachhaltige Wärme zu erzeugen. Mancher sprach wohl anfänglich: „Käme ich doch nur nach Akkon und sähe mit meinen Augen das heilige Land, so achtete ich's wenig, stürb' ich zur Hand!" Aber er ist gerne wieder heimgekehrt und freut sich seines sicheren Lebens[812]), denn die Kreuzfahrten kosteten nicht bloß viel Geld, welches die entartete Bevölkerung Syriens den unerfahrenen Kreuzzüglern schon häufig beim Wechseln abnahm, sondern auch das Leben stand auf dem Spiel. So oft aber die Kreuzfahrer einen Schaden machten, brauchten sie für den Spott nicht zu sorgen. Die Verluste, welche allein in Akkon zu beklagen waren, schienen unermeßlich. Wer nur mit dem nackten Leben aus dieser Stadt fortkam, konnte froh und dankbar sein. Denn auch das Klima brachte Seuchen und verderbliche Krankheiten über alle Europäer, sodaß oft ein großes Sterben ausbrach, bei welchem man über die einzelnen nicht lange

Totenklage halten konnte. Vielmehr war die erste Frage, wenn jemand starb: „Wo ist sein Gut?“

Die Christen haben durch das Zusammenleben mit den Heiden die Sitten- und Zuchtlosigkeit derselben angenommen. Die Heiden haben in jeder Beziehung das Übergewicht erlangt. Einer von ihnen gilt mehr als zwei Christen. Die Deutschen sind im gelobten Lande besonders verhaßt. Für sie ist der Friedhof zu Akkon der beste Ort, wo sie allein Ruhe gewinnen können. Aber man beklagt auch dort den Tod eines einzigen brauchbaren Esels mehr als das Sterben von hunderttausend Menschen.

Die Leitung der Kreuzzüge und der Eroberungen in Palästina war nicht frei von strategischen Fehlern, z. B. die Befestigung der Stadt Joppe, welche im November 1228 wiederhergestellt wurde, kam eigentlich nur den Feinden zu gute [813]), und Papst Gregor, welcher über Kaiser Friedrich II den Bann ausgesprochen hatte (1227), suchte das Unternehmen möglichst zu vereiteln. Unter den breiten Scharen der Kreuzfahrer selbst waren manche Elemente, welche sich nur aus Abenteuerlust oder in der Hoffnung auf reiche Beute am Zuge beteiligten [814]).

Thomasin freilich nahm auch in dieser Hinsicht den Papst Innocenz III energisch in Schutz [815]). Derselbe hatte befohlen, daß in den Kirchen aller Länder ein Opferstock aufgestellt werde, damit in demselben Gaben für die Kreuzzugssache gesammelt würden. Auf diese Weise sollten alle diejenigen, welche sich nicht persönlich an der Kreuzfahrt zu beteiligen im Stande wären, Gelegenheit haben, die heilige Sache zu fördern. Diese Einrichtung erregte vieler Orten großen Unwillen, besonders in Deutschland, und Walther von der Vogelweide machte sich zum Sprachrohr der päpstlichen Gegner, welche in der Aufstellung der Opferstöcke nur eine neue Methode des verhaßten und bekannten päpstlichen Aussaugesystems erkennen zu müssen meinten. Mit bitteren Hohnworten wendete er sich an den Opferstock selbst:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hierher gesendet,
Damit Ihr ihn bereichert und uns arme Deutschen pfändet?
Wenn ihm das volle Maß anlangt im Lateran,

So braucht er eine neue List, wie er zuvor gethan:
Er sagt uns dann, des Reiches Sache sei verfahren,
Bis ihm noch einmal geben alle Pfarren.
Ich glaube wohl, nur wenig Silber kommt zur Hilfe in Gottes Land:
Denn Pfaffen lassen selten große Schätze aus der Hand.
Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,
Daß Ihr bei deutschen Leuten suchet Thörinnen und Narren [816]).

Gegen diese Auslegung der päpstlichen Anordnung, wendet sich Thomasin mit aller Schärfe der Entrüstung. Nur ein thörichter Sinn vermöge solche Absichten dem Papste unterzuschieben. Der römische Bischof habe den Stock nicht aufgestellt, um sich selbst zu bereichern, sondern nur um das heilige Land wieder zu gewinnen. Um seiner Entgegnung Nachdruck zu verleihen, bemerkt der Dichter ausdrücklich, daß er selbst bei der Verlesung des betreffenden päpstlichen Schreibens, in welchem die Aufstellung der Opferstöcke befohlen wurde, zugegen gewesen und, daß der Bote des Papstes, welcher das Schriftstück vorgelesen habe, ein biderber Mann sei [817]).

Thomasin wendet sich in dieser Sache sogar persönlich gegen Walther von der Vogelweide. Er nennt ihn selbst einen „guoten knecht", aber seine Handlungsweise bezeichnet er als völlig ungerechtfertigt, wenn er verkündet habe, daß der Papst nur darauf ausgehe, seinen wälschen Schrein mit deutschem Gelde zu füllen. Durch diese eine Äußerung habe Walther manche seiner guten Dichtungen entwertet, so daß man sie geringer achte, als sie es verdienten. Denn die Herren, die Dichter und auch die Prediger müßten ihre Worte mit größter Vorsicht wählen. Man solle lieber zu wenig als zu viel behaupten, weil die Menge doch noch immer das ihrige an Übertreibung leiste, so daß Lügen entstehen. Der Dichter aber soll ebenso wie der Prediger ein Beschützer der Wahrheit sein, denn man kann mit einem Worte solchen Schaden anrichten, daß man ihn im ganzen Leben nicht wieder gut machen kann. Darum sagt Thomasin von Walther [818]):

Ich glaube, daß aller sein Gesang,
Er sei kurz oder lang,
Nicht könne Gott so wohl gefallen,
Als ihm dies eine Liedchen muß mißfallen,

Denn er hat tausend Mann bethört,
Daß sie haben überhört
Gottes und des Papstes Gebot.

und des Weiteren[819]):

Zwar ist es mir sehr leid um ihn,
Er hat bewiesen Zucht und Sinn
In manchem seiner Sprüche gut,
Daher es mir fast wehe thut:
Denn redet falsch ein Mann,
Der sich nicht zügeln kann,
So achtet man's nur wenig oder nicht;
Anders dem weisen Mann geschicht.
Wenn dieser spricht, so nimmt man's wahr,
Deshalb soll er sich hüten gar,
Daß man nicht sage, daß er ist —
Verrückt geworden zu dieser Frist!

Das Urteil eines Fachmannes über den anderen darf immer auf ein besonderes Interesse Anspruch erheben. Herr Thomasin wirft Herrn Walther bewußte Entstellung der Wahrheit vor und erklärt sich den großen Beifall, welchen er damit bei der Menge gefunden hat, nur aus der allgemein menschlichen Neigung, das Böse lieber anzunehmen als das Gute[820]). Aber wir glauben trotzdem, daß Walthers Beurteilung der Kreuzzugsache nicht so völlig verkehrt und jedenfalls nicht mutwillig und leichtfertig ist. Vielleicht war die Einrichtung mit dem Opferstock nicht ganz so schlimm gemeint, als sie von Walther hingestellt wird. Aber nach der alten Regel: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht“, war sein Urteil jedenfalls zu entschuldigen. Der Papst hatte bis dahin schon allzu oft gelogen und allzu viele Länder ausgesogen, als daß man von ihm noch viel Gutes erwarten mochte. Was lag also näher, als in dem Opferstock nur einen neuen Boten der unersättlichen Habgier des römischen Bischofs zu sehen? Denn weder der Umstand, daß der Vorleser der Bulle ein biderber Mann war, noch alle Kontrolle über die gesammelten Gelder in Deutschland konnte eine Bürgschaft dafür sein, daß nun auch der Papst in Rom die Gaben für den bezeichneten Zweck verwende.

Wir werden umsomehr auf das Urteil Walthers geben dürfen, als er persönlich sehr begeistert für die Kreuzzugssache war und auch die schönsten Kreuzzugslieder gedichtet hat. Es sang voll Wehmut vom

hehren Land viel reine,
Gar hilflos und alleine*).
Jerusalem! nun weine,
Wie dein vergessen ist!

Voll Freuden läßt er die im heiligen Lande Ankommenden singen:

Nun erst gewinnt mein Leben Wert,
Seitdem mein sündig Aug' erblickt
Das reine Land und auch die Erd',
Die man mit vielen Ehren schmückt.
Mir ist geworden, was ich stets erbat,
Ich bin gekommen an die Statt,
Wo Gott als Mensch ins Leben trat![821])

Und noch der greise Sänger spricht in seinem Schwanenliede „Einst nnd Jetzt" den Wunsch seiner Jugend aus:

Möcht' ich die liebe Reise
Vollenden über die See,
So wollt' ich alsdann singen:
„Wohl! und nimmermehr: o weh!"[822])

Eifrig ermahnt er andere, welche noch dazu in der Lage sind, sich an der heiligen Sache zu beteiligen. Die Ritter, welche die lichten Helme und den stählernen Ringpanzer tragen, sollen sich anschicken ihrem himmlischen Lehnsherrn den schuldigen Gefolgsschaftsdienst zu leisten. Als Lohn verspricht er ihnen die Krone des ewigen Lebens. Denn der Tod im Dienste Gottes bringt sogleich in den Himmel: wenn der Leib stirbt, kommt die Seele zur ewigen Genesung[823]), und wer wohlbehalten aus dem heiligen Lande zurückkehrt, kommt frei von Sünde und Schande[824]). Selbst die Engel und alle Himmelsbewohner fordert Walther eindringlich auf, ihre Kräfte in den Dienst dieser Sache zu stellen.

Die Kreuzzüge erfreuen sich nur deshalb nicht allgemeiner Beliebtheit, weil sie viel Geld kosten und nichts einbringen. Wenn

*) verlassen.

bei diesen Unternehmungen 1 Pfennig 10 brächte, so würde man sich drängen und stoßen, um sich einzukaufen. Aber weil es eine unsichere Kapitalanlage zu sein scheint, will niemand sein Geld dazu hergeben. Dennoch trägt auch das für den Kreuzzug aufgewendete Geld reichlich Zinsen, nämlich in der oberen Welt. Darum fordert Thomasin insonderheit die deutsche Ritterschaft dringend zur Beteiligung an der Kreuzfahrt auf, denn sie sei zu aller Zeit die tiurest rîterschaft gewesen[825]). Die Tapferkeit soll sich in den Dienst der Frömmigkeit stellen, denn es ist eine religiöse Pflicht, das „Grab Gottes" nicht zu vergessen, welches von den übermütigen Heiden in Besitz genommen ist. Die Herrschaft der Ungläubigen über diejenigen Ortschaften, welche die Wiege des Christentums sind, ist eine Schmach für alle Bekenner des christlichen Glaubens und reimt sich nicht mit dem Willen Gottes. „Gott will es!" ist die Parole der Kreuzfahrer[826]). Deshalb ist ihnen der Sieg gewiß.

Ein jeder, welcher Christ heißt oder ist,
Soll auch beweisen, daß ihm Christ
Lieb sei und desselben Ehre,
Die sie*) gekränket haben sehre[827]).

Es ist die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Erlöser, daß man „sein Land", in welchem er Wunder that und Marter und Tod für uns erlitt, von den Heiden zurückerobere. Aller irdische Ruhm bestehet nicht am jüngsten Tage; nur die in Gottes Dienst erfochtene Ehre schmückt noch die seligen Sieger im Himmel. Es ist also bei geringem Einsatz ein großer Gewinn zu erlangen. Denn verliert man ein Roß, so kann Gott hundert andre geben. Verliert man Hab und Gut, so ist Gott reich, daß er Besitz und Ehre wiederschenken kann. Verliert man aber Leib und Leben, so will Gott die Seele ewiglich in seines Vaters Reich erhalten. Darum faßt Thomasin die Beweggründe zur Teilnahme am Kreuzzug auch wohl dahin zusammen, daß er sagt:

Da kann man recht in Wahrheit
Beweisen seine Frömmigkeit,
Da kann man auch gewinnen viel,
Und nichts verlieren, wer's thun will[828]).

---

*) Die Heiden.

Aber auch gegen Einwürfe mußte Thomasin die Kreuzzugssache verteidigen. Einer der gangbarsten war dieser: Wenn Gott allmächtig ist, so mag er selbst das heilige Grab erlösen und bedarf dazu nicht der menschlichen Hilfe[329]). Von dieser Ausrede sagt der Dichter zunächst, daß sie durch ein „sanftes Leben“ eingegeben sei, dann läßt er diese Widerlegung folgen: Wenn Gott nur wollte, so könnte er zur Stunde alle Armen reich machen. Aber er thut es nicht, weil es dann an Gelegenheit fehlen würde, Almosen zu geben und die Werke der Barmherzigkeit zu üben. So könnte Gott auch in kurzer Frist, wenn er wollte, den Ungläubigen das heilige Land abnehmen. Aber er thut es nicht, damit die Menschen eine „materge“ d. h. Stoff zur Übung in den heiligen Tugenden haben. Das ganze Unglück ist nur deshalb über das heilige Land hereingebrochen, damit die Gläubigen von der Trägheit ablassen und ihre Kräfte, welche sie daheim in unnützen Streitigkeiten aufreiben, gemeinsam in den Dienst dieser großen Sache stellen. Im letzten Grunde handelt es sich hier also um eine Gnade Gottes, welche den Christen Gelegenheit zu außerordentlichen Diensten giebt.

Wie der Anlaß der ganzen Bewegung, so ist auch ihre Form auf Gottes Gnade zurückzuführen. Denn die Ritterschaft, welche nur aus Kurzweil und Lust am Kämpfen ihr Waffenhandwerk ausübt, gerät leicht in Sünde und dient ohne Not dem Teufel[330]). Die Kreuzzüge aber eröffnen der ritterlichen Kampfeslust ein weites Feld und heiligen dieselbe durch den göttlichen Zweck. Wer für seinen eigenen Ruhm kämpft, strebt nach Gold, aber gewinnt Blei. Es ist Gottes Wille, daß man für seine Ehre fechten soll.

Das größte Lockmittel zur Teilnahme am Kreuzzug lag aber in der Vorstellung, daß die Reise ins heilige Land der direkte Weg in den Himmel sei.

Das heil'ge Land ist eine Bahn,
Ein Weg zum Himmel und zu Gott hinan.
Wer dahin kommt nach seinem Willen
Und wird gebeichtet*) dort erschlagen,
Der kommt vor andren schnell dahin,
Wo Gott will pflegen Herz und Sinn.

*) Nachdem er gebeichtet hat.

Wer keinen Umweg machen will
Und liebt den graden Weg gar viel,
Der ihn zu Gott hinbringet:
Wenn er nur mit den Heiden ringet,
So kommt viel schneller er ans Ziel,
Als wer zu Hause bleiben will[831].

Der Kreuzzug ist also ein Richtweg zur ewigen Seligkeit. Alle anderen Wege, welche in den Himmel führen, sind dagegen betrachtet Umwege. Die Märtyrer kommen so schnell in den Himmel, als man sie gemartert hat.

Aber der Dichter fordert nicht bloß eine äußere Beteiligung, sondern er will, daß diejenigen, welche mit Christi Kreuz gezeichnet sind, auch sich selbst kreuzigen. Sie sollen nicht mehr den Gelüsten des Leibes nachfolgen. Ein Kreuzfahrer, welcher seinem Zorn nachgiebt, hat schon das Kreuz aus dem Herzen verloren, denn Christi Kreuz hat die Kraft, daß es alle Feindschaft aus dem Herzen schafft. Der Heiland bat noch für seine Mörder am Kreuz um Vergebung ihrer Sünden. So muß mit dem Kreuz auch Christi Sinn in die Herzen der Kreuzfahrer einkehren.

Die Länge und Breite des Kreuzes sind Treue und Wahrheit. Diese Tugenden fordert man daher zu allernächst von Kreuzfahrern[832].

Wer des Kreuzes Zeichen trägt
Und es auf sein Gewand gelegt,
Dem sagt das äußere Zeichen wohl,
Daß er das Kreuz im Herzen tragen soll.
Hat er's in seinem Innern nicht,
So hat die Münze falsch Gewicht:
Sie hat des Kupfers mehr als Gold;
Daher man ihn behandeln sollt'
Als einen, der betrügt und fälscht.

Nicht das Gewand, sondern das Herz macht den rechten Kreuzfahrer. Er muß stets Jesu Wunden vor Augen haben[833].

Schluß.

Es kann vorkommen, daß wir uns bisweilen aus purem Hochmut selbst verachten. Wir blicken dann zurück auf vergangene Tage und meinen wohl: damals waren wir recht thöricht! Dabei scheint es uns aber selbstverständlich, daß wir jetzt desto klüger sind. So steht der Pharisäer neben dem Zöllner im Tempel. Es kann nicht der Zweck der vorstehenden Zeilen sein, dem Hochmut der Gegenwart eine Handhabe zur Verachtung der Vergangenheit zu geben.

Alle Vergangenheit soll eine Lehrmeisterin der Gegenwart sein: wehe dem Schüler, der seine Lehrer wegen ihrer menschlichen Gebrechen verachtet! Wenn ich neben dem Licht im Mittelalter auch den Schatten mit geschichtlicher Treue aufzuzeigen suchte, so geschah es weder aus Gehässigkeit gegen eine Kirche, welche unseres Mitleidens so sehr bedarf, noch aus dem Bewußtsein der „glücklichen Besitzer" der Wahrheit, von denen man vielleicht auch in „dieser" Nacht die Seele fordern wird, sondern gemäß der einfachen Überzeugung, daß man dem Teufel keinen Gefallen thut, wenn man ihn auf Goldgrund malt.

Wer sich eingehend mit dem Mittelalter beschäftigt, wird darin eins der größten Wunder Gottes erkennen, daß trotz der Kirche sich immer noch viel Christentum findet. Es ist die Aufgabe der Evangelischen dieses „trotz" in ein „weil" zu verwandeln.

Rom ist Babel. Einst sprachen sie daselbst: „Wohlauf, laßt uns Ziegel streichen und eine Stadt und Turm bauen, des Spitze

bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen!" Die Römischen nahmen statt der Ziegel die „guten Werke". Aber die Verwirrung, welche von Rom ausgegangen ist, scheint darum schlimmer als die babylonische, weil sie die Signatur der Gleichheit trägt. Das Zeichen der Völkereinheit steht nicht auf den sieben Hügeln der „ewigen Stadt" sondern auf dem einen Hügel Golgatha.

Es ist oft wiederholt, daß die kranke Welt genesen müsse am deutschen Wesen. Sie wird es nur dann, wenn man nicht vergißt, daß das Herz des „deutschen Wesens" die deutsche Frömmigkeit ist. „Gieb mir einen Punkt, wo ich hintreten kann, und ich will die Erde aus den Angeln heben!" Hier ist er.

Beilagen.

I.

Zur Messe, ihre Feier und Bedeutung.

Berthold von Regensburg. Pfeiffer I, 495 ff.

— — — Und darum merket alle, was die Messe bedeute.

Zu allererst heben wir einen Gesang an, der ist geheißen: ein Eingang der heiligen Messe. Dabei sollt ihr auf eure Kniee fallen und sollt Gott anrufen und mit inniglichem Herzen bitten, daß er euch zu diesem heiligen Amte die Reue und die Andacht gebe, durch welche Gott gelobt wird und ihr selbst selig werdet an Leib und Seele. Und dieser Gesang ist nicht gleich bei allen Messen. Wenn wir das Amt von dem heiligen Geist begehen wollen, so beginnen wir je nach dem es sich dann gehört; wollen wir dasjenige von unserer Frau begehen, so beginnen wir es anders; und wollen wir dasjenige von den Märtyrern begehen, so beginnen wir es abermals anders, und bei den Seelenmessen abermals anders. Wie wir es beginnen, so singen wir es immer zweimal. Und wo Klöster sind oder Bistümer oder Propsteien oder sonst ein Ort, wo viele Schüler und Pfaffen sind, so heben sie denselben Gesang an auf dem Chore, welcher heißt: Eingang der Messe. Während dessen kleidet sich der Priester dort in der Sakristei an[1]). Und die auf dem Chore sind in zwei (Gruppen) geteilt: sie sind zur Hälfte an der einen Seite des Chores, wie ihr wohl sehet, und stehen zur Hälfte an der anderen Seite und singen alles gegen einander zu. Das ist nicht ohne Grund. Siehe, der Priester bedeutet unsern Herrn; seiner warten, die da singen, bis er hervorgeht. Und daß sie also an zwei Enden auf dem Chore singen, das bedeutet, daß sie ihn im alten Testament mit großem Fleiße anriefen, alles darum, daß er käme und sie erlösete aus der Gewalt des Teufels, in welcher sie waren durch Adams Schuld. Und daß sie in zwei

---

[1]) sô leit sich der priester an dort in der sacristîen.

(Gruppen) geteilt sind auf dem Chore, das bedeutet, daß sie an zweien Enden anriefen, die Lebenden auf der Erde als die eine Hälfte, und die andere Hälfte: die in der vorderen Hölle; die waren an dem Orte, welcher **limbus** heißt, die riefen ihn gar jämmerlich an, denn sie hatten großes Verlangen nach seiner Ankunft, denn etliche von ihnen hatten Gott mehr denn 4000 Jahre angerufen. Nun glaubet mir, diese mochte wohl ein Verlangen ankommen! Herr Abel war der allererste, welcher ihn anrief aus dem niederen Lande, das da heißt **limbus**. Und deshalb singt man auch den Introitum zweimal, weil sie an zwei Enden Gott anriefen: von dem niederen Lande und von dem oberen Lande.

Darauf singen wir alsdann das Kyrie eleyson zu allernächst. Das sollten eigentlich die Laien singen, das wäre euer Recht, daß ihr das Kyrie eleyson singen solltet, und ihr mußtet es vormals auch singen. Aber ihr sanget es nicht gleichmäßig, und konntet es nicht wohltönend singen[1]), und so mußten wir[2]) es denn singen. Dabei sollt ihr auf eure Kniee fallen, und sollt Gott, unsern Herrn, anrufen, mit inniglichem Herzen, daß er sich über uns erbarme; denn also heißt das Kyrie eleyson auf deutsch: „Herr, erbarme dich über uns!“ Das ist ein griechisches Wort, und wir singen es dreimal. Wir singen es dreimal aus drei Gründen. Einmal, weil wir die heilige Dreifaltigkeit damit anrufen, wenn wir also sprechen: „Herr, erbarme dich über uns, Christe, erbarme dich über uns!“[3]) Sodann singen wir das Kyrie eleyson auch dreimal, weil die heilige Messe aus drei Sprachen ist; und diese drei Sprachen sind die aller edelsten unter den 72[4]) Sprachen: nämlich Hebräisch, Griechisch und Lateinisch. Davon ist wiederum Hebräisch die edelste, denn sie ist die erste unter allen Sprachen. Sodann ist Griechisch eine von den edelsten, und die Dritte, weil sie tief an Sinn ist. Sodann ist Lateinisch eine von den edelsten, weil sie die schönste ist. Drittens singen wir das Kyrie eleyson auch deshalb dreimal, weil man den allmächtigen Gott zu dreien Malen angerufen hat. Vor der Sintflut riefen sie ihn an; zum anderen Male seit der Sintflut riefen ihn die Altväter an und die Propheten; zum dritten Male riefen ihn die Zwölfboten an und die Märtyrer und andere Christenleute. Und darum singen wir das Kyrie eleyson dreimal und jegliches Stück dreimal, das ist also neunmal. Und also sollt ihr Gott anrufen, daß er sich über euch erbarme. Nun seht, wie gar schlicht und wie gar weislich die heilige Messe angeordnet ist! Und also sollt ihr es immer mehr in euren Herzen wohlbehalten, so versteht ihr die Messe ebensogut wie wir Pfaffen, soweit es euch an der Seele nützlich ist. Und also ist die Messe aus drei Sprachen. Das Wort, das man da singet: „**osanna**“ und „**amen**“, diese zwei Worte sind hebräisch; so ist Kyrie eleyson griechisch; so spricht man auf Lateinisch andere Worte. Und also ist die Messe aus drei Sprachen, und man singt das Kyrie eleyson aus drei Gründen

[1]) **nicht wol klenken mit dem dône.**

[2]) Die Pfaffen.

[3]) Auffälliger Weise fehlt hier die dritte Anrufung.

[4]) Wegen der Anzahl der Synhedristen (71)? vgl. auch 2 Mos. 15, 27 (70).

dreimal und aus jeglichem Grunde dreimal, und deshalb singen wir das Kyrie eleyson neunmal[1]).

Darnach heben wir dann an das **gloria in excelsis**, und das hebt der Priester allein an, und sodann singen die anderen allesamt nach. Das ist deshalb so: als unser Herr geboren ward, sangen die Engel **gloria in excelsis**; das hub ein Engel an und dann sangen die anderen alle nach: „Deine Ehre, Herr, in der Höhe und guter Frieden auf Erden allen denen, die gutes Willens sind! Wir loben dich, wir ehren dich." Und also ist es alles zusammen ein Lob und eine Ehre dem allmächtigen Gott. Und darum sollt ihr dem allmächtigen Gott Gnade, Lob und Ehre sagen, daß er sich je zu uns herabließ, daß er uns zu Glück und Heil geboren wurde von meiner Frau Sankt Marien; denn dafür können wir ihm niemals genug danken.

Und darnach spricht der Priester: **oremus**. Das heißt so viel als: „wir sollen beten", daß er vor der ganzen Christenheit dasteht, welche hinter ihm in der Kirche steht, und auch über der ganzen Christenheit, und auch daß wir mit ihm beten sollen und Gott anrufen sollen, was er da uns Christenleuten erwünscht und bittet, daß er davon uns Christenleuten gewähre und ihn, den Priester, erhöre, der uns jenes wünscht und bittet um unser Glück und um unser Heil. Und sobald er spricht: **per dominum nostrum Jesum Christum filium tuum etc.**, so sollt ihr gar fleißiglich ehren den Namen unseres Herrn Jesu Christi. Wenn ihr den Namen nennen höret in der heiligen Messe, so sollt ihr auf eure Kniee fallen und sollt ihn anrufen, daß er sich über euch erbarme.

Nach der **Kollekte** lesen wir die **Epistel**, das ist die heilige Lehre, wie uns der gute Sankt Paulus heute in der heiligen Epistel lehrt: „Was ich da bin, das bin ich von der Gnade Gottes, und die Gnade Gottes ist nicht eitel an mir gewesen."[1]) Und damit hat uns der gute Sankt Paulus gelehrt und gemahnt, wie wir unserm Herrn danken sollen für die Gnade, die er an uns geübt hat. Und darum sollt ihr mir fleißiglich merken die Bedeutung der heiligen Messe, denn wir können ihn niemals besser loben und ehren als in der Messe. Und also sollen wir den guten Sankt Paulum anrufen, wenn man die Lektion[2]) lieset, und alle die Heiligen, die uns ihre Lehre geschrieben haben, die sollen wir anrufen, daß sie Gott für uns bitten, daß er uns die Gnade schenke, daß ihre Lehre also an uns nütze, daß er dadurch gelobt werde und geehrt und das ganze himmlische Heer und wir beseligt werden an Leib und Seele.

Darnach singen wir einen Gesang, den heißen wir das **gradual**. Das heißt: der laufende Gesang, und das bedeutet: als unser Herr hier auf Erden

---

[1]) Man beachte hier und öfters die Klarheit der katechetischen Form!

[2]) Dieser Vers ist Thema, resp. Überschrift dieser ganzen Predigt von der Messe. 1. Cor. 15, 10. Die vorliegende Predigt ist also am XI. p. Trin. gehalten, dessen Text 1. Cor. 15, 1—10 ist.

[3]) die letze.

lehrte mit seiner Lehre und mit seiner Predigt, da liefen ihm viele Leute nach, z. B. als er einmal 5000 speisete mit wenig Speise[1]).

Darnach singen wir bisweilen zu Festzeiten einen Gesang, der heißt eine Sequenz; diese ist je nach dem Amte[2]): von welchem Heiligen das Amt handelt, dem singt man die Sequenz zu Lob und zu Ehren.

Hiernach lesen wir dann nach der Sequenz das Evangelium, das ist die Predigt unsres Herrn, die er predigte, dieweil er auf Erden bei uns war. Und wenn man das Evangelium anhebet, so segnen wir uns und machen Kreuze vor uns. Das bedeutet, daß unser Herr hier auf Erden über alle Maßen schön predigte, daß nie ein Mensch so schön predigte, wie billig war, noch jemals thut. Darum segnen wir uns, recht als ob wir sprächen: „in nomine patris et filii et spiritus sancti, wie schön er predigte!“ Und in der Weise segnen wir uns. Wenn man das Evangelium lieset, sollen wir Gott bitten, daß er uns die Gnade schenke, daß seine Lehre bei uns also wuchere, daß wir niemals von ihm geschieden werden.

Was denn darauf folgt, das heißt das Credo in unum, das ist der Glaube. So hebet ihr an und singet gemeinsam: „ich glaube an den Vater, ich glaube an den Sohn meiner Frau Sankt Marien und an den heiligen Geist, Kyrieleys.“ Wo das Gewohnheit ist, so ist das eine gute Gewohnheit[3]). Dabei sollt ihr Gott bitten, daß ihr beim rechten Glauben erfundet werdet, und daß ihr den rechten Christenglauben in euren Herzen also festiglich behalten möget, daß ihr an dem jüngsten Tage fröhlich dastehen könnet zur Rechten unseres Herrn. Und in dem credo in unum singen wir ein Wort, das ehret ihr genug mit großem Fleiße, wie billig ist, denn es ist großer Ehren wert. Wenn wir da sprechen: ex Maria virgine, so sollen alle Christenleute auf die Kniee niederfallen und unsere Frau mit inniglichem Herzen anrufen. Denn dazu singen wir, daß unser Herr von meiner Frau Sankt Marien geboren ward, und darum sollt ihr sie fleißiglich anrufen, daß sie euer Ehrenbote sei bei unserm Herrn, daß er euch gnädig sei, daß er sich über euch erbarme, also daß uns seine Geburt erlöse von dem ewigen Tode. Denn wir verneigen uns auch bei demselben Worte, wenn wir singen: ex Maria virgine; wir verneigen uns aber bei dem Worte wohl drei mal so tief, wenn wir singen oder sprechen: et homo factus est; denn wir thun dies billig, weil er eins der größten Wunder ist, das je geschah und je geschehen kann, da es der Güte unsers Herrn wohl anstand, daß er sich so weit über uns erbarmte. Und darum sollt ihr bei denselben Worten euch gar tief verneigen, wenn wir da sprechen: et homo factus est, denn dafür haben wir Gott immer zu loben und zu danken.

---

[1]) Diese Exegese dürfte jetzt abgethan sein und war auch wohl damals singulär.

[2]) nämlich: verschieden.

[3]) Dieser Satz ist in zweifacher Hinsicht interessant, a) weil hiernach die Messe zur Zeit Bertholds († 1272) sich noch lokal-differenzirter Mannigfaltigkeiten erfreute, welche nicht technisch bedingt waren wie beim Absingen des Introitus, cf. oben, b) weil hiernach die Beteiligung der Laien bei der Messe mehr Spielraum hatte, als man nach andren Zeugnissen anzunehmen geneigt ist.

Und darnach singen wir den Opfergesang. Dabei sollt ihr opfern, welche dazu in der Lage sind[1]), und ihr sollt Gott bitten, daß ihr dabei also verfahrt, daß ihr ihm ein reines Opfer seid und werdet in dem Reiche seines Vaters. Und in dem alten Testament war es Sitte, daß man ein 15 faches Opfer brachte, und das wollte Gott nicht entbehren, daß man ihm Opfer brächte. Und darum soll man dem allmächtigen Gott opfern, je nachdem der Mensch dazu in der Lage ist. Etliche brachten Gold zum Opfer, welche dazu in der Lage waren. So brachten etliche Silber, so brachten etliche Gewänder[2]), so brachten etliche roten Saffian[3]), so brachten etliche nur ein Ziegenhaar[4]). Und das ist darum gesagt und bedeutet für uns dies, daß wir uns selber Gott zu einem Opfer bringen sollen. Wo immer wir Gottes Huld verlieren, da sollen wir uns schuldig geben mit lautrer Beichte und mit Buße gemäß Gottes Gnade und gemäß unserer Lage. Und das ist auch die Sache, welche Buße gemäß unserer Lage bedeutet, und darum brachten etliche nur ein Ziegenhaar, die nicht mehr konnten. Darum sollt ihr opfern. Etliche sprechen: „Der Pfaffe ist doch reich genug, wozu sollten wir opfern?" Gott will dessen nicht entbehren, und deshalb spricht der weise Mann[5]): sacrificate sacrificium etc., da er so große Dinge und so gute Dinge bedeutet.

Darnach, so hebet der Priester das erste Geflüster an. Das bedeutet, daß die Juden treulos zu Rate gingen, wie sie unsern Herrn fangen wollten, und also gingen sie heimlich zu Rate wider unsern Herrn. Das bedeutet die erste Stille. Dabei sollt ihr Gott anrufen, daß er euch beschirme vor des leidigen Teufels Ratschlägen, daß uns derselbe niemals verraten möge noch betrügen an unsern fünf Sinnen und an den zehn Geboten, daß wir von Gott niemals geschieden werden mögen. Sprechet: amen!

Und darnach kehret sich der Priester um und spricht: Dominus vobiscum. Das ist ein Gruß, wie unser Herr auf Erden allezeit die Leute grüßte und es bedeutet: „unser Herr sei mit euch!" Und darauf sollen wir sprechen: „und mit deinem heiligen Geiste[6])! Und er spricht dann die praefationem und er lädt die neun Chöre der heiligen Engel allesamt von den neun Chören zum heiligen Amte. Und deshalb sollt ihr mit großen Züchten dastehn — und nicht unnützes Geschwätz schwatzen[7]) — und gar demütiglich ohne Hoffart; denn da ist manches hundert Engel mit großen Ehren: die sollt ihr anrufen und den allmächtigen Gott, daß er euch die Andacht verleihe, welche ihr bedürft an dem Leibe und auch an der Seele und auch bei Gott wohl wert sei.

---

[1]) die sîn state haben.

[2]) pfeller cf. Lexer's Lexikon.

[3]) lösch.

[4]) Die Ziegenhaare brauchte man zu Zeltdecken bei der Stiftshütte. Vgl. 2. Mos. 26, 7.

[5]) Psal. 4, 6: Sacrificate sacrificium justitiae et sperate in Domino.

[6]) Der ordo Romanus hat: et cum spiritu tuo. Berthold richtet hier durch den Zusatz „heiligen" vor „Geist" eine nicht geringe Verwirrung an.

[7]) unde niht spehen unnütze spahte.

Und darnach singen sie: **sanctus sanctus sanctus dominus deus Sabaoth** etc.: „dreimal heiliger Herr Zebaoth, deiner Ehren ist Himmel und Erde voll; Herr, bewahre uns in deiner Höhe, gesegnet sind alle, die in deinem Namen kommen[1])!“ Und also sollt ihr Gott anrufen.

Und darnach hebet er die Stille an. Daran liegt unsere ganze Seligkeit. Darum sollt ihr denn allermeist anrufen. (Wie man nun hier sprechen soll, das steht allessamt in dem Sermon von den sieben Sakramenten, von den drei Materien, und wie der Priester Andacht haben soll, wie sich Gott da verwandelt, ob die vier Dinge da in Ordnung sind: das eine, daß die Materie ganz ist: und das andre: ein geweihter Priester; das dritte: die Worte, die der Priester sprechen soll; das vierte: des Priesters Andacht.)

Und darnach sprechen wir das **pater noster**, und nach dem pater noster [ist] eine Stille. Darum sollt ihr drei pater noster sprechen, denn ich weiß nicht, daß[2]) ihr das pater noster besser anwenden möchtet. Währenddessen bricht der Priester die Oblate, unsern Herrn, in drei, denn da ist nicht (mehr) eine Oblate, sondern da ist nichts anderes als wahrer Gott und wahrer Mensch[3]). Etliche nennen es „unsers Herrn Trost“; das könnt ihr wohl dabei belassen, denn es ist Gott selber, und er ist aller Christenleute Trost. So sprechen etliche: unsers Herrn Blut; das könnt ihr auch dabei belassen, denn er ist es als Leibhaftiger und Lebendiger mit Leib und mit Seele. Und also bricht der Priester unsern Herrn in drei, und also sollt ihr drei pater noster sprechen, denn das bedeutet, daß die Messe in drei geteilt ist. Von wem die Messe zuerst angehoben ist, es sei von der Dreifaltigkeit, es sei von dem heiligen Geiste, es sei von den Bekennern[4]), es sei von unsrer Frau, es sei von den Märtyrern oder von den Jungfrauen oder von den Seelen oder von wem auch immer sie ist, so ist doch die Stillemesse gleich und ist doch in drei geteilt. Und daran merken alle einfältigen Leute, die uns oft einfältiglich fragen, ob man den jungen Kindern viele Messen bestellen[5]) müsse, welche noch keine Sünde gethan, und sie sprechen also: „wenn es niemals Sünde that, so that es auch niemals etwas gutes“, und darum fragen sie, ob man den Kindern Messen bestellen müsse. Ja, eine Messe ist niemals verloren. Und höre: Wo dein Kind in der Messe ist, ist es nur einen Tag alt und ist soeben getauft, so giebt Gott ihm aus Gnaden das Himmelreich, und alsobald als ihm das Himmelreich zu teil wird, ist es auch heilig. So ist die Messe in drei geteilt. Und der eine Teil ist der des allmächtigen Gottes, ihm zu Lobe und zu Ehren und seiner heiligen

---

[1]) Benedictus, qui venit in nomine domini! — Bruder Bertholds lateinischen Sprachkenntnisse waren offenbar gering!

[2]) = wie.

[3]) Unbegreiflicher Weise läßt Berthold hier den Kern der Messe, das Qui pridie oder die Einsetzungsworte völlig aus. Ihn interessirt hier nur die zauberhafte Transsubstantiation.

[4]) von den bîhtigaeren.

[5]) frumen cf. Lexer. sub vrumen transit.

Mutter meiner Frau Sankt Marien und aller Heiligen Gottes oben im Himmel zu Lobe und zu Ehren. Im andern Teil gedenket man aller Christenleute, die auf Erden leben zum Glück und zum Heil. Und der dritte Teil (ist) allen gläubigen Seelen zum Troste in dem Fegefeuer; denn in der Hölle darf man niemandes gedenken [1]). Nun, siehe liebe Frau, in welchem der drei Teile dein Kind sei. Es fährt weder in die Hölle noch in das Fegefeuer, wenn Gott ihm zur Gnade verhilft, daß es rechtmäßig getauft ist und dem Priester zu Handen kommen ist; und deshalb brauchst du es nirgends anders zu suchen als im Himmelreich. Und dabei weiß ich nicht, ob jemals ein Mensch (sonst) drei pater noster besser anwenden könnte, als die drei pater noster in der Stille nach dem pater noster. Und man [2]) soll das erste sprechen dem allmächtigen Gott zu Lobe und zu Ehren und seiner heiligen Mutter meiner Frau Sankt Marien und allem himmlischen Heer; und das andere pater noster sollt ihr sprechen in Ehren des allmächtigen Gottes allen Christenleuten auf Erden zum Glück und zum Heil, und das dritte pater noster sollt ihr sprechen allen gläubigen Seelen zum Trost und zur Hilfe im Fegefeuer.

Und darnach spricht der Priester: pax domini sit semper vobiscum, das heißt: „Der Friede unseres Herrn sei zu aller Zeit mit euch!“ So sprechen wir: „und mit deinem heiligen Geiste“ [3]). Der Priester kehrt sich fünfmal in der Messe um. Das bedeutet, daß unser Herr seinen Jüngern fünfmal erschien an dem Ostertage, an dem einigen Tage, an welchem unser Herr erstand von dem Grabe. Das bedeutet, daß sich der Herr [4]) fünfmal umkehrt in der Messe und jedesmal spricht: „unser Herr sei mit euch!“, und grüßet euch so oft, daß Gott mit euch sei. Und also grüßte er die Jünger an dem einigen Tage fünfmal und erschien ihnen. Und also sollt ihr Gott anrufen, daß er euch am jüngsten Tage gnädiglich erscheine, und daß ihr vor ihm fröhlich auferstehen möget am jüngsten Tage.

Und darnach giebt man das pacem [5]). Das bedeutet die Auferstehung [6]): als er auferstanden war, sagte es eins dem andern. Das bedeutet, daß je eins dem andern das pacem giebt, und daß sie es alle empfangen.

Und darnach singen wir: agnus dei. Dabei sollt ihr sprechen: „Herr, vergieb uns alle unsre Schuld und erbarme dich über uns; Herr, vergieb uns alle unsre Sünde und gieb uns deinen Frieden.“ Und darnach empfängt der

---

[1]) Nur auf die Insassen des Fegefeuers erstreckt sich die heilsame Wirkung der Messe. Die zur Hölle Verdammten unterliegen dem unwiderruflichen Urteil Gottes. Gegen dieses Fürbitte einzulegen, wäre Vermessenheit.

[2]) ez.

[3]) Cf. oben.

[4]) scil. der Priester.

[5]) daz petze. cf. Lexer.

[6]) urstende.

[7]) Ordo Romanus: Agnus dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis (zweimal), dann: Agnus dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem.

Priester unsern Herrn und speiset sich an der Seele und uns alle: und alle Christenleute, welche hinter ihm stehen in der Kirche mit rechtem Glauben und mit rechter Andacht, die werden allesamt gespeist an der Seele. Denn die Seele ist edler als der Leib, so soll die Seele mit allem Rechten zuerst gespeist werden. Da sie von Gott geformt und geschaffen ist und von drei Kräften und Gott selber sie gebildet hat, so kann sie auch von nichts gespeist werden als mit Gott.

Und darum sollt ihr mit großer Andacht bei der Messe bleiben, bis man sie ganz zu Ende singt und spricht. Etliche eilen von dannen, während man das Evangelium liest. Die thun grade so wie einer, welcher zu einem Gastmahl geladen wird und auch dahin geht. Und wenn er sieht, daß man den Tisch herrichtet, so geht er davon, oder wenn man geopfert hat, so geht er von dannen. So thut einer, welcher von der Messe geht, während man das Evangelium liest oder opfert. Wie nimmt es sich aus, daß einer von dem Gastmahl geht, während man den Tisch herrichtet oder opfert bei der Messe? Der hat wenig Freude an dem Gastmahl. Der Wirt nimmt es nicht gut auf, welcher ihn dazu geladen hat. So läuft mancher aus der Messe, während man das pater noster liest. Die thun gleich denen, welche von dem Gastmahl gehen, wenn sie die Hände waschen. Denn die Stillemesse, welche die Marter unseres Herrn bezeichnet, mit derselben habt ihr erst euer Herz gereinigt und gewaschen mit der wahren Reue und mit der großen Andacht. Denn die soll jeder Mensch haben in der Stillenmesse. Und könntet ihr blutige Zähren vergießen um die große Marter, die Gott für unsre Sünde litt, es würde uns nicht zu viel [1]). Und die mit den Augen nicht weinen können, die weinen mit den Herzen, damit ihr nicht ungewaschen zu dem hohen Gastmahl gehet, bei welchem der allmächtige Gott die Seele speisen will mit ihm selber. Und wer auch ohne Reue und ohne Andacht dabei steht, der kann nicht ungewaschen das hohe Gastmahl genießen, mit welchem die edle Seele gelabt und gespeist wird. Und darum sollt ihr mit großer Andacht dabei stehen, und sollt auch nicht von dannen gehen oder laufen, bevor ihr das Gastmahl genießet oder bevor eine Messe zu Ende gesungen oder gesprochen wird. Es hat auch ein jeglicher Mensch an Einer Messe täglich genug; wer mehr will, oder mehr kann hören, das ist auch sehr gut; und du kannst einmal mit solcher Andacht dabei stehn, daß du also gespeist wirst an deiner Seele, du möchtest über das Meer fahren [2]), daß es dir widerführe. Und darum soll euch nichts abhalten, ihr sollt Messe hören, wo immer ihr könnt und mögt. Die aber eine solche Abhaltung haben, welche man rechtsmäßige Abhaltung [3]) nennt, wie Landleute oder andere Leute, welche auf dem Felde oder im Walde oder anderswo sind, wo der rechte Mensch bei seiner rechten Arbeit ist, welcher vor rechtmäßiger Abhaltung die Messe nicht hören kann, der wird auch davon beseligt an Leib

---

[1]) über.

[2]) über mer varn = Kreuzzug, cf. Walther von der Vogelweide, Nr. 188, 49: die lieben reise gevaren über sê.

[3]) diu êhafte nôt.

und an Seele und der hat an allen Messen teil, die man über die ganze Christenheit singt oder spricht, und an anderen Gutthaten, die man in der Christenheit begeht.

Und dann zuletzt liest der Priester eine Kollekte und spricht: oremus, das bedeutet „wir sollen beten". So sollt ihr auf euren Knieen Gott anbeten und anrufen, daß er uns das gewähre, daß es wahr werde, was alles der Priester bittet.

Und dann zu allerletzt spricht er: ite missa est! das ist soviel als: „Geht! die Botschaft ist vollbracht." Und das heißt soviel als, daß wir an dem allmächtigen Gott gehandelt[1]) haben — denn der Priester ist ein Bote für alle Christenleute um ihr Glück und ihr Heil hin zu dem allmächtigen Gott — und aller gläubigen Seelen zu Trost und zu Hilfe. Und wir sollen Gott bitten, daß diese Botschaft also ausgerichtet sei, daß Gott dadurch gelobt werde und alles himmlische Heer und alle Christenleute beseligt an Leib und an Seele, und daß dadurch alle gläubigen Seelen getröstet und erfreut werden. Und daß die Gnade unseres Herrn nimmer eitel in uns werde, wie beim guten Sankt Paulo, und wir von seiner Gnade die ewige Freude in Besitz nehmen, das verleihe uns allen samt der Vater und der Sohn und der heilige Geist. Sprechet allesamt: amen. —

II.

Zur Erklärung des Dekalogs.

Berthold von Regensburg; Pfeiffer II, 198—200 (vgl. Pfeiffer I, 264—288).

Der allmächtige Gott nimmt alle Tage eine große Zahl von dieser Welt, von denen jeder schuldig ist zehn Helbling[2]), und wer sie nicht zu geben hat, der muß ewig verloren sein. Wer davon sieben oder neun giebt, der hat sie nicht völlig bezahlt, denn es sollen ihrer zehn sein. Der Arme kann nicht weniger bringen, der Reiche nicht mehr. Diese zehn Helblinge sind die zehn Gebote, auf welche ein jeglicher Mensch verpflichtet ist, er sei arm oder reich.

Der erste Helbling ist das erste Gebot: „Du sollst keinen fremden Gott haben vor mir." Der Helbling hat zwei Gepräge[3]). Das erste ist: „Du sollst an keinen andern Gott glauben, als an mich, weder im Himmel noch auf Erden." Die von Babylon, die beten an die Sonne und den Mond und die Sterne. Die von Griechenland[4]) beten an die Leute und das Vieh und die Tiere. Und die von Egyptenland, die beten an ein Meerwunder, das hieß Apis. Das sollst du alles nicht thun. Das andre Gepräge ist, du sollst ohne Falsch und ohne Hinterlist mit Treue an Gott glauben, was du von Rechts wegen von

---

[1]) geworben.

[2]) helbelinc = ein Münzstück im halben Werte des jeweiligen Pfennigs.

[3]) = ist auf zwei Seiten geprägt, nämlich: Gebot und Verbot.

[4]) die von Krieche.

Gott glauben sollst, und was dir der Christenglaube sagt. Das thun die Juden und die Ketzer nicht. Darum gehen viele Leute verloren, weil sie den Helbeling nicht leisten können.

Der andere Helbeling ist das andere Gebot: „Du sollst deines Gottes Namen nicht unnützlich nennen.“ Der Helbeling hat auch zwei Gepräge. Das erste ist, du sollst weder aus Liebe noch aus irgend einem anderen Grund einen Meineid schwören, denn Meineide sind große Sünden, und wer viel schwören will, der wird oft meineidig. Das andere Gepräge ist, du sollst Gott nicht schelten noch ihm fluchen, denn es ist eine große Sünde: um eines Menschen willen, welcher Gott schalt, schlug der Engel 180 Tausend Menschen in einer Nacht tot[1]): um diesen Helbeling wird sehr gerichtet.

Der dritte Helbeling ist das dritte Gebot: „Du sollst den Ruhetag heiligen.“ Der Helbeling hat zwei Gepräge. Das erste ist, du sollst am Ruhetag nicht arbeiten aus Geringschätzung wie die Ketzer, die am Sonntag lieber arbeiten als am Montag. Das andere ist, daß deines Herzens Ruhe an keiner Kreatur liegen soll außer an Gott, der alle Dinge geschaffen hat. Derjenige zerstört des Herzens Ruhetag, welcher Herzenswonne oder -Freude oder -Ruhe begehrt außer Gott, es sei Gut, Ehre, Weib, Kind. Ei, lieber Gott, wieviel Leute um dieselben Helbeling verdammt werden!

Der vierte Helbeling ist das vierte Gebot, daß du Vater und Mutter ehren sollst, damit du langes Leben haben sollst. Der Helbeling hat auch zwei Gepräge. Das erste ist, du sollst ehren deinen Vater und deine Mutter, welche dich auf diese Welt gebracht haben. Ehre sie mit dem Herzen, das ist: du sollst sie nicht verachten, weil sie alt sind oder arm oder ungestalt oder siech, denn ist es so um sie bestellt, so bist du daran viel schuldig[2]). Du sollst sie ehren mit dem Leibe, daß du ihnen dienest und ihnen ihre Notdurft gebest, wenn du dazu in der Lage bist. Das andere Gepräge ist, du sollst deinen geistlichen Vater ehren, das sind die Priester, und sollst deine geistliche Mutter ehren, das ist die Christenheit. Denn über alle Menschen hat Gott die Priester geehrt, deshalb soll sie der Mensch ehren.

Der fünfte Helbeling ist das fünfte Gebot: „Du sollst niemand töten.“ Des Helbelings erstes Gepräge ist, du sollst mit deiner Hand niemand töten, noch (einen andern) heißen töten. Den hast du auch getötet, dem du helfen konntest und hast es nicht gethan, denn die Schrift spricht also: „Gieb dem Hungrigen zu essen.“ Giebst du ihm nicht, stirbt er also, so bist du schuldig an ihm. Du sollst auch niemandes Tod begehren mit Rat, mit Hilfe, mit Trost, mit Gunst. Das andere Gepräge ist, du sollst gegen niemand tötlichen Haß noch Neid tragen. Gegen welchen du solchen Haß trägst, den tötest du immerfort in deinem Herzen. Also spricht Sankt Johannes: „Wer gegen seinen Bruder, das

---

[1]) Bezieht sich wohl auf 2. Könige Kap. 19, 35 ff.: 185000 Mann aus dem Heer des Sanherib von Assyrien fallen in einer Nacht vor Jerusalem durch die Hand des Engels des Herrn.

[2]) wan ist daz an in, daz ist sêre von den schulden dîn.

ist, gegen seinen Mitchristen Neid und Haß trägt, der ist ein Mörder." Deshalb soll man sich vor diesen Dingen hüten, damit man diesen Helbeling wohl leiste.

Der sechste Helbeling ist das sechste Gebot, das ist „du sollst nicht unkeusch sein." Das erste Gepräge an diesem Helbeling ist, du sollst niemandes Leib zur Unkeuschheit begehren, das ist zum Beischlaf [1]). Um diesen Helbeling werden alle Tage viele Leute verdammt. Das andere Gepräge ist eine solche Unkeuschheit, von welcher vor euch nicht zu reden ist. Davor beschirme uns Jesus Christus!

Der siebente Helbeling ist das siebente Gebot: „Du sollst nicht stehlen." Der hat zwei Gepräge. Das erste ist, du sollst niemandes Gut begehren weder mit Raub noch mit Wucher noch auf andere unrechte Weise. Das andere ist, daß du dein Gut nicht zu geizig behaltest, und daß du armen Leuten davon mitteilen sollst [2]). Um diesen Helbeling wird euch Gott am jüngsten Tage fragen.

Der achte Helbeling ist das achte Gebot, das ist „Du sollst nicht falscher Zeuge sein". Der hat zwei Gepräge. Das erste ist, du sollst weder aus Liebe noch aus Leid noch aus Furcht noch aus Gebot noch um Lohn (es thun), daß du dein falsches Zeugnis gegen jemand bringest. Das andere Gepräge ist, du sollst Lüge und Falschheit meiden. Hier merket fünferlei Lügen, welche tötlich sind, und drei, für welche Ablaß gegeben werden kann [3]). Die erste ist, so man redet wider den Glauben, z. B. wenn man redet, Gott sei nicht (als) Mensch geboren, oder er wurde niemals gemartert oder unsere Frau sei nicht eine Jungfrau [4]) oder ein Ähnliches, was wider den Glauben ist. Die andere ist, so du lügest, was etwelchem schadet und niemandem frommt. Das ist, so du einem Menschen seine Ehre mit Lügen benimmst oder benehmen willst oder seinen Leib. Die dritte, was einem schadet, [und] dem andern frommt, z. B. wenn du mit Lüge oder falschem Zeugnis einem sein Gut mit Unrecht gewinnest. Die vierte, daß du mit Fleiß lügest und trügest und deinen Mitchristen übervorteilst, daß er davon großen Schaden hat. Das thust du ohne Grund, wenn er dir wohl vertrauet. Die fünfte ist, daß du desto besser gefallest wie der Taugenichts [5]) und der Spielmann, der um Gabe einen solchen lobt, der zu schelten wäre, und einen solchen schilt, der zu loben ist. Die sind tötlich; für diese kann Ablaß gegeben werden, wenn sie nicht in Gewohnheit sind. Die sechste, was niemand schadet und etwelchem frommt, z. B. wenn man einem sein Gut wollte nehmen, stehlen oder rauben, daß du sagest, du wüßtest nichts von seinem Gut, der dich darnach fragt [6]). Die siebente ist, daß du den Menschen wohl weißt, den sein Feind sucht und ihn töten will, und du sagest, du wissest

1) unê = Konkubinat (Lexer).

2) Diese Deutung mußte für die christliche Liebesthätigkeit äußerst fruchtbar sein.

3) und drî, die antlaezic sint.

4) maget.

5) loter.

6) Also: hehlen.

nichts von ihm. Die achte, wenn jemand einer Jungfrau ihre Jungfrauenschaft nehmen wollte, daß du ihr den verheimlichtest[1]) mit Lüge, das sind acht Lügen, von denen Sankt Augustinus schreibt. Die erste ist die häufigste, und [es] nimmt also ab, daß die letzte die seltenste ist.

Der neunte Helbeling ist das neunte Gebot, das ist „Du sollst deines Mitchristen Ding nicht zu Unrecht begehren". Der Helbeling hat auch zwei Gepräge. Das erste ist, du sollst deines Mitchristen Ding nicht begehren . . . . (die übrige Auslegung ist im Texte verderbt).

Der zehnte Helbeling ist, „Du sollst deines Mitchristen Gemahl nicht begehren". Der Helbeling hat zwei Gepräge. Das erste Gepräge ist, daß, wer immer eine Frau mit dem Willen und mit dem Gedanken ansiehet, daß er gern mit ihr schliefe, wenn er dazu Gelegenheit hätte. Der hat das Werk vor Gott vollbracht. Das andere ist, du sollst nicht begehren, daß man deiner begehre[2]). An dem ersten werden die Männer verdammt, an dem andern die Frauen.

III.

Zur Erklärung der sieben Sakramente.

Berthold von Regensburg; Pfeiffer I, 297—308 (aus der XX. Predigt).

Die erste Arzenei ist die heilige Taufe. Diese soll niemand mehr als einmal empfangen. Die Arzenei hat vier himmlische Wurzeln, welche der allmächtige Gott dazu gesetzt hat. Und wer immer nicht glaubet an die Wurzeln, dessen wird nimmer Rat. Wenn irgend einer glaubt, daß eine Wurzel nicht diejenige Kraft habe, von welcher der Arzt sagt oder ein anderer Mann, der wird darum nicht verloren: An diese Wurzeln (aber) allesamt, welche zu diesen zweien gehören, muß ein jeglicher Mensch glauben, oder er ist ewiglich verloren. — Die erste Wurzel der heiligen Taufe ist, daß derjenige Andacht haben soll, welcher da taufet. Nicht aus Kurzweil und aus Spaß soll man taufen, z. B. wenn ein Kind zu eines Priesters Handen nicht kommen kann, und es dann junge Leute tauften mit Gespött und Lachen[3]); oder wenn andere thörichte Leute ein Judenkind[4]) oder alte Leute einen alten Juden aus Spaß und Zeitvertreib ins Wasser stießen gegen seinen Willen[5]): das hat keine Gültigkeit. Zum Allerwenigsten soll Andacht haben, der da taufet, daß er denken soll: ich will dir

[1]) behieltest.

[2]) Diese Applikation ist von äußerster psychologischer Feinheit, wenn auch die nachfolgende Scheidung in Geschlechter nicht absolut zu verstehen ist.

[3]) Berthold spricht hier offenbar nicht gegen das Recht der Laientaufe an sich, sondern nur gegen den Unfug, welcher im Mittelalter häufig damit getrieben wurde.

[4]) ein jüdelîn.

[5]) über sînen danc.

gerne bei deiner Taufe nach christlichem Rechte helfen, oder ich will mit dir thun, was die Christenheit zu thun pflegt. — das andere Würzlein [ist]: das, wohinein man das Kind steckt[1]), das soll in aller Welt nichts anderes sein als schlichtes Wasser: es soll weder Wein noch Milch sein noch Bier — etliche taufen in Sandhaufen[2]) —: es soll in aller Welt nichts anderes sein als Wasser. — Das Dritte ist, man soll nichts anderes taufen als ein lebendiges Kind oder einen lebendigen Menschen, weder einen toten Menschen noch totes Gebein noch Gold noch Wachs noch etwas anderes in der ganzen Welt als einen lebendigen Menschen. Pfui, Zauberin, über deinen Atzemann! Glaubest du, dem allmächtigen Gott seine Arzenei zu fälschen? Du hast dich selbst verdammt in das ewige Feuer. — Das vierte Himmelswürzelchen [ist]: daß die Worte nicht geändert werden sollen. Wenn ein Kind nicht zu des Priesters Händen kommen kann, wer immer es dann taufet, Dirne oder Knecht, der nur die rechten Worte spricht, die sind gut. Man soll also sprechen: „ich taufe dich in den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Und während die Hände taufen, soll man die Worte sprechen. Man soll die Worte weder vorher noch nachher sprechen, sondern grade während die Hände beschäftigt sind, soll man die Worte sprechen und soll sie nicht abändern, weder dazulegen noch davonnehmen. Vergisset man den Namen[3]), so wird dessen schnell Rat: Gott giebt ihm einen sehr schönen oben in dem Himmel. Und ihr Frauen, mit Verlaub, wenn ihr fürchtet, daß es etwa nicht lebendig auf die Welt kommen möchte, ehe es ohne Taufe bliebe, so taufet ihm lieber das Häuptlein auf die Gnade unseres Herrn. Ihr sollt allen euren Fleiß daran kehren, daß es nicht ohne Taufe bleibe, und

---

[1]) stôzet.

[2]) Für diesen Abusus konnte ich nirgends einen Beleg finden. Vielleicht ist derselbe auch nur als Möglichkeit gedacht. Mit was für Möglichkeiten die römische Kirche rechnen mußte, zeigt sich auch aus folgender Zusammenstellung der gültigen und ungültigen Taufmaterien, welche sich bei **Gury, Moraltheologie,** übersetzt von J. G. Wesselack, Regensburg 1858, Seite 572, Nr. 1038 findet: I. Giltige Materie ist 1) das Wasser aus Quellen, Brunnen, Flüssen, Meeren, Teichen, Sümpfen, Seen, Cisternen; 2) Regenwasser, Wasser aus aufgelöstem Eis, Schnee oder Hagel, wenn es auch zufällig hinsichtlich der Farbe, des Geruchs oder Geschmacks verändert ist; 3) Schwefel- oder Mineralwasser, ferner jenes Wasser, das man vom Dampfe oder Thau gesammelt hat, ebenso jenes, das in einer regnerischen Zeit aus der Mauer oder von Blättern herabfließt; 4) trübes, mit anderen Substanzen vermischtes Wasser, wenn nur das Wasser wirklich und gewiß die vorherrschende Substanz ausmacht, sodaß es nach dem Gebrauch und dem Gutachten der Menschen noch Wasser genannt werden kann. Das ist die gewöhnliche Meinung (S. Lig. n. 103. Elbel. n. 8). — II. Ungiltige Materie ist; 1) Milch, Wein, Öl, Urin, Thränen, Schweiß, Blut; 2) feuchte Erde, der Saft, den man aus Blumen, Kräutern, Früchten und Wurzeln auspreßt; 3) Bier, dicke Brühe von Fleisch oder Fett, Tinte, außer wenn sie etwa sehr dünn ist; 4) Schnee, Eis, Reif und ähnliches, so lange es nicht aufgelöst ist; denn in diesem Zustande ist es kein natürliches Wasser. — III. Zweifelhafte Materie ist: 1) sehr dünne Brühe, Lauge, dünnes Bier, Wasser aus aufgelöstem Salze; 2) destillirtes Wasser, welches nämlich chemisch aus Pflanzen, Blumen oder Wurzeln bereitet wird. Das ist die gewöhnliche Meinung (S. Lig. n. 108).

[3]) Nämlich den Namen des Täuflings.

daß es richtig getauft werde. Denn wenn es ohne Taufe bleibet und nicht recht getauft wird, so habt ihr es um große Ehren gebracht, welche es ewiglich bei Gott haben sollte. Denn es kann Gottes Antlitz nimmermehr schauen noch irgend eine Freude, welche die Heiligen und die Engel in dem Himmelreich haben bei Gott. Judenkinder und Heiden, welche dennoch von dem Glauben nichts wissen aus Unerfahrenheit und so hinsterben, und aller Christenleute Kinder, welche ohne die Taufe dahinfahren oder nicht richtig getauft werden, die fahren alle zusammen an einen Ort, welcher da heißt **limbus**, wohin die Altväter fuhren [1]): und sie haben daselbst keine andere Pein und Marter, als die Marter des Schadens. So heißet ihr Zustand, welchen sie daselbst haben: Derselbe heißet „die Marter des Schadens", denn sie haben den allergrößten Schaden, weil sie nimmermehr zu dem Himmelreich kommen, sodaß sie große Marter leiden wollten, wenn sie recht wissen und verstehen könnten, wie großen Schaden sie daran erlitten haben, daß sie ungetauft von dannen gefahren sind: darum wollte jeder von ihnen — und ihrer ist wohl eine große Zahl desselben Völkleins — darum ist es durchaus nicht ein einziger von ihnen, er wollte gerne an einer glühenden Säule [2]), welche von dem Abgrund bis an den Himmel ginge und ganz mit glühenden Scheermessern besteckt wäre, daran wollten sie gerne bis an den jüngsten Tag auf- und niederfahren, daß sie dann Gott immer ansehen könnten. Das sollt ihr gar wohl verhüten, daß ihr ihm aus einer so kleinen Ursache so große Ehre und Nutzen und Wonne und Freude raubet. Denn es wäre heller worden als die Sonne durch die Taufe. Darum geben wir dem Kinde eine Kerze in die Hand nach der Taufe. Dabei sollten wir ihm die Sonne in die Hand geben; aber diese können wir nicht haben: darum geben wir ihm, was wir leisten können, nämlich eine brennende Kerze in die Hand, denn diese bezeichnet, daß es die Taufe heller gemacht hat als die Sonne. Solche Kraft hat die Arzenei, wer sie richtig empfängt. Man soll sie auch nur einmal empfangen. Nun seht, was uns Gott für Gnade erzeiget hat, wie Sankt Paulus da spricht [3]).

Die andere Arzenei heißt die heilige Firmung. Die soll man auch nur einmal empfangen. Die ist so edel, daß sie niemand geben soll als ein Fürst, ein geweihter Bischof. Und ihr sollt sie mit großer Andacht empfangen und mit Demut und sollt vorher wohl gebeichtet haben. Wer sie mit gebührender Würde [4]) empfängt, der wird dabei sofort befestigt, daß er je mehr desto besser

---

[1]) Die scholastische Theologie lehrte vom Jenseits, daß es dort fünf receptacula gebe: nämlich zwischen dem infernus für die Bösen und dem paradisus für die Guten (Anschauen Gottes) liegt der locus purgatorii zur Abbüßung der Sünden, und daneben der limbus infantium sowie der limbus patrum für die Frommen des alten Bundes; seit Christi Auferstehung aber ist letzterer verlassen. —

[2]) sûl, hier = Schandsäule, Pranger.

[3]) Weist zurück auf den Text, welchen Berthold dieser Predigt zum Grunde gelegt, resp. an die Spitze gestellt hat: 1. Cor. 15, 19: „Daz ich bin daz bin ich von der gnâde gotes und diu gnâde gotes ist nicht îtel in mir gewesen."

[4]) mit der wirde.

streiten kann wider des Teufels Ratschläge und wider der Welt Süßigkeit und wider des Fleisches Lust und wider alle Untugend, die der Seele Schaden sind. Darum schlingt man dir eine Binde um das Haupt. Diese bezeichnet einen Helm, welchen man einem Ritter aufbindet, so er in den Streit soll; dadurch wird er um vieles kühner und mannhafter. Das bezeichnet die Binde, daß ihr immer mehr allen Untugenden widerstehen sollt, die euch von Gott scheiden wollen. Und es soll niemand ohne dieselbige Arzenei sein; und wer sie nicht empfängt, obwohl er sie wohl haben kann, und darauf nicht achtet, des wird nimmer Rat. Und die Bischöfe sollen sie niemand versagen: an allen Orten und zu allen Zeiten sollen sie dieselbe den Leuten geben. Darum wähnet ihr einfältigen Leute, sie firmen nur, wenn sie weihen; so ist es nicht. Und ihr jungen Pfarrer, ihr sollt eure Pfarrleute dazu treiben, daß sie die große Heiligkeit empfangen. Und dazu gehören sechs himmlische Wurzeln[1]). Die gehen uns hier nichts an.

Die dritte Arzenei hat vier himmlische Wurzeln, welche der allmächtige Gott mit ganzer Kraft dazu gesetzt und eingerichtet hat[2]). Und dieselbe Arzenei soll man mit großer Andacht und mit großer Demut empfangen, und man kann sie wohl öfter als einmal empfangen. Und je öfter man sie empfängt, wie man es soll, mit der rechten Würdigkeit, umso besser ist es. Und dieselbe Arzenei ist der heilige Gottesleichnam. Denselben soll man mit gar großer Würdigkeit und mit großer Andacht empfangen. Denn so oft wird auch der Mensch eines Teiles[3]) seiner Sünden ledig und so oft wird man auch stärker in allen Tugenden der Seele, und am meisten in der Liebe Gottes. Und das erste himmlische Würzelein, welches der allmächtige Gott dazu gesetzt hat, das besteht aus drei Stücken: Brot, Wein und Wasser[4]). Dieselben Materien sollen vollständig sein, weil das eine derselben nicht ohne das andere sein kann, sie müssen alle drei da sein. Ist das Brot oder der Wein da, so kann die heilige Arzenei nimmer ganz werden und kann nimmer vollbracht werden, wenn nicht alle drei vollzählig da sind. Dieselben Materien sollen auch gerecht und echt sein, also daß das Brot

---

[1]) Berthold meint offenbar damit 6 Bedingungen, welche zur Gültigkeit einer Firmung gehören. Vgl. oben „die Wurzeln" der h. Taufe.

[2]) gotempert.

[3]) Man beachte: eines Teiles der Sünden, nicht aller!

[4]) Vgl. Gury. Moraltheologie, Regensburg 1858, Seite 590, 1080: Ein wenig Wasser muß mit dem Weine vermischt werden, und dies nicht wegen der Giltigkeit des Sakraments, sondern nur wegen der Notwendigkeit des Gebotes (?). Der Grund für das erste wird hergenommen 1) von der immerwährenden Praxis der Kirche und der allgemeinen Überlieferung der Väter, 2) aus der Erklärung verschiedener Concilien, besonders jener zu Florenz, welches erklärt, „die Materie des Kelches sei Wein vom Weinstocke, womit sehr wenig Wasser vermischt werden müsse", und zu Trient (Trid. Sess. 22. c. 7).

Der Grund für das zweite liegt darin, weil Christus bei der Einsetzung nur den Wein bezeichnete, und verschiedene Concilien, wenn sie dieser Vermischung erwähnen, von einem bloßen Gebote reden wie das Tridentinum (Loc. cit.); dazu kommt noch die Lehre des Katechismus dieses Conciliums, welcher nach der Auseinandersetzung, daß diese Vermischung nicht ohne schwere Sünde unterlassen werden könne, noch beifügt: „Wenn aber das Wasser mangelt, wird das Sakrament doch vollbracht."

in aller Welt von anderer Art sein soll als von Weizen oder Weizenart, und soll ungesäuert[1]) gebacken sein, ohne Hefe und Gewürz[2]). Wenn der Wein trübe wird oder krank, wenn er nur nicht Essig wird, davon will ich nicht reden an solchen Orten, wo man ihn nicht haben kann; denn es giebt manches Land, wo der Wein gar teuer ist, und wo man frischen Wein nicht gut haben kann, wie man sollte. Denn wäre es möglich, daß man aus Gold Wein machen könnte oder aus Balsam, das wäre die heilige Arzenei wohl wert. Und darum sollet ihr Messner wohl Acht geben auf dieselbe Materie, oder diejenigen, welche sie behüten sollen. Ihr sollt die Fäßchen mit großem Fleiße rein machen und mit Fleiß bedecken und in Acht nehmen; und die den Wein aus der Ferne holen müssen, daß ihr nicht Wasser dazu gießet, damit er desto länger reiche[3]). Davor sollt ihr euch hüten, so lieb euch das Himmelreich ist. Ihr sollt die Fässer, in welchem ihr den Wein aufbewahrt, in großer Reinlichkeit erhalten; und ihr sollt euch der Arbeit gern annehmen, daß ihr desto öfter frischen Wein bringet. Und damit sollt ihr mit gar großer Furcht[4]) umgehn. Denn du kannst also damit umgehn, daß deiner nimmer Rat wird: wenn ihr an dem Altar dienen sollt an der Engel Statt. Ihr Priester sollt auch nicht zuviel des Wassers in den Kelch mischen: mit einigen Tropfen ist alles vollständig gereinigt: damit ist es genug. Das Wasser soll auch so rein und frisch sein, als du es nur irgend haben kannst. — Das andere Würzelein, das da zu der heiligen Arzenei gehöret, das ist ein geweihter Priester, der mit der rechten priesterlichen Weihe [versehen ist] und ein priesterliches Amt empfangen hat und mit Recht behauptet hat. Und niemand anders in aller Welt hat dazu Gewalt, weder König noch Kaiser noch Engel noch etliche Heilige, die es nicht zu thun vermögen, daß sie diese heilige Arzenei bereiten mögen wie ein geweihter Priester. Es ist manche reine Jungfrau auf Erden, wenn Gott will, welche ihre Keuschheit rein erhalten hat, welche sie von ihrer Mutter Leibe empfangen hat, und welche seitdem Gott manchen hohen Dienst geleistet hat in Klöstern und außerhalb derselben. Es seien Witwen oder Jungfrauen, Edle oder Unedle, die mögen herzukommen mit aller ihrer Demut, mit aller ihrer Andacht, mit aller ihrer Heiligkeit, welche sie mit ihrem reinen Leben um Gott verdienet haben; dazu will ich euch noch als Zulage[5]) geben die heiligen Frauen Sankt Margarethen und Sankt Katharinen und den guten Sankt Laurenzien und den guten Sankt Georien und Sankt Oswalten u. s. w. Die könnten allesamt diese heilige Arzenei nicht bereiten, wie ein einziger geweihter Priester es thut. — Das vierte ist des Priesters Andacht. Und wenn die vier Würzelein da in Ordnung sind, so wird dadurch[6]) Gott verwandelt in

---

1) derbe.

2) sinewol?, findet sich nicht in Lexers Lexikon.

3) Nämlich, um einen Weg zu sparen.

4) Ehrfurcht.

5) stiure.

6) dâ.

das Brot, denn das vierte Würzelein ist, daß der Priester die Worte mit Andacht sprechen soll an dem Altar[1]), und von den heiligen Worten [kommt es], daß das Brot, welches da ist, nicht mehr Brot ist, sondern wahrer Gott und wahrer Mensch mit Leib und mit Seele, wie er geboren wurde von meiner Frau Sankt Marien, der ewigen Jungfrau. Und was da Wein war, das ist nichts anderes als sein heiliges Blut, wovon ein einziger Tropfen teurer ist als Himmel und Erde. Und also wird die Arzenei vollbracht mit so großer Kraft, daß das ganze himmlische Heer davon gelobet und geehrt wird, und es allen Christenleuten zum Glück und zum Heil gereicht, die in dem Fegefeuer sind. Nun seht, wie mancherlei Gnade der allmächtige Gott an uns erzeiget hat! Darum nimmt es die Ketzer und die Juden Wunder, wie das sein könne, daß Gott in ein Brot verwandelt werde. Pfui, verfluchter Ketzer und stinkender Jude! Wahrlich, der allmächtige Gott hat heute noch ebenso große Kraft wie damals, als er das Firmament mit Einem Worte machte — und da er das Wort gesprochen, da war es gemacht — und alle Sterne mit Einem Worte machte und das Erdreich. Diese Gewalt hat er noch, daß er den heiligen Worten die Kraft giebt, welche der Priester über den Materien spricht, daß sich Gott in das Brot verwandelt und sein heiliges Blut in den Wein. Und das da Wein und Brot ist, das ist denn weder Brot noch Wein. Und darum hat der allmächtige Gott der Nachtigall eine gar große Kraft gegeben, daß man daran prüfen und merken soll, daß er das alles wohl thun kann, was er will, weil er allmächtiger Vater heißt und ist. Wenn die Nachtigall das Ei gelegt hat, so sitzet der Vater vor dem Ei und singet mit seiner süßen Stimme in der Richtung gegen das Ei, bis daß ein schöner Vogel darinnen wächst. Und also spricht Sankt Ambrosius in einem Buche, welches Exameron heißt: da der allmächtige Gott dem Vogel die Kraft gegeben hat, daß er mit seiner süßen Stimme das Ei zu einem lebendigen Vogel machet — was weder Fleisch noch Bein war und nichts anderes als ein bloßes Ei, das ist durch des Vogels Stimme Fleisch und Bein und ein lebendiger Vogel geworden —: da Gott dem Vogel und seiner Stimme diese Kraft gegeben hat, was kann er dann mit sich selbst und mit seinen eigenen heiligen Worten thun? Darum ist das viel leichter möglich, daß er sich mit seinen eigenen Worten von des Priesters Munde in ein Brot verwandelt. So spricht mancher auf dem Felde, so man ihn hängen will oder anders aus dem Leben nehmen, daß er nicht glaubt zu genesen, wenn er spricht: „Nein! Damit mir unser Herr werde, gieb mir einen Brosamen in meinen Mund oder ein Stück Erde, wenn du nichts anderes hast!“, und damit glaubt er Gottes Leichnam zu empfangen. Nein, nicht doch! Brot ist Brot, Erde ist Erde, Gottes Leichnam ist Gottes Leichnam. Isset er viel Brot oder Erde, so ist er nur desto schwerer an dem Galgen. Er soll mit ganzer Reue und Andacht begehren, daß er gerne Gottes Leichnam empfinge, ob er ihm zu teil werden möchte, und ganzen Willen haben,

[1]) ob dem alter.

daß er nimmermehr eine Sünde thun wollte, die tötlich wäre, wenn er von diesen Dingen käme. Der hat Gott mit dem [bloßen] Begehren. Und hierbei sollt ihr merken, wie man Gott mit dem Begehren empfängt. Und würden zwei auf dem Felde erschlagen und sie riefen beide mit ganzer Reue und mit rechter Andacht nach unserm Herrn, und bäten, daß man ihnen denselben gäbe: und man brächte ihnen unsern Herrn mit einem Priester, der ginge zu dem einen und beschickte denselben, und bis er zu dem andern käme, wäre derselbe tot: so hätte dieser unsern Herrn mit rechtem Begehren empfangen wie jener, nur daß dieser desto eher aus dem Fegefeuer kommt, welcher ihn empfangen hat.

Die fünfte Arzenei ist das heilige Öl, womit man die Leute ölet in dem Siechtum. Das kann man mehr als einmal empfangen; aber nur ein Mensch, welcher Sorge hat, daß er sterbe. Der soll sich sogleich ölen lassen. Stirbt er, so ist ihm sein Christentum vollendet[1]) mit der fünften Arzenei, welche ein jeglicher Christenmensch von Rechts wegen haben muß, und brennet um vieles weniger in dem Fegefeuer. Und ihr sollt darnach mit rechter Andacht begehren und vorher wohl bereuet und gebeichtet und unsern Herrn empfangen haben[2]). Darum nähme eure Seele es nicht für alle Welt, wenn ihr geölt wäret. Denn es wird eure Strafe desto geringer in dem Fegefeuer und euer Lohn und eure Ehre desto größer in dem Himmel. Ist es aber, daß ihr geneset, so seid ihr desto kräftiger an dem Leibe[3]) und an der Seele, und nimmt euch einen Teil eurer Sünden ab. Und darum sollt ihr das nicht unterlassen, wenn ihr in irgend einer Weise dem Tode entgegengeht, ihr sollt das heilige Öl empfangen, denn es ist euch über alle Maßen nützlich, ihr sterbet oder geneset. Und so ihr euch bewahren wollet, so lasset euch ölen. „Ja, Bruder Berthold, ich fürchte wohl zweierlei oder mehr dabei. Ich höre sagen, wenn ich hätte ölen lassen, ich solle nimmermehr bei meinem Ehegemahl liegen. Darum lasse ich es, solange ich irgend kann." Siehe, das ist recht eine Lüge und eine Ketzerei. Du sollst bei deinem Ehegemahl liegen, wie es nach der Ehe recht ist, jetzt wie zuvor, in Gottes Namen ohne Sünde. „Bruder Berthold, so fürchte ich noch wohl zwei Dinge." Was fürchtest du aber nun? „Da höre ich sagen: ich solle nimmermehr Fleisch essen, und es soll nimmermehr ein Mensch auf dem Leinenlaken liegen, auf welchem man mich geölt hat, und ich solle nimmermehr auf die Erde treten."[4]) Das ist allessamt gelogen. Du sollst Fleisch essen wie zuvor, liegen

---

[1]) sô ist im sîn kristenheit gar geschehen.

[2]) Also die letzte Ölung soll nur in Anlehnung an Beichte und hl. Abendmahl stattfinden.

[3]) Diese magische Wirkung öffnete dem Aberglauben Thor und Thür.

[4]) Die hier genannten Forderungen stellten die Sekten (cf. Rainerius) an ihre perfecti, welche durch das Consolamentum vollständig aufgenommen waren. Diese gingen schwarz gekleidet, mußten jede Berührung mit Weibern meiden und durften nicht das Geringste ohne Gebet genießen. Ihr Gelübde war (nach Martene, thes. V, 1776): Promittis, quod de caetero non comedas carnes, nec ova, nec caseum, nec aliquam victuram, nisi de aqua et ligno? quod non mentieris, nec jurabis, nec occides quicquam ex reptilibus, nec exercebis aliquam libi-

und schlafen auf deinem Leinenlaken wie zuvor, nachdem man es gewaschen hat. Tritt auch auf die Erde barfuß oder in Schuhen ohne Sünde. „Bruder Berthold, so fürchte ich noch eins, weshalb es mancheiner unterläßt." Nun, was fürchtest du denn noch? „Der Pfarrer will dafür drei Schillinge und bisweilen von einem Reichen noch mehr, und von einem Kranken, je nachdem er dazu in der Lage ist. Er will überhaupt nicht ölen, wenn man nicht bezahlen kann." So sollst du ihn fleißiglich bitten, daß er dich öle ohne Bezahlung. Und will er das nicht thun, so sollst du fleißiglich mit rechter Andacht nach Gott begehren und lieber ohne Öl sterben. Denn verhandeltest du mit ihm, so wäre das eine große Hauptsünde. Deshalb sollst du lieber ohne Öl sterben. Er muß es aber Gotte büßen, daß ihm weh wird, wenn er daran jemals wieder denkt, denn die sieben Heiligkeiten [1]) soll man alle umsonst geben. Denn so hat es der allmächtige Gott geboten. Giebst du etwas von selbst dem, der dich ohne Bezahlung ölet, so ist dir's keine Sünde; es ist dir eben ein Almosen. Und stirbst du, so muß er deiner sehr getreulich gedenken. Genesest du, so muß er dir aber Heil und Glück zu Gott hin wünschen.

Diese fünf Heiligkeiten [1]) muß ein jeglicher Christenmensch sehr notwendig haben. Diese (folgenden) sind auch sehr nützlich.

Die sechste Arzenei, das ist die heilige Priesterweihe. Dieselbe hat sechs himmlische Würzelchen. Diese gehen uns nichts an; darum brauche ich von ihnen nicht zu reden. Dieselbe Arzenei hat die Kraft: Welch' Priester sie mit rechter Andacht empfängt, der hat eine so weite und breite Gewalt, daß niemals ein König oder Kaiser so große Gewalt jemals gewann, als der Priester hat, wenn er die sechste Arzenei recht empfängt. Ihr Könige und Kaiser schauet hin! Nun seht, eure Gewalt geht nicht höher als in die Städte und die Dörfer und auf die Burgen. Aber des Priesters Gewalt geht von der Hölle bis hinauf zum Himmel. Denn, wem er den Himmel rechtmäßig aufschließt, den kann kein Engel hinaustreiben [2]). Wem er aber den Himmel verschließt, es sei ein Herr oder ein Ritter, ein Reicher oder ein Armer, ein Mann oder eine Frau, ein Herzog oder ein Graf, ein König oder ein Kaiser, so kann ihn kein Engel jemals hineinlassen. Nun seht, wie hoch der allmächtige Gott die Priester geehrt hat vor allen Menschen, vor Königen, vor Kaisern! Denn ihre Gewalt ist ein

---

dinem de corpore tuo, nec ibis solus, dum possis socium habere, nec solus comedes, nec jacebis sine camisia et bracis, nec relinques fidem timore ignis vel aquae, vel alias generis mortis? Die credentes, die Katechumenen der Partei, lebten oft ausschweifend. Sie verschoben den Empfang des consolamentum möglichst auf das Sterbebett, denn im Falle der Genesung waren sie an die Gesetze der perfecti gebunden. Da man aber nicht allen die dazu nötige Festigkeit zutraute, so wurden sie gewöhnlich nach dem Empfange des consolamentum veranlaßt, die „Endura" einzugehen, d. h. sich der Speise und des Trankes völlig zu enthalten, um gewiß zu sterben. Vgl. zu den Quellen J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Vierte Aufl. Bonn. 1848. II. Bd. 2. Abteilung. Seite 627 ff.

[1]) Sakramente.

[2]) Vgl. zu diesem Bilde 1. Mos. 3, 24.

armselig Ding gegen der Priester Gewalt. Wer sich des Priesters Gewalt unterthänig macht mit aufrichtiger Beichte und mit wahrer Reue, und was für Sünden auch immer er gethan haben möge, so hat doch der Priester die Gewalt, daß er vor ihm sogleich die Hölle verschließt und thut ihm den Himmel auf mit rechter Buße nach der Gnade Gottes und nach des Menschen Lage. Und darum trägt er die Krone[1]) an allen Orten und zu allen Zeiten, Tag und Nacht und zu allen Stunden. Dagegen traget ihr Kaiser und ihr Könige eure Krone gar selten: ihr traget sie nur bei Festen. Wie groß auch immer eure Gewalt sei, ihr könntet nicht einen Menschen von der geringsten Sünde entbinden. Das thut ein Priester wohl: der bindet und entbindet die Sünder wohl nach Recht. Nun seht, wie große Kraft diese Arzenei hat!

Die siebente Arzenei ist die heilige Ehe, und sie hat diese Kraft: alle, welche sie empfangen, die vermehren ihr Geschlecht ohne Sünde. Was für andere Leute so sündig ist, daß es Todsünde heißt, das ist für diese Leute keinerlei Sünde. Denn diese Arzenei heißet die heilige Ehe. Und darum, ihr Herrschaften allzumal, die ihr nun diese heilige Arzenei empfangen habt, dieselbe sollt ihr gar züchtiglich behalten. Euer Orden[2]) ist ein gar starker Orden, und derselbe hat zwei himmlische Würzelchen, mit welchen sie der allmächtige Gott zugerichtet hat. Und die gehen euch gar sehr an, daß ihr sie wissen sollt: das ist euch ohne Maßen gut und nützlich. Das eine Würzelchen ist, wie man richtig und redlich dieselbe Arzenei empfangen soll. Das andre Würzelchen: wie man sie richtig und redlich bewahren soll. Daraus könnte ein besondere Predigt werden, eine gar lange[3]). Da man die heilige Ehe niemals entbehren könnte, so hat Gott die heilige Ehe mit einer von den sieben Heiligkeiten befestigt und mehr geheiligt als irgend einen anderen Orden[2]), welchen die Welt jemals gewann. Weder die Barfüßermönche noch die Prediger noch die grauen Mönche können auch nicht einmal einen Teil von der Ehe genießen. Und dies hat der allmächtige Gott nicht ohne Ursache gethan, daß er dieselbe so hoch geehrt hat. Es ist ein schamhaftes Ding, womit Frauen und Männer ihr Geschlecht vermehren, sodaß einfältige Leute oft ängstlich fürchten, daß sie eine Hauptsünde thun. Geschiehet es aber, daß sie es rechtmäßig thun, wie Gott es geboten hat und wie es in dem Paradiese bestimmt ward, so ist es keine Sünde. Wenn man nicht zu demselben Orden raten kann, der da die Ehe heißt, so hat er[4]) ihn geraten und andre Orden hat er geraten. Und an der Heiligen Stätte, die auf Erden ist, hat der allmächtige Gott die Ehe aufgestellt. Wie könnte ihre Zahl erfüllet werden, außer durch die heilige Ehe? Uns ist davon mancher tugendhafte Heilige geboren, welche da

---

[1]) Gemeint ist die Tonsur, welche an die Dornenkrone Christi erinnern und das Abzeichen des königlichen Priestertums vorstellen soll: corona sacerdotalis.

[2]) Stand.

[3]) Berthold hat eine solche gehalten (Pfeiffer I, 309—338), und dieselbe ist thatsächlich die längste von allen 71 Predigten, welche wir überkommen haben.

[4]) scil. Gott.

die Krone vor Gott tragen[1]). „Bruder Berthold, die dann aber in der Ehe sind und doch ihr Geschlecht niemals mehren, da sie Kinder weder haben noch bekommen können, und sie hätten's aber viel wunderlich gerne?" Darum sollst du dich nicht fürchten. Ist es nicht deine Schuld, und hättest du gern Kinder, so bist du Gott darum nicht weniger lieb. Irret dich nur keine andere Sünde, so sollst du weder Zweifel noch Furcht Gott gegenüber haben, daß du Gott darum weniger lieb seiest, weil man spricht: „Der Baum, welcher nicht trägt, den soll man abhauen. Glaube mir, es hat dir Gott zum Glück so gefügt, wenn du keine Kinder hast: Wenn du nur dieselben willst, so kannst du das Himmelreich um vieles besser erwerben, als wenn du Kinder hättest. Im Alten Testament unterschied man die Leute, welche unfruchtbar waren, und dieselben deuchten sich unselig. Das ist jetzt nicht mehr so. Es sind manche Tausende, welche wegen ihrer Kinder niemals in den Himmel kommen wie Herr Eli[2]). Derer ist noch immer gar viel, wenn sie Kinder gewinnen, so bindet der Teufel sie damit fest, daß sie ihm niemals entgehen können. Geradeso wie ein Herr seine Burg befestigt, indem er darinnen einen großen und einen starken Turm gemauert hat, also hat der Teufel einen Turm um euch gemauert mit List; denn du glaubst dann nimmermehr, daß du die Kinder mit Gottes Hilfe ohne unrechtes Gut ernähren könnest. Der Gott, welcher dir die Kinder gegeben hat, der gäbe dir auch wohl, daß du sie ernährest, wolltest du darin vertrauen; denn die Kinder hat dir Gott selbst gegeben. Denn Kinder giebt niemand als Gott selbst: aber den Geiz giebt der Teufel und mauert einen Turm um dich, damit er dadurch immer sicherer ist. Und darum hütet euch um des allmächtigen Gottes Willen vor unrechtem Gewinn! Nun seht, wie mannigfache Gnade Gott euch erzeiget hat! Darum sollt ihr ihm vertrauen, daß er euch ohne unrechtes Gut wohl ernähre in dieser Welt. Er hat es euch gelobt, der Mund, der niemals gelogen hat: Wer sich mit rechter Treue auf ihn verläßt, daß er den nimmer verlassen will, weder in dieser Welt noch in jener. So große Kraft hat die Arzenei, welche die heilige Ehe heißt. Und darum, ihr jungen Leute, nur möglichst schnell zu der heiligen Ehe, die ihr bei der Welt bleiben wollt! Und wenn du Mann oder du Frau nur ein einziges Mal zur Unkeuschheit bei einander seid, so habt ihr eine Hauptsünde gethan, und euer beider wird nimmer Rat. Buße nehme ich allezeit aus. Da thun diese Leute in der heiligen Ehe dreißig Jahre, vierzig Jahre, fünfzig Jahre, sechszig, so lange sie leben, genau dasselbe, was du thust und fahren doch deshalb niemals zur Hölle, es beirre sie denn eine andere Sünde. „Nun, Bruder Berthold, da du so lange und so beständig und so hoch die heilige Ehe lobest über alle anderen Orden: ich bin ein geistlicher Mensch, ich will mich auch gern zu der Ehe halten." Nicht, nicht! so lieb euch das Himmelreich ist. Aus der Ehe kommt man wohl zum geistlichen Leben: Wie heilig aber auch die

---

[1]) Vgl. das bekannte Wort des Hieronymus in seiner epist. ad Eustochium: laudo nuptias, laudo conjugium, sed quia mihi virgines generant.

[2]) Vgl. 1. Samuelis Kap. 2.

Ehe ist, so kann man doch nicht aus dem geistlichen Leben zur Ehe kommen. Denn die Ehe ist ein gar weiter Orden, sie hat darum sehr lange Regeln. Darum wäre es euch Eheleuten gar nützlich, daß ihr dieselbigen Regeln oft läset, wie ihr in der Ehe leben solltet, und wie ihr zu der Ehe kommen solltet. Darum bin ich willens — vergönnt es mir der Herr — ich will euch darüber eine ganze Predigt halten [1]). Daß ihr nun die fünf Heiligkeiten also empfanget, welche ein jeglicher Christenmensch aus rechter Not bedarf, und die andern zwei, für welche Gott sie geschaffen hat, und sie also würdiglich empfanget und bewahret, daß Gott dadurch gelobt werde, welchen diese Arzeneien so viel kosteten und welche ihn also schwer ankamen, das verleihe mir und euch der allmächtige Gott! Amen.

IV.

Zur Bibelkenntnis der mittelhochdeutschen Dichter.

Um eine Vorstellung von der Bibelkenntnis unserer mittelhochdeutschen Dichter zu geben, lassen wir eine Reihe von biblischen Anklängen, Citaten und Geschichten, welche sich bei denselben finden, folgen. Man wird, obwohl wir hier nicht Vollständigkeit bieten können, den Eindruck der Mannigfaltigkeit gewinnen.

Freidank citirt häufig die heilige Schrift, nennt sie jedoch nur höchst selten. Einmal, wo er 2. Petri 3, 8 anführt, leitet er den Spruch mit der Bemerkung ein: **diu buoch sagent uns vürwâr: ein tac sî dâ tûsent jâr.** Ein anderesmal (129, 1 ff.) citirt er Psalm 105, 14 (nach Zählung der Vulgata: 104, 14) mit dem Bemerken: **got in Dâvîdes spruche giht,** und in 165, 17 den Psalm 140, 4 (Vulg. 139, 4) **diu boese zunge ist ein vergift, daz seit Dâvît in sîner schrift.** Von biblischen Anklängen heben wir bei Freidank folgende hervor:

71, 3—6 vgl. Matth. 23, 3:

> **swer iu guote lêre gebe,**
> **unt selbe iht gaeeclîche lebe,**
> **da nemet ir guot bilde bî**
> **und enruochet, wie dem andern sî.**

79, 5 f. vgl. Sprüche Salom. 8, 23:

> **wîsheit michel elter ist**
> **danne kunst und al der werlde list.**

95, 14 f. vgl. Sprüche Salom. 27, 10:

> **ein vriunt ist nützer nâhe bî,**
> **dan hin dan verre drî.**

---

[1]) Vgl. Pfeiffer I, 309—338.

95, 16 f. vgl. Sprüche Salom. 18, 24:
gemachet vriunt ze nôt bestât,
dâ lîhte ein mâc den andern lât.

117, 26 f. vgl. Prediger Salom. 1, 4:
swâ ein künne stîget,
daz ander nîder sîget.

152, 12 f. vgl. Lukas 22, 36 f.:
Zwei swert in einer scheide
verderbent lîhte beide.

164, 3 f. vgl. Jakobus 3, 5 f.:
daz wirste lit, daz ieman treit,
deist diu zunge, sô man seit u. s. w.

An biblischen Citaten führen wir aus Freidank folgende an:

1, 5 f. vgl. Psalm 110, 11 (Vulg.):
Gote dienen âne wanc,
deist aller wîsheit anevanc.

3, 5 f. vgl. Galat. 6, 8 (Vulg.):
die liute snîdent unde maent
von rehte als sî den akker saent.

4, 6 f. vgl. 2. Petri 3, 8: vgl. oben.

6, 20 ff. vgl. Römer 9, 20 ff.:
(swaz got mit sîme geschephde tuot,
daz sol unz allez dunken guot.)
waz mac der haven sprechen,
wil in sîn meister brechen?

55, 9 f. vgl. Matth. 15, 14:
Swâ blinde gât dem andern vor,
die vallent lîhte beide inz hor.

56, 7 ff. vgl. Matth. 6, 21:
Swar ie des mannes herze stât,
deist sîn hort, den er dâ hât.

oder: des menschen herze ist alle zît,
swâ sîn schatz verborgen lît.

62, 10 f. vgl. Matth. 12, 34:
vil lîhte spricht der munt,
daz dem herzen ist unkunt.

72, 1 ff. vgl. Prediger Salom. 10, 16:

Lant und liute girret sint,
swâ der künc ist ein kint, (vgl. Jes. 3, 4 ff.)
und sich vürsten vlîzent,
daz si vruo enbizent
da wirt selten wohl geriht
Salomôn des selben giht.

80, 10 f. vgl. Sprüche Salom. 17, 18:

Swer niht wol gereden kan,
der swîge, unt sî ein wîser man![1])

117, 20 f. vgl. Römer 12, 15:

man sol bi vröuden wesen vrô,
bî trûren trûren, kumt ez sô.

119, 6 f. vgl. Matth. 13, 57:

man sihet vil selten wîssagen
in sîme lande krône tragen.

119, 12 f. vgl. 1. Mose 3, 19b:

(Nieman ist sô wol geschehen,
ern süle doch zer erden iehen:)
wan er von erden ist genomen
und wider muoz ze erden komen.

121, 8 f. vgl. Lukas 6, 31:

swaz iu sî liep, daz man iu tuo,
daz tuot ouch ir, daz hoeret derzuo!

123, 6—7 vgl. Matth. 7, 6:

swer berlîn schütet vûr diu swîn,
die mugen niht lange reine sîn.

125, 13 f. vgl. Matth. 15, 26:

erst tump, der sîner kinde brôt,
den hunden gît in hungers nôt.

128, 6 ff. vgl. Sprüche Salom. 30, 18:

des wien sluc, des schiffes vluz,
des slangen sluf, des donres schuz,
wie gerâten sülm diu iungen kint,
der strâze uns alle vremde sint.

---

[1]) Vgl. das lateinische Sprichwort: O, si tacuissos, philosophus fuisses!

129, 1 ff. vgl. Psalm 104, 15 (Vulg.):

Got in dâvides spruche giht:
„ir sult mîne kristen rüeren niht.
ez sol ouch mînen wîssagen
nieman arge zungen tragen."

136, 9 f. vgl. Sprüche Salom. 9, 17:

verstolniu wazzer süezer sint
denne offen wîn, iehent diu kint.

142, 19 f. vgl. Lukas 17, 37:

diu gîre vliegent gerne dar,
dâ sî des âses werdent gewar.

175, 8 ff. vgl. Lukas 17, 10, desgl. Titus 3, 5:

ob ein man allez daz begât,
daz uns got geboten hat,
dennoch sol er angest hân,
wi er sîn gnâde welle empfân.

177, 3 f. vgl. Hiob 1, 21:

Zer werlde ich blôzer komen bin,
si lât ouch mich niht vüeren hin.

An längeren Citaten oder Erzählungen aus der Bibel finden sich bei Freidank folgende:

178, 14 ff. vgl. Matth. 25, 42 ff.:

Got vordert an dem jungsten tage
sehs dinc an uns mit grôzer klage:
mich hungerte und durste, ich was gast,
iur helfe mir dâ zuo gebrast.
ich was weise[1]) unt nacket gar,
mîner armuot nâmt ir kleine war,
in dem kerker ich gevangen lac,
ir trost mich weder naht noc tac,
moht ir der werke niht begân,
ir solt doch guoten willen hân,
dâ mite waere ich wol genert,
alles, des ich hân gegert.

[1]) verwaist, verlassen. NB. Bei den Objekten der Barmherzigkeitswerke sind Hunger und Durst in eins zusammengefaßt.

149, 5 ff. vgl. Apostelgesch. 3, 1 ff.:

Sant Pêter quam an eine stat,
da in ein lâmer almosens bat,
nu hoeret, wie sant Pêter sprach,
do ern sô siechen ligen sach:
„silber, golt ist vremede mir,
daz ich dâ hân, daz gieb ich dir.“
alsô gab er im ze stunt:
er sprach: stant ûf und wis gesund.

Thomasin von Zirklaria könnte man wegen seiner ausgedehnten theologischen und biblischen Kenntnisse fast für einen Theologen halten. Er war es aber nachweislich nicht (vgl. Rückert pag. XI—XII). Eigentliche biblische Citate und Anklänge sind freilich bei ihm verhältnismäßig selten.

2507 ff. vgl. Matth. 24, 7:

es soll **hunger sîn und boesiu jar, schûr, erdpidem.**

7979 ff. vgl. Apostelgesch. 5, 29. Matth. 10, 28:

du solt got vürhten harter, nämlich als menschliche Herren.

Und: **ein ieglich man doch vürhten sol**
got mêre danne deheinen man,
der sêle und lîp dar senden kan,
dâ unruowe nimmer ende hât.

9909 f. vgl. Weisheit Salom. 2, 24:

swer nîdet unmaezeclîchen,
der toet sich selben sicherlîchen.

11664 vgl. Matth. 26, 39:

niht als ich wil, sî swie du wil.

3538 ff.: Das Vaterunser.

Überaus häufig erinnert Thomasin an biblische Namen, Personen und Beispiele:

Adam (10863) wird mehrfach genannt. Sein Sündenfall ist von grundlegender Bedeutung für die ganze Menschheit geworden.

Abraham (6051 f.) ist ein Vorbild des Gehorsams, Isaak (6058) ein Muster der Keuschheit und Jakob (6060) ein Beispiel der Einfalt.

Henoch ist ein Vertreter der sittlichen Reinheit (6061 f.).

Kain wurde aus Neid (vgl. Römer 1, 29) der Mörder seines Bruders Abel (11989). Er schadete nur sich selbst, indem er seinen Sinn verkehrte. Seinem Bruder aber verhalf er frühzeitig dorthin, **dâ er harte gerne ist** (5189, dgl. 5278). Kain selbst aber ist in die Hölle gekommen (6104 f.). In seiner Gesellschaft ist auch Nimrod.

Josephs Keuschheit in Potiphars Hause lehrt das rechte Verhalten in der Stunde der Versuchung (5276 ff.). Darum hat Gott sein Unglück in Glück gewandelt und ihn zum Obersten über ein ganzes Volk gesetzt (6063 vgl. 6865—6886).

Pharao (5227 f.) ist ein abschreckendes Beispiel für die Verstockung in der Sünde.

Moses (6892 ff. vgl. 2. Mose 2, 14) mußte um einer Gutthat willen vor seinem eigenen Volke fliehen. Als er einen Streit zwischen zwei Israeliten schlichten wollte, sprach der eine zu ihm:

wir wellen niht dîn meisterschaft,
wer hat dich uns ze meister geben,
daz wir nien mugen vor dir leben?

Aber dem, welchen dieser Mann nicht zum Meister über sich haben wollte, wurde nach Gottes Willen das ganze Volk Israel unterthan. Der Flüchtling kehrte als Meister zurück (6963 ff.). Man kann an ihm lernen, daß man getrost Gott für seine Ehre sorgen lassen darf, wenn man nur selbst darnach trachtet, Gottes Willen zu thun.

Aaron (12819—12848) war der auserwählte Priester Gottes.

Die Rotte Korah (4553), welche einen Aufstand gemacht hatte, versank in die Tiefe der Erde.

Nadab und Abihu (4555 vgl. 3. Mose 10, 1 ff.), die Söhne Aarons, wurden verbrannt, als sie ungesetzliches Feuer an den Altar brachten.

Der weise Bileam (11987 ff.) wurde durch seine Begierde nach Gold betrogen.

Gideon (12937 ff.) besiegte mit wenig Männern ein großes Heer, denn Gott war auf seiner Seite.

Jonathan und sein Waffenträger (12933 ff. vgl. 1. Sam. 14, 1 ff.) richteten allein unter dem Philisterheer ein Blutbad an.

Gehasi, der Knabe des Elisa (4554 vgl. 2. Könige 5), wurde wegen seines Betruges mit Aussatz gestraft wie Mirjam wegen ihres Ungehorsams.

David wurde durch Gott von den Schafen weggerufen und als König über Israel gesetzt (6918 ff.). Solange sein Vorgänger Saul noch lebte, mußte er viel Mühsal leiden (6971 ff.). Er mußte später vor seinem eigenen Sohn Absalom fliehen (4737 f.).

Salomo (6189 ff.) war der Erbauer des Tempels zu Jerusalem. Er bleibt unvergeßlich wegen seiner Weisheit, welche sprüchwörtlich geworden ist (9217 ff.).

Hamann (11895 ff.), von welchem das Buch Esther berichtet, ist ein Beispiel des Hochmutes, auf welchen ein tiefer Fall folgt. Er bekommt daher den Beinamen **tumber** (10707).

Von den heidnischen Königen werden Ahasverus (10704), Belsazar (10866 ff. 10787. 11901) und Nebukadnezar (10869) genannt. Auch Daniel in der Löwengrube (5272) sowie seine drei Freunde Sadrach, Mesach und Abednego

(5246) werden namhaft gemacht. Desgl. Hiob: 4785. 5776. 5205 ff. 6050 ff. 6861 u. ö. Jonas: 5230. Josephus (1. Makkab. 5, 56): 12921 ff. Nikander (1. Makk. 7, 35): 10745—10768.

An Namen aus dem Neuen Testament finden sich folgende: Herodes: 11991; Maria Magdalena: 5221, der arme Lazarus: 5265, Judas: 5225. 5253 ff., Petrus: 8762, Paulus: 5259 u. a. m. („Die heiligen drei Könige" Kaspar, Balthasar und Melchior: 9224 ff.)

Ulrich Boner erwähnt den Apostel Paulus, als er von der Gebetserhörung handelt (XXII, 57 ff.):

> **got wil erhoeren dîn gebet**
> **nâch nütz, als er sant Paulus tet,**
> **und nicht nâch dem willen dîn,**
> **mag ez der sêlen schedlich sîn.**

Vermutlich bezieht sich dieser Hinweis auf 2. Korinther 12, 7 ff., wo der Apostel von dem „Pfahl" schreibt, der ihm ins Fleisch gegeben sei. „Dafür ich dreimal den Herrn geflehet habe, daß er von mir wiche; Und er hat zu mir gesagt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

XXXIX, 45 f. vgl. 1. Petri 5, 5:

> **armiu hochvart ist ein spot,**
> **rîche diemuot minnet got.**

Der Marner kennt ebenfalls viele Eigennamen aus dem Alten Testament (XV, 1 ff.): Salomon, Judith, Esther, Ahasverus, Joël, Sisseron, Abigaël, David, Goliath. Es ist anzunehmen, daß er nicht bloß die Namen sondern auch die Geschichte derer, welche sie trugen, kannte. Außerdem vgl. S. 132 mit Jesaia 11, 1:

> **Hie vor in alten zîten**
> **hât Isâîas geseit**
> **uns von einer blüenden gerten, diust genant**
> **von Jessê, gewahsen über die erde hôch enbor.**

XIV, 7 (vgl. Schulze, bibl. Sprichwörter Nr. 78):

> **„swer gît, der ist werde:**
> **swer niht hât, der ist unwert",**
> **alsô sprach ein künec, der was Dâvît genant.**

Als den Ort, an welchem das jüngste Gericht stattfinden wird, bezeichnet der Marner das Thal Josaphat. Vgl. Joel 4, 12.

Den Traum Nebukadnezars (XV, 11 ff.) wendet er auf seine Zeit folgendermaßen an:

der künc Nabuchodonosar
in einem troume sach
ein bilde hôhe stân enbor,
daz houbt was guldîn, als er jach,
silberîn arm unde brust, ein teil erzîn und îsenîn.
die füeze wâren schirbîn hor,
die sît daz îsen brach.
bediuteclich ein wîssag[1]) sprach:
„künc, der troum ist nû bî dir, und wirt nâch dir der werlte schîn.
künec, dû der wernden bist des bildes houbetgold,
nâch dir ein rîche bringet silberînen solt,
ein êrinz dar nâch kumt,
dar nâch daz êrîn îsen bringet und schirbîn vuoz ze stücken drumt."
Hie bî sô mugt ir merken, wie ez nû der werlde stê:
daz golt was ê,
silber dar nach mê,
nû hân wir ein îsnîn wê,
daz witwen unde weîsen machet manegen jaemerlichen schrê:
des suln sich die fürsten schamen, sint sie schirbîn füeze sîn.

Reinmar von Zweter kennt die gangbaren Vergleiche, welche zwischen der Jungfrau Maria und alttestamentlichen Vorbildern angezogen wurden: Stern aus Jakob (Leich 77), blühende Gerte Jesses (Leich 89) u. a. m. Simeons Lobgesang: Leich 205. In den Ehesprüchen 101—104 sind Adam, Samson und Salomon als Typen physischer und geistiger Kraft hingestellt, welche dennoch durch die List des Weibes besiegt wurden. In 208, 1 ff. ist ein Citat aus Pred. Salom. 1, 14.

Mit der äußeren Kenntnis der Bibel verbindet sich eine sinnige Betrachtung derselben. Nachdem ausführlich die Reise der „heiligen 3 Könige" und die Engelbotschaft an die Hirten auf dem Felde bei Betlehem erzählt ist, folgert der Dichter aus beiden Thatsachen (Leich 170 f.):

hie erkenne ich daz der selbe Crist
gelîche veile uns allen ist.

In der Not einer dürren Zeit weist er mit gläubigem Vertrauen alle Verzagenden auf die Bibel hin, welche berichtet, daß Gott einst aus einem harten Felsen Wasser habe hervorgehen lassen. (Nr. 181, 1 ff. vgl. 2. Mos. 17.)

Das Rätsel über Kain und Abel (205) hat er wohl nicht erst selbst erfunden: „Ein Bruder erschlug seinen Bruder, bevor ihr beider Vater geboren war. Wer ist das?" Als Schlüssel zu diesem Rätsel dient die Bemerkung, daß Adam nicht geboren sondern geschaffen ist.

[1]) Daniel.

Der Winsbeke, welcher seinen Sohn zur Beständigkeit in der Tugend ermahnt, stellt ihm mehrfach warnend das Bild des Judas vor Augen (9, 10. 38, 1—10). Die „Untreue“ ist nach dem Urteil der heiligen Schrift hier ein Gift des Leibes und dort ein solches der Seele. Alle, welche es darin dem Judas gleich thun, müssen mit ihm in der Hölle baden.

Ein Vorbild rechter Reue ist dagegen Maria Magdalena (73, 1 ff. vgl. Luk. 7, 37). Sie war mit Todsünden beladen. Aber zu den Füßen Jesu, welche sie mit ihren Thränen badete, ist sie genesen. Den Niedrigen erhöhet Gott: als Hiob auf dem Miste saß und ein Raub der Maden war, als Susanna von Lügen umgarnt war, erzeigte sich Gott als Helfer.

Noch deutlicher fast bewies Gott seine ungemessene Kraft an Jonas (74, 1 ff.), als er ihn aus dem Bauche des Fisches errettete, in welchem er drei Tage gelegen hatte. Auch die drei Männer im feurigen Ofen (74, 5 ff. vgl. Daniel 3) wurden durch Gottes Segen gegen allen Schaden gefeit. Solcher bewahrenden Kraft Gottes darf sich auch heute noch der Sünder in seiner täglichen Not und Anfechtung getrösten.

Wie aber die Macht Gottes jeden Niedrigen erhöhen kann, so kann sie auch jeden Hohen erniedrigen. Dies beweist das Beispiel des Nabuchodonosar (Nebukadnezar 75, 3 ff. vgl. Daniel 4). Ihm half weder seine Gewalt noch sein Reichtum. Er mußte als wildes Tier in den Wald laufen und ohne Kleider viele Tage auf Vieren gehen.

In der Sprache und Anschauung des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20, 1—16) bewegt sich die Rede des Winsbeken, wenn er folgendes Bekenntnis ablegt (67, 1 — 68, 10):

Ich bin in den wîngarten brâht
durch bûwen houwen unde jeten,
und hân mich leider überdâht,
daz ich vil fruo wart dar gebeten,
und hât daz alter mit gewalt
in sînen stric mich sô geweten,
daz ich verslâfen hân die zît.
dâ von muoz ich ze danke nemen
ein lôn daz mir der meister gît.

Doch tuot mir der gedinge wol
den weiz ich endelîchen wâr,
bûw ich mit triuwen als ich sol,
an lône ich deste baz gevar.
in wart gelîch gelônet gar,
die fruo ze tagewerke zît
und spâte kâmen werken dar.
ich bin niht guotes lônes wert,
ein teil ich mich verslâfen hân:
mîn riuwe iedoch genâden gert.

V.

Zur Geschichte der Katechetik bei den mittelhochdeutschen Dichtern.

Das Vaterunser.

Der Marner XII:

got hêrre, vater unser, der dû in dem himel bist,
geheileget sî dîn nam an uns, getriuwer reiner Krist,
zuo kum an uns daz rîche dîn,
dîn will hie werde als in dînem rîche.
Dîn götlich brôt daz gip uns hiute sunder zwîfels wân,
vergip uns unser schult, alsô wir unsern schuldnern hân,
bekorung uns lâz aenic sîn,
loes uns von disen übeln al gelîche.

Reinmar von Zweter XIII:

Got vater unser, dâ dû bist
in dem himelrîche gewaltic alles des dir ist,
geheiliget sô werde dîn name, zuo müeze uns komen daz rîche dîn!
Dîn wille werde dem gelîch
hie ûf der erde als in den himeln, des gewer unsîch!
nû gip uns unser tegelich brôt unt swes wir dar nâch dürftic sîn!
Vergip uns allen sament unser schulde,
als dû wilt, daz wir durch dîne hulde
vergeben, der wir ie genâmen
deheinen schaden, swie grôz er sî:
vor sünden kor sô mache uns vrî
unt loese uns ouch von allem übele! âmen!

Das Ave Maria.

Der Marner XII:

Avê! den gruoz der engel sprach,
Marîâ, mit den worten er dich gruozte,
gar vol genâden er dich sach.
got ist dir mite, der al unser erbesünde buozte.
dû bist gesegent vor allen frouwen immer mê . . . .
die fruht des reinen lîbes dîn,
die müeze wir mit froüden noch gesehen!

Anmerkungen.

S. 3. [1]) Vgl. Hebräerbrief Kap. 11, 1.

S. 4. [2]) Vgl. Dr. A. Freybe, Altdeutsches Leben. Gütersloh 1878. Band I. S. 330 ff. [3]) Vgl. Vilmar, Die deutschen Altertümer im Heliand. 2. Ausg. S. 33. [4]) Vgl. Uhlhorn, Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt. Stuttgart 1898. S. 254 ff.

S. 5. [5]) Der auferstandene Heiland spricht freilich zu Thomas: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Johs. 20, 29. Aber zwischen „nicht sehen" und „blind sein" ist doch noch ein Unterschied. Gott verlangt nicht vom Christen, daß er sich seiner geistigen Sehkraft entäußere, sondern vielmehr, daß er sie pflege, um recht sehen zu lernen mit dem Auge des Glaubens. [6]) Die sogen. fides implicita. [7]) Vgl. Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten von Franz Pfeiffer. I. Bd. Wien 1862. S. 52, 32—53, 18. II. Bd. besorgt von J. Strobel. Wien 1880. S. 77, 6 ff.

S. 6. [8]) Theodoretus, graec. affect. curatio 8. P. G. 83, 1033 B.

S. 7. [9]) Vgl. die 11000 heiligen Jungfrauen und den Kultus der heiligen Ursula. [10]) Capit. Francof. c. 40.

S. 8. [11]) Die Magnacharta des Heiligen Dienstes wurde die Legenda aurea des Dominikaners Jakobus a Voragine († 1294), zuletzt herausgegeben von Dr. Gräffe, Leipzig 1845.

S. 9. [12]) Dieser Gedanke hat auf den ersten Blick etwas Frappantes. Aber abgesehen von der Sterilität der Voraussetzung ist die Schlußfolgerung mindestens nicht zwingend. Denn Gott hätte im Weigerungsfalle der Maria gewiß noch ein anderes Werkzeug gefunden. [13]) Vgl. besonders die Schriften des Bonaventura: Speculum b. Mariae Virginis; Corona b. Mariae Virginis; Carmina super canticum salve Regina; Laus b. Virginis Mariae ct., sogar: Biblia Mariana. [14]) Psalterium majus. [15]) Vgl. H. J. Bestmann, Geschichte der christlichen Sitte. I. Teil: Die sittlichen Stadien in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Nördlingen

1880. Band I S. 374 f. [16]) Vgl. Köhler, Die religiösen Dichtungen Walthers von der Vogelweide. Programm der großen Stadtschule zu Wismar. 1875. S. 7 ff. [17]) cf. **Tacitus, Germania VIII.**

S. 10. [18]) Kolde, Th., Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Kaisertum und Hierarchie. Gütersloh 1877. S. 33. [19]) Vgl. über die Einmischung der ritterlichen Galanterie in den Mariendienst: Lütkemüller in Wielands „Neuer deutscher Merkur", Dezember 1796. S. 329 ff. März 1797. S. 205 ff. [20]) Vgl. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. VI, 283. Desgl. Schröckh, J. M., Christliche Kirchengeschichte. XXVIII, 236 ff. [21]) Vgl. Freybe, Altdeutsches Leben. Gütersloh 1879. II. Band S. 320. Der Seelen Trost ist ein Sammelwerk von geistlichen Novellen, das sich die Erklärung der zehn Gebote zur Aufgabe setzt und diese durch Mitteilung einer Reihe von Exempeln praktisch zu lösen sucht. Nach Pfeiffer ist das Buch viel früher als im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßt, also etwa in der Zeit, von welcher wir handeln.

S. 11. [22]) 2. Könige 2, 6—15. [23]) Evang. Matth. 9, 20 ff. Marci 5, 25 ff. [24]) Berthold von Regensburg. Pfeiffer I, S. 512, 14 ff.

S. 12. [25]) Marci 5, 34. „Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht", ist eine liebreiche Anerkennung des schwachen Glaubens, zugleich aber auch, und zwar wohl vornehmlich, eine pädagogische Korrektur der abergläubischen Vorstellungen. [26]) **Stephanus de Borbone** bei **Echard. scriptt. Praedic. I, 193.** [27]) **Canem tanquam martyrem honoraverunt, et pro suis infirmitatibus et necessitatibus rogaverunt.** [28]) Schon Papst Gregor IV (827—844) gestand in einem Brief die Thatsache ein, daß es in Rom keinen Heiligenkörper mehr gäbe, welcher noch unvergeben sei. Trotzdem hörte man aber nicht auf, stets neue Reliquien zu suchen und zu finden.

S. 14. [29]) **Petrus Lombardus, magister sententiarum. † 1164.** [30]) **Petrus Abaelardus. † 1142.**

S. 15. [31]) Vgl. F. Loofs, Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte. III. Aufl. Halle a. S. 1893. S. 278 ff. [32]) Uhlhorn, Kämpfe und Siege. S. 182 ff.

S. 16. [33]) Vgl. Chr. B. Stromberger, Berthold von Regensburg, Der größte Volksredner des deutschen Mittelalters. Gütersloh 1877. S. 12.

S. 17. [34]) Als Reiseprediger durchzog Berthold ganz Süddeutschland vom Elsaß bis nach Ungarn; nordwärts ist er bis nach Thüringen gekommen. Vgl. Gildemeister, Das deutsche Volksleben im dreizehnten Jahrhundert nach den deutschen Predigten Bertholds von Regensburg. Jena 1889.

S. 18. [35]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 201, 4—15. [36]) Ders. Pfeiffer I, S. 468, 10 ff.

S. 19. [37]) Ders. Pfeiffer I, S. 30, 31 ff. [38]) Ders. Pfeiffer I, S. 98, 18 ff. [39]) Ders. Pfeiffer I, S. 376, 4 ff. [40]) Ders. Pfeiffer I, S. 295, 39 ff.

S. 20. [41]) B. v. R. Pfeiffer-Strobl II, S. 58, 3 ff. [42]) daz eiter = Gift. Vgl. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. III. Band. Leipzig 1872. [43]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 291, 27 ff. [44]) Ders. Pfeiffer I, S. 198, 24 ff.

S. 21. [45]) Ders. Pfeiffer I, S. 384, 28 ff. [46]) Vgl. Pfeiffer I, S. 241, 10 ff. S. 289, 24 ff. S. 384, 19 ff. II, S. 203, 4 ff. I, S. 429, 3 ff. und öfter. [47]) Römer 6, 23. [48]) Cur Deus homo? [49]) Vgl. Loofs, S. 272.

S. 22. [50]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 241, 12 ff. [51]) Ein anderes Mal zählt Berthold von Regensburg folgende fünf Sünden als tötliche auf: frâzheit I, S. 430, 21. unkeuscheit I, S. 434, 10. wider den h. geist I, S. 435, 32. ketzerie I, S. 436, 37. geiz I, S. 437, 26. Geiz kann also das einemal eine tägliche Sünde sein und das andere Mal eine tötliche. Die Kasuistik trägt eben stets den Fluch des Widerspruches in sich. [52]) B. v. R. Pfeiffer-Strobl II, S. 203, 7 ff.

S. 23. [53]) Ders. Pfeiffer I, S. 425, 38 ff. [54]) Ders. Pfeiffer I, S. 1, 20 ff. [55]) Ders. Pfeiffer I, S. 2, 18 ff. [56]) Ders. Pfeiffer I, S. 79, 1 ff. [57]) Ders. Pfeiffer I, S. 80, 13 ff. S. 290, 28 ff. [58]) Josua, Kap. 9: Die Bewohner der mächtigen Stadt Gibeon, durch die raschen und wunderbaren Siege der Israeliten (vgl. Kap. 6: Die Eroberung von Jericho) eingeschüchtert, erschleichen sich von Josua und den Ältesten einen Bund, indem sie, zerrissene Kleider und Schläuche und verschimmeltes Brot vorzeigend, aus weiter Ferne zu kommen vorgeben. So entgehen sie durch eine List dem Gericht, welchem sie auch sonst gleich den anderen kanaanitischen Volksstämmen anheimgefallen wären.

S. 24. [59]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 194, 10 ff. Wir glauben, daß die ausführlichen Proben aus Bertholds Predigten, welche wir in diesem Kapitel mitteilen, auch hinsichtlich der Predigtart des dreizehnten Jahrhunderts von allgemeinem Interesse sind. [60]) Ders. Pfeiffer I, S. 341, 32 ff. [61]) Ders. Pfeiffer I, S. 76, 15 ff. Nur vier Dinge kann die Buße nicht vollbringen: 1) aus der Hölle wieder herausholen, 2) die unnütz verbrachte Zeit wieder zurückbringen, 3) den himmlischen Lohn erhöhen für gute Werke, welche unter dem Druck einer Hauptsünde vollbracht sind, 4) die verlorene Keuschheit wiedergeben. Vgl. ad 3) noch Pfeiffer I, S. 209, 35 ff.: alle guten Werke helfen nicht, wenn die Sünde nicht abgelegt wird. [62]) Ders. Pfeiffer I, S. 102, 16 ff. S. 264, 21. S. 267, 24. S. 296, 33 ff. S. 309, 25 u. ö. [63]) Ders. Pfeiffer-Strobl II, S. 38, 29. [64]) Ders. Pfeiffer I, S. 489, 37 ff.

S. 25. [65]) Ders. Pfeiffer I, S. 423, 5 ff. [66]) Ders. Pfeiffer I, S. 427, 14 ff. [67]) Vgl. Buch der Richter, Kap. 7. [68]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 42, 12 ff. [69]) Vgl. 1. Buch Mose Kap. 2, 7.

S. 26. [70]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 52, 15 ff. [71]) Vgl. die I. Predigt von den 72 Predigten Bertholds, ferner Pfeiffer I, S. 46, 18 ff. u. ö.

S. 27. [72]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 52, 32 ff. [73]) Ders. Pfeiffer I, S. 138, 10 ff. S. 209, 35 ff. [74]) Ders. Pfeiffer I, S. 377, 7 ff. [75]) Ders. Pfeiffer I, S. 293, 20 ff.

S. 28. [76]) Ders. Pfeiffer I, S. 291, 34 ff. S. 292, 2 ff. [77]) David von Augsburg hatte einst Anselms Schrift „Cur Deus homo“ überarbeitet. Vgl. Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Leipzig 1874. S. 268 ff. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß Davids Schüler Berthold mit dieser Schrift vertraut war und sie mehrfach anzieht. Vgl. Stromberger, B. v. R. S. 217. [78]) Die Zeit von Adam bis Christus. [79]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 290, 35 ff. [80]) Ders. Pfeiffer I, S. 238, 21. [81]) Ders. Pfeiffer I, S. 253, 4. S. 254, 27 ff. [82]) Ders. Pfeiffer-Strobl II, S. 37, 25 ff.

S. 29. [83]) Ders. Pfeiffer I, S. 468, 13 ff. [84]) Ders. Pfeiffer I, S. 293, 39—294, 6. [85]) Ders. Pfeiffer I, S. 291, 10 ff. [86]) Ders. Pfeiffer I, S. 283, 23. S. 53. S. 387. S. 473. S. 460. Pfeiffer-Strobl II, S. 7, 23 ff. [87]) Evangelium Lucä Kap. 1, 38.

S. 30. [88]) 1. Buch Mose Kap. 1, 31. [89]) Petrus Damiani † 1072. cf. Sermo XLV de nativ. Mariae. Desgl. Sermo XI, de annunciatione b. V. M. [90]) Skt. Paulus wußte solches nur von Gott selbst auszusagen: „Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“ Röm. 11, 36.

S. 31. [91]) Vgl. Evangel. Matth. 28, 18. [92]) deificata, cf. Sermo XLV oder I. de nativ. Mar. p. 107. [93]) B. v. R. Pfeiffer-Strobl II, S. 79, 29 ff. [94]) Sermo in Nativ. Mariae opp. ed. Mabillon II, 160.

S. 32. [95]) Vgl. oben! [96]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 332, 18 ff. Man rechnete im Jenseits genau wie im Diesseits mit den Kategorien Raum und Zeit. Vom limbus war bereits oben die Rede.

S. 33. [97]) Vgl. Göbel, Die Missionspredigten des Franziskaners B. v. R. Regensburg 1849. S. 633. [98]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 82, 38 ff. S. 127 ff. [99]) Vgl. B. v. R. XVIII Predigt bei Pfeiffer. [100]) Ders. Pfeiffer I, S. 203, 25 ff. [101]) Ders. Pfeiffer I, S. 221. [102]) Ders. Pfeiffer I, S. 235, 3 ff.

S. 34. [103]) Ders. Pfeiffer I, S. 389, 11 ff. [104]) Innoc. III. lib. VII. ep. 75. [105]) Pseudo-Rainerii Summa c. 3. in Bibl. P. P. Lugd. XXV, 263. [106]) „Katharer“ d. h. „die Reinen“, so nannte sich diese Sekte selbst, weil sie streng auf die Glaubens- und Sittenreinheit ihrer Mitglieder hielt. Aus „Katharer“ entstand unser „Ketzer“, eine Bezeichnung, deren Begriff auf geschichtlichem Wege in sein Gegenteil verwandelt ist.

S. 35. [107]) Über die Ips in Niederösterreich. [108]) Petrus Valdez in Lyon verwendete zu diesem Zweck einen beträchtlichen Teil seines Vermögens. Die bald nachfolgenden päpstlichen Bibelverbote der Päpste konnten die

Flammen der religiösen Begeisterung nicht mehr ersticken, sondern bewirkten nur, daß dieselben nach innen schlugen und desto gefährlicher wurden.

S. 36. [109]) Im Falle der Genesung waren die also Aufgenommenen an die Gesetze der Sekte gebunden. Da man ihnen aber nicht immer die zur Beobachtung derselben erforderliche innere Festigkeit zutraute, so wurden sie gewöhnlich veranlaßt, die **Endura** einzugehen d. h. sich völlig der Speise und des Trankes zu enthalten, um gewiß zu sterben. Rainerius schätzte die Zahl der **perfecti in toto mundo** auf nur 4000; **sed credentes in numeri!** fügt er hinzu.

S. 37. [110]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 403, 31 ff.

S. 38. [110]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 403, 31 ff. [111]) Sie gründeten sich dabei buchstäblich, wie später z. B. die Mennoniten u. a. m., auf Matth. 5, 34. „Ich aber sage euch, daß ihr aller Dinge nicht schwören sollt." [112]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 406, 5 ff. [113]) Vgl. Evang. Matth. Kap. 10.

S. 39. [114]) Uhlhorn, Kämpfe und Siege. S. 219 ff. [115]) **Gesta Trevir. ad ann. 1231. ed. Wyttenbach et Müller I, 319.** [116]) **Epist. Yvonis ad Giraldum Archiep. Burdegalensem b. Matth. Paris. ann. 1243. p. 608 ff.**

S. 40. [117]) **splendide ac voluptuose.** [118]) **intersigna.** [119]) **Rainerius,** in seiner **Summa b. Martene thesaur. V p. 1767.** [120]) **Gesta Trevir. ed. Wyttenbach et Müller.**

S. 41. [121]) **Albericus chron. p. 569.** [122]) Vgl. Luthers Werke für das christliche Haus, herausgegeben von Buchwald, Kawerau u. a. m. Braunschweig 1892. Band VII, S. 168. [126]) **Rainerii summa b. Martene thesaur. V, 1775.**

S. 43. [127]) Vgl. Pauli Brief an die Kolosser Kap. 2, 16. [128]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 302, 23 ff.

S. 44. [129]) Ders. Pfeiffer I, S. 404, 16 ff.

S. 46. [130]) **Conc. Narbonense. ann. 1235. c. 22. 24. 26.** [131]) So zuerst **Innocentius IV** in seiner Bulle **Ad exstirpanda 1252: cogere citra membri diminutionem et mortis periculum.** [132]) Ein lebendiges Bild davon hat **Jzarn** (nach 1242) in einer poetischen Schilderung der Bekehrung des **Sicard de Figueiras** hinterlassen. [133]) **Millot II p. 50.** [134]) Magister Konrad in Marburg 1231—1233, und Konrad Dorso in Straßburg. 1234 fand der Kreuzzug gegen die freiheitsliebenden Stedinger statt.

S. 47. [135]) Vgl. **Dr.** David Erdmann, Bibelnoth und Bibelverbot in der Kirche des Mittelalters. Berlin 1858, S. 11. [136]) Vgl. auch über die Behandlung der biblischen Geschichte bei den Angelsachsen Caedmon und Cynewolf bei Freybe. Band I, 244 ff. [137]) Vgl. Freybe I, S. 318 ff. [138]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 357 ff. [139]) Ders. Pfeiffer I, S. 357, 23.

S. 48. [140]) B. v. R. Pfeiffer-Strobl II, S. 78, 34 ff. [141]) Ders. Pfeiffer-Strobl II, S. 260, 23 ff. S. 106, 3 ff. [142]) Ders. Pfeiffer I, S. 201, 4 ff. Pfeiffer-Strobl II, S. 106, 15 ff.

S. 49. [143]) Vgl. Evang. Matth. Kap. 10, 39. [144]) Vgl. Uhlhorn, Gesch. der christl. Liebesthätigkeit, II, S. 313 ff. [145]) Cf. Mon. Germ. XII, 761.

S. 50. [146]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 13, 37 ff. Pfeiffer-Strobl II, S. 27, 21 ff. [147]) Ders. Pfeiffer-Strobl II, S. 28, 9 ff.

S. 51. [148]) Vgl. G. Eck in „Luthers Werke für das christliche Haus", Braunschweig 1892. Band VII, S. 510. [149]) Vgl. Bonaventura, Erläuterungen zu cap. VI der Franziskanerregel. [150]) Vgl. 1. Brief des Johannes Kap. 5, 4.

S. 52. [151]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 190, 12 ff.

S. 53. [152]) Vgl. B. Stromberger: B. v. R. Gütersloh 1877. S. 13. [153]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 269, 17 ff. [154]) Ders. Pfeiffer I, S. 58 ff.

S. 54. [154]) Ders. Pfeiffer I, S. 58 ff. [155]) Uhlhorn, Gesch. der christl. Liebesthätigkeit. Band II, S. 141 ff. [156]) de praecepto und de consilio. [157]) Uhlhorn, ibid. Band II, S. 139.

S. 55. [158]) Vgl. Evangelium Lucä Kap. 16, 9.

S. 56. [159]) Vgl. Vrîdankes bescheidenheit. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. Göttingen 1834. (Die Ziffern beziehen sich auf Seite und Zeile dieser Ausgabe) 13, 23 ff. Vgl. 134, 6 ff. NB. Wo nicht besonders bemerkt, geben wir die Citate in eigener Übersetzung. [160]) Vgl. Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, Leipzig 1864. Nr. 158, 1 ff.

S. 57. [161]) ibid. Nr. 158, 6. [162]) Vgl. Der Marner, herausgegeben von Philipp Strauch in „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker" von Bernhard ten Brinck, Wilhelm Scherer, Elias Steinmeyer. Band XIV. Straßburg 1876. I, 3. [163]) Ausgabe Grimm. 180, 8 f. [164]) Vgl. Thomasin von Zirklaria, Der wälsche Gast. ed. Dr. Heinrich Rückert. Quedlinburg und Leipzig 1852. v. 6075—6095. [165]) Als Vorbild der Keuschheit im Alten Testament sollte man eigentlich Joseph erwarten.

S. 58. [166]) Walther v. d. V. 90, 1 ff. Freidank 4, 8. 6, 1 ff. 8, 8 ff. [167]) Freidank 4, 9 ff. [168]) Der Marner I, 2. Freidank 8, 20 ff.

S. 59. [169]) Der Marner I. [170]) Freidank 2, 24 ff.:

> Got geschuof nie halm sô swachen,
> den ieman müege machen!
> der engel, tiuvel, noch der man,
> ir kleinez einn vloh gemachen kan.

[171]) Freidank 11, 3 ff. Reinmar von Zweter, herausgegeben von Gustav Roethe. Leipzig 1887. 7, 1 ff. Ulrich Boner, Der Edelstein,

herausgegeben von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844. S. 1, 1—29. Ferner XIII, 1 ff. [172]) Reinmar v. Zw. 189.

S. 60. [173]) Ders. 198. Die Übersetzung ist nach Freybe, Altdeutsches Leben, II. Band, Gütersloh 1879, S. 16 gegeben. [174]) Walther v. d. V. 17, 1 ff. u. ö. Reinmar v. Zw. 34, 1 ff. [175]) Walther v. d. V. 17, 21—27.

S. 61. [176]) Reinmar v. Zw., besonders im Leich 11 ff. 33 ff. 51 ff. [177]) Ders. Nr. 1. [178]) Vgl. auch aus dem unvergleichlichen Adventsliede „Wie soll ich dich empfangen 2c.":

„Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt
Als dein geliebtes Lieben" u. s. w.

[179]) Reinmar v. Zw., Leich 214 ff.

S. 62. [180]) Ders. 77, 1 ff. 78, 1 ff. [181]) Walther v. d. V. 11, 10 ff. [182]) Ders. 144, 8. [183]) Freidank 11, 15 ff.

S. 63. [184]) Psalm 139, 8. [185]) Freidank 11, 23 — 12, 12. Desgl. 116, 13—16. [186]) Walther v. d. V. 173, 1 ff. Wir haben diese Strophe absichtlich freier übersetzt, um den Sinn kräftiger hervorzuheben. Die Worte heißen im Grundtext:

Der anegenge nie gewan
und anegenge machen kan,
der kan wol ende machen unde ân' ende,
sît daz allez stêt in sîner hende.

Zur abweichenden Interpunktion vgl. Christian Sommer, cand. rev. min. Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Christentum und Kirche. Kropp 1899. S. 7. [187]) Walther v. d. V. Nr. 88. Das „Morgengebet".

S. 64. [188]) Der Marner I, 3. [189]) Freidank 2, 6 ff. 3, 15. [190]) Ders. 5, 7 ff. (nach K. Panniers Übersetzung) vgl. ferner 3, 5 ff. und Galaterbrief Kap. 6, 7. [191]) Walther v. d. V. 141 und 162; ferner 44, 34. 78, 35 ff. [192]) Freidank 39, 2 ff. nach K. Pannier. Ferner: 51, 3 ff. 57, 20 ff. 169, 18 ff.

S. 65. [193]) Ders. 32, 3 ff. 31, 20 f. [194]) Thomasin 8378 ff. [195]) Die gangbare Erklärung, nach welcher die hier in Frage stehende Furcht = Ehrfurcht ist, war uns natürlich nicht unbekannt. Aber ist nicht Ehrfurcht auch eine Art von Furcht? Jedenfalls würden die Gebote ihre genuine Bedeutung einbüßen, wollte man sie nicht im Sinne der göttlichen Gerechtigkeit und des göttlichen Gerichtes betrachten. [196]) Thomasin 4765 ff. [197]) Freidank 3, 19 f.

S. 66. [198]) Ders. 3, 3 f. nach K. Pannier. [199]) Walther v. d. V. 80, 58. Freidank 9, 5. [200]) Freidank 8, 4 ff. [201]) Walther v. d. V. 78, 43 ff., 80 ff. [202]) Der Marner XIV, 8. [203]) Reinmar v. Zw. 217, 2 ff. und 230:

Got aller wunder wunder ê
gewundert hât mit wunder, wunder unde wunder mê,
danne ieman mac vol sprechen: dennoch hât er wunders mê getân.

Denselben wunderaere grôz,
den aller wunder nie mit wunder umbeslôz,
den hete wunderlîche ein meit in ir: dâ merket wunder an!
Daz was ein wunder an dem wunderaere
wie er mit wunder in der meide waere;
dennoch sô was der wunder mêre:
daz er mit wunder in ir was
unt sîn mit wunder meit genas,
der wunder grôz dankt wunderlîch im sêre!

[204]) D. Martin Luther in seinem Liede: „Gelobet seist du Jesu Christ ct."
[205]) Reinmar v. Zw. Leich 177 ff.

S. 67. [206]) Ders. Leich 144 ff. [207]) W. v. d. V. 80, 80:

Swaz er noch wunders ie begie,
das hât er überwundert hie.

Diese kühne Wortbildung läßt sich nur schwer wiedergeben, deshalb haben wir in unserer Übersetzung darauf verzichtet. [208]) W. v. d. V. 88, 9. [209]) Vgl. zum Beispiel die (mit Unrecht) dem Gottfried von Straßburg zugeschriebenen Marienlieder. Proben davon in meiner Monographie über Walther von der Vogelweide. S. 21 f. [210]) Freidank 24, 6 ff. [211]) Walther v. d. V. 80, 66 ff. Vgl. Buch der Richter Kap. 6, 36—40. [212]) Vgl. O. Köhler, Die religiösen Dichtungen Walthers v. d. V. Programm der großen Stadtschule zu Wismar 1875. S. 6. [213]) Walther v. d. V. 80, 75 ff. [214]) Freidank 20, 4 ff. 12 ff.

S. 68. [215]) Walther v. d. V. 79, 15 ff. 36 ff. [216]) Freidank 129, 9 ff. [217]) Vgl. Psalm 49, 9. Desgl. Evangelium Matthaei 16, 26. [218]) Freidank 8, 1 ff. Vgl. Brief an die Philipper Kap. 2, 5 ff. [219]) Walther v. d. V. 79, 17 ff. [220]) Den gleichen Anschauungen entsprechen bei den Dichtern sogar dieselbe Worte und Ausdrücke, z. B. der Marner XV, 8 ff.:

der den swilhen tôt an uns ze tôde sluoc
und ab uns twuoc
sünden ungefuoc
und sîn menschheit für uns truoc

Walther v. d. V. 80, 46 ff.:

der unserntôt ze tôde sluoc,
mit sînem bluote abe twuoc
den ungefuoc
den Êven schulde uns brâhte.

und Freidank 9, 24 f.:

nu vrou sich al diu kristenheit,
daz kristes tôt tôtt unsern tôt.

[221]) Walther v. d. V. 79, 25 ff. Freidank 9, 26 ff. [222]) Freidank 11, 21 f.

S. 69. [223]) Reinmar v. Zw. 4, 1 ff. [224]) Freidank 8, 2 f. Es ist zwar durchaus nicht der Zweck dieser Schrift, gegen Persönlichkeiten zu polemisiren. Indessen hier müssen wir einmal eine Ausnahme machen und auf Herrn K. Pannier, den Übersetzer von „Freidanks Bescheidenheit" für Reklams Universalbibliothek, Bezug nehmen. Herr Pannier hätte in seinen Anmerkungen zu Freidanks „Bescheidenheit" selbst mehr Bescheidenheit, sowohl im alten Sinne des Bescheidwissens, als auch im neuen Sinne der bekannten Tugend, an den Tag legen sollen. Sein Ton hat uns oft verletzt. Vgl. S. 150 Anmkg. 4. S. 151, 9. 152, 3 (zu Nr. 6). 153, 4. 154, 4 (zu Nr. 9) und öfter. Auf S. 147, 16 gestattet sich Herr Pannier, folgenden Bock zu schießen: „„Nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben" wie das Credo, das Glaubensbekenntnis, sagt." — Unseres Wissens stehen die citirten Worte nicht im Glaubensbekenntnis, sondern in der von D. Martin Luther verfaßten Erklärung zu derselben. Diese Erklärung konnte aber Freidank nicht wohl bekannt sein! — Der Einwurf Herrn Panniers gegen die Berechtigung der Heidenmission (152, 3) ist ein zu alberner Bummelwitz, als daß derselbe einer ernsteren Beantwortung würdig wäre. [225]) Freidank 145, 3 ff. [226]) R. v. Z. Leich 190 ff. [227]) Walther v. d. V. 88, 4 ff. [228]) Ders. 80, 116 f.

S. 70. [229]) Ders. 78, 1 ff. [230]) Ders. 80, 105 ff. Vgl. 78, 11 ff.:

> **uns mac dîn geist entzünden,**
> **wirt riuwic herze erkant.**

S. 71 und 72. [231]) Ders. 79, 31 ff. 80, 116, f. 137, 7. [232]) Der Marner XIV, 10, 151. XV, 6, 101 S. 131, 15. [233]) Evang. Johs. Kap. 12, 45. [234]) Freidank 24, 12 ff. 20 ff. [235]) Freidank 25, 8 ff. [236]) Die Erzählung vom „Zinsgroschen" Evang. Matth. Kap. 22, 21 ist hier in eigenartiger Weise verwertet.

S. 73. [237]) Dieses z. B. bei Heinrich Heine nachzuweisen, welcher eine sehr genaue äußere Bibelkenntnis besaß, wäre nicht nur eine äußerst interessante Aufgabe, sondern auch eine verdienstvolle Leistung auf dem Gebiete der Apologetik.

S. 74. [238]) Man vergleiche das bei den „Ketzern" Vermerkte. Ich kenne selbst einen bejahrten Mann, welcher angiebt, daß er in seiner Jugend das ganze Neue Testament auswendig gewußt habe, und jetzt noch die Apostelgeschichte wisse. [239]) Hugo von Trimberg, Der Renner. Zum ersten Mal herausgegeben vom historischen Verein zu Bamberg. Bamberg 1833—1835. [240]) Ders. Renner 13363 ff. [241]) Ders. Renner 17278 ff.

S. 75. [242]) Chr. Sommer, W. v. d. V. u. s. w. S. 4. [243]) W. v. d. V. Pfeiffer 104, 14. [244]) Freidank 174, 1—24. [245]) Evang. Matth. Kap. 5, 18. [246]) 3. Buch Mose Kap. 19, 18.

S. 76. [247]) Vgl. Evangelium Lucä Kap. 17, 10. [248]) Freidank 25, 13 ff.

S. 77. [249]) Reinmar v. Zw. XIII. Der Marner XII, 3.
S. 78. [250]) Der Marner XII, 3. [251]) Reinmar Nr. 88. Vgl. Migne LXXV, 515.
S. 79. [252]) Renner 2548 ff. [253]) Renner 3080 ff. Das Citat lautet:

In all' d' heiligē schrift lere
gert uns h're von uns niht mere,
denne daz wir in von h'tzē grunde
lieb ouch habē, uñ ze all' stunde
unsern ebenkristen durch in minnen,
als uns selber uzzen und innen.

[254]) Renner 9678. [255]) z. B. Renner 4269. 24060 ff. u. ö. Letztere Stelle enthält den originellen Gedanken, daß jede Sünde ihren besonderen Teufel habe; dieser Umstand mache den Kampf gegen das Böse so schwer. 24126 ff. steht folgendes Citat aus Gregor:

ein groz dink sw' sin fleisch hie twinget,
ein grozzer wer wid' begerung ringet,
daz aller groste, sw' eigen willen
let durch got und sich kan stillen.

[256]) z. B. Renner 520 ff. 2572 ff. 9255 ff. 9678 ff.

S. 80. [257]) Renner 520 ff. 2587 ff.: Die Klage, daß man wohl einem verlorenen Esel nachläuft, aber nicht einer verlorenen Seele. [258]) Renner 3255 ff. [259]) Renner 3285 ff. [260]) Renner 3988 ff. oder 9250: „**in sinem fumf puchē der merkunge.**“ [261]) Renner 17617 ff. [262]) Renner 24133 ff. [263]) Renner 20139 f. 23168 ff. [264]) Renner 15290. 17930 sein Enchiridion, vgl. 18410. Desgl. 13433. [265]) Renner 19086. Vgl. 9308 u. ö. [266]) Renner 20139 f. 6212 ff. 8521 ff.

S. 81. [267]) Renner 18538. [268]) Renner 13396. [269]) Renner 13503 ff. [270]) Renner 9039. [271]) Reinmar v. Zw. Nr. 168. [272]) Reinmar v. Zw. Nr. 87. Ich glaube im Allgemeinen die mhd. Dichter in religiöser Hinsicht nicht zu unterschätzen, aber die Urteile über Reinmar scheinen mir übertrieben, welche sich in einem Artikel der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung, redigirt von Dr. C. E. Luthert“ Jahrg. 1870, Spalte 429 ff. finden. („Deutsche Lieder von Reinmar von Zweter.“) Es heißt hier unter anderm: „Der Dichter erscheint in seinen Liedern als ein Mann von wahrer theologischer Bildung. Ob er jedoch eine oder welche theologische Schule des heiligen römischen Reichs besucht hat, wissen wir nicht; aber das erfahren wir aus einem seiner Lieder, daß er bei den Propheten und Aposteln, die ihm in echt deutscher Weise als Christi Schildgefährten erscheinen, und unter ihnen, besonders bei den Aposteln Paulus und Johannes, als demüthiger Schüler in die Schule gegangen ist.“ Hierauf wird citirt der Spruch „hohe Schule“. Der Wert dieses kleinen Gedichtes liegt aber jedenfalls nicht darin, daß es tiefere religiöse Erkenntnisse enthält. —

Der ganze Artikel ist ein ebenso plan- wie kritikloses Potpourri von Reinmarschen Liedern, dessen beständig wiederkehrendes Grundthema die Behauptung ist, daß in Reinmar einen „lutherisch-katholischen Geist" gelebt habe. [273]) Reinmar v. Zw. Nr. 176.

S. 82. [274]) Freidank 5, 3—4. [275]) Freidank 6, 17 — 7, 3.

S. 83. [276]) Freidank 5, 23 f. [277]) Freidank 21, 1 ff.

S. 84. [278]) Freidank 20, 24 ff. Übersetzung nach Pannier. [279]) 1. Timoth. Kap. 2, 4.

S. 86. [280]) Freidank 16, 24 ff. nach K. Pannier.

S. 87. [281]) Freidank 17, 13—16. [282]) Freidank 17, 27. [283]) Freidank 18, 1 ff. nach K. Pannier.

S. 88. [284]) Freidank 1316. [285]) Diese Applikation ist offenbar gedankenmäßig schief. Man sollte hier nicht die Beziehung auf den Priester, welcher als Werkzeug bei der Messe dient, sondern auf das Volk, welchem der Segen der Messe zuteil werden soll, erwarten. Aber grade die Schiefheit der Applikation ist hier ein Zeugnis von der Überzeugung, mit welcher sie abgegeben wird. [286]) Freidank 14, 11 f. Diese nachdrückliche Betonung des objektiven Charakters des Sakramentes findet sich auch in den Lehrbüchern der evangelischen Kirche. Cf. Conf. Aug. VIII. Man vergleiche in der Beilage I die Predigt Bertholds von Regensburg über die Messe. [287]) Freidank 67, 1—8. [288]) Freidank 15, 1 f.

S. 89. [289]) Reinmar v. Zw. 8—9. Vgl. Th. Zahn, Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons. [290]) Reinmar v. Zw. 15, 6. [291]) Reinmar v. Zw. 235, 6. 236, 2. 227, 2. 238, 2. 239, 2.

S. 90. [292]) Freidank 19, 1 ff. Unsere Übersetzung ist diesmal ziemlich frei, aber, wie wir glauben, sinngemäß.

S. 91. [293]) Freidank 108, 3—5. Übersetzung nach K. Pannier. [294]) Freidank 67, 7 f. Vgl. vorher die Aussagen dieses Dichters über die Messe. Nach den bisher angeführten Urteilen Freidanks über den Aberglauben sollte man freilich bei ihm selbst solches nicht erwarten. Da aber der Glaube an Beschwörungen als Beweismaterial für den Glauben das Meßwunder dient, so muß jener mindestens so fest wie dieser stehen.

S. 92. [295]) Der Stricker VII. [296]) Der Stricker XI. XII. [297]) Der kostbarste Edelstein in der deutschen Kaiserkrone trug den Namen „der Waise", d. h. der Einsame, der Verwaiste, weil ihm an Größe und Wert kein anderer gleichkam. Der Sage nach hatte Herzog Ernst denselben aus einem hohlen Berge mitgebracht. Vgl. Walther von der Vogelweide Nr. 81, I, 24 und Nr. 97.

S. 93. [298]) Der Stricker III, besonders 150 ff.

S. 94. [299]) Walther v. d. V. 39, 34 f. [300]) Ders. 88, 14. [301]) Ders. 173, 30 ff.

S. 95. [302]) Ders. 173, 25 ff. [303]) Freidank 23, 19 ff. [304]) Vgl. z. B. Römer 3, 11 f. 23 und zahllose andere Stellen der h. Schrift.

S. 96 und 97. [305]) Evang. Lucä 17, 10. [306]) Freidank 175, 8—11. [307]) Freidank 23, 24. Übersetzung nach K. Pannier. [308]) Ders. 24, 1 ff. [309]) Ders. 152, 6—7. [310]) Ders. 180. 181. [311]) Renner: St. Anna 12305 ff., St. Martin 13496 f., St. Nycolaus 13536, 15183, St. Gregorius 13686 u. ö. [312]) Um Wiederholungen zu vermeiden, bringe ich hier nicht die vielen mit dem Marner übereinstimmenden Citate aus Walther von der Vogelweide, sondern darf für diesen Dichter auf meine Monographie über denselben (S. 20—24) verweisen. [313]) Vgl. Philipp Strauch S. 38 f. [314]) Der Marner **XIII**, 1, 15 ff.:

Mariâ, meres leitestern,
Mariâ, in der vinsternisse ein lûter licht lucern,
Mariâ, vaz der gotheit und ein ganz latern:
dich habent erliuchtet gotes drî persône.

[315]) Walther v. d. V. 80, 31 ff. Der Marner XIII, 2. Reinmar von Zweter. Leich 116 ff. Nr. 21, 22, 218, 226, 232, 234 ff., 259, 260, 288 f., 292. [316]) Der Marner XIV, 1 ff. XV, 1 ff. [317]) Vgl. Walther v. d. V. 80, 147. Hoheslied Kap. 2, 2. [318]) Ezechiel Kap. 44, 1 ff.

S. 98. [319]) Reinmar v. Zw. Leich 73 ff. u. Nr. 12, 5 ff. Reinmar zählt hier die 9 **ordines instorum** ungefähr nach **Honorius (Migne CLXXII, 1018)** auf. Nur fehlen bei ihm die **monachi**. Dafür sind die **viduac** eingetreten. Mit **vrouwen** ist der **ordo coningatorum** gemeint. (Vgl. zu diesem **ordo** die Predigt Bertholds von Regensburg über die 7 Sakramente, wo er von der Ehe spricht, in unserer Beilage.) Die Evangelisten bilden, weil zum Teil identisch mit den Aposteln, keinen besonderen **ordo**. Vgl. die diesbezügl. Anmerkung bei Roethe. [320]) Der Marner, Seite 131. **(XIV, 18b)**. [321]) z. B. Freidank 7, 16 f. 8, 7 u. ö. [322]) Reinmar v. Zw. Nr. 18. Bei Frauenlob, 287, 17 wirft Maria Minnebrände! In Nr. 20 streift allerdings auch Reinmar stark ans Frivole.

S. 99. [323]) Uhlhorn, Christl. Liebesthätigkeit, Stuttgart 1884, Band II, S. 113—160 weist diesen eschatologischen Zug der mittelalterlichen Frömmigkeit besonders auf dem Gebiete der Liebesthätigkeit nach. Es ließe sich aber mit Sicherheit dasselbe auch auf den anderen Gebieten nachweisen. [324]) Vgl. Evang. Matthäus Kap. 24. Markus Kap. 13. Lukas Kap. 21. Grade in dieser Hinsicht zeigt sich ein merklicher Einfluß der Bibel auf das mittelalterliche Volksleben. [325]) Walther v. d. V. 84, 4 ff. Vgl. Thomasin 2507 ff.:

wir haben daz geschriben wol,
daz vor der werlde ende sol
hunger sîn und boesiu jâr,
schûr, erdpidem: man sihtz nû gar.

S. 100. [326]) Freidank 46, 5. Vgl. Evang. Matth. 24, 12. 10, 2 f. Mark. 13, 12. [327]) z. B. 1. Johannesbrief 2, 18. 22. 4, 3. 2. Johs. 7. [328]) Freidank 172, 16 nach K. Pannier. [329]) Freidank 172, 20 ff.

S. 101. [330]) Freidank 173, 8 ff. [331]) Walther v. d. V. 79, 50 ff. [332]) Freidank 178, 14 — 179, 3. [333]) Der Stricker XII, 474. [334]) Freidank 179, 4 ff. [335]) Der Stricker XII, 636 ff. [336]) Der Marner I, 4. [337]) Freidank 179, 24 ff.

S. 102. [338]) Vgl. Grimm S. 345. [339]) Vgl. Evang. Matth. 11, 12 und Luk. 16, 16. [340]) z. B. Matth. 11, 12. Prediger 3, 21. Luk. 12, 33. [341]) Thomasin, Der wälsche Gast 5781 ff. 11970 ff.

S. 103. [342]) Vgl. Rückerts Anmerkungen S. 596—597. [343]) Thomasin 10905 bis 10955. [344]) Ders. 6101 ff. [345]) Ders. 6119 ff. [346]) Ders. 5651—5690.

S. 104. [347]) Ders. 5681 ff. [348]) Walther v. d. V. 90, 1 ff. [349]) Ders. 188, 37—38.

S. 105. [350]) Wir können uns hier bei der physischen Betrachtungsweise der Welt kurz fassen, weil wir schon im Abschnitt über Gott als Schöpfer der Welt manches hierher Gehörige gesagt haben. [351]) Freidank 147, 1 ff. [352]) Ders. 132, 20 f. [353]) Ders. 114, 27 — 115, 1. Vgl. Walther v. d. V. 76, 25 ff. 56, 37 ff. Boner, LI, 71 ff. LXXXVI, 43 ff. [354]) Freidank 55, 13 ff. [355]) Der Winsbeke 2, 4 ff.

S. 106. [356]) Ders. 2, 1 ff. [357]) Freidank 4, 12—17. [358]) Walther v. d. V. 76, 9 ff. [359]) Freidank 31, 15 ff. [360]) Der Marner XIV, 2. [361]) Walther v. d. V. 77, 1 ff. [362]) Freidank 31, 14. [363]) Ders. 30, 23 f. [364]) Ders. 74, 23 — 75, 5. [365]) Ders. 32, 1 ff.

S. 107. [366]) Ders. 32, 25 ff. [367]) Ders. 30, 21. [368]) Ders. 43, 24 ff. 44, 13 ff. [369]) Ders. 45, 2 ff.

S. 108. [370]) Ders. 32, 15 ff. [371]) Ders. 45, 24 ff. [372]) Ders. 55, 19 ff. [373]) Hugo von Trimberg, Renner 234 ff. Freidank 111, 10 ff. 56, 21 ff. Sehr oft findet sich dieser Gedanke auch bei Thomasin von Zirklaria. [374]) Freidank 76, 19 ff. 88, 27 ff. 147, 3 ff. u. ö. Desgl. bei Thomasin. [375]) Hugo von Trimberg 9159—97 und 855 ff. [376]) Der Marner XIV, 10 ff

S. 109. [377]) Thomasin 2543. [378]) Ders. 8623.

S. 110. [379]) Freidank 6, 20 ff. Vgl. Römerbrief Kap. 9, 21. [380]) Thomasin 3576 ff. Vgl. Sen. VI, 7, wo dieser Zug ausführlicher erzählt wird. Die Pointe lautet daselbst: Omnes, inquit, jurant esse me Jovis filium, sed volnus hoc hominem esse me damat. [381]) Hugo von Trimberg 11025 ff. [382]) Freidank 83, 19 ff. [383]) Ders. 22, 22 ff. [384]) Ders. 23, 7 ff. [385]) Ders. 21, 19 ff. Luther sagte auch wohl „Madensack“. [386]) Freidank 21, 25 f. [387]) Ders. 10, 12. 19, 17 ff. [388]) Thomasin 8500 ff.

S. 111. [389]) Freidank 104, 8 ff. [390]) Der Winsbeke 8, 1 ff. Freidank 99, 27 — 100, 1. [391]) Boner XCVI, 53 ff. [392]) Der Winsbeke 12, 8 ff. [393]) Hugo von Trimberg 12305 ff. [394]) Ders. 12318 ff. [395]) Der Stricker XII, 71 ff. [396]) Hugo von Trimberg 12474 ff. [397]) Ders. 13031 ff. [398]) Reinmar v. Zw. 35, 1 ff. 43, 1 ff. Vgl. auch besonders die „Ehesprüche“ Nr. 101—105.

S. 112. [399]) Freidank 102, 16 ff. Diese Worte sind noch alle heutzutage allgemeiner Beherzigung wert. Der Mann glaubt vielfach noch immer, daß ihm selbst z. B. in puncto sexti alles erlaubt sei, während er das Weib, welches ihm dabei zu Willen ist, verachtet. Die Anschauung ist heidnisch und entbehrt, wie schon Freidank bemerkte, aller religiösen Urteilsfähigkeit. Gott hat beide Geschlechter auf dem sittlichen Gebiete einander ebenbürtig und mit gleichen Rechten und Pflichten geschaffen. Zumal der Christ weiß, daß der Glaube an Christum alle sozialen, nationalen oder auf sonstigen Differenzen beruhenden scheinbaren Prärogativen nivellirt. Vgl. Galaterbrief Kap. 3, 28. [400]) Thomasin 87, 63 ff. [401]) Freidank 1, 5 ff. Vgl. Ps. 111, 10. [402]) Freidank 1, 13 ff. Vgl. Evang. Matth. Kap. 10, 39.

S. 113. [403]) Freidank 2, 22 ff. [404]) Ders. 2, 1 f. [405]) Vgl. I. Johannesbrief Kap. 4, 18. [406]) Freidank 129, 1 ff. Vgl. Psalm 105, 15. Freidanks Auslegung zu dieser Stelle richtet sich weniger nach den Regeln der Hermeneutik als der Religiosität. [407]) Freidank 138, 5 ff. [408]) Thomasin 10566 ff. [409]) Hugo von Trimberg 794 f. [410]) Thomasin 6070 ff.

S. 114. [411]) Ders. 6799 ff. [412]) Ders. 6220 ff. [413]) Ders. 7676 ff.

S. 115. [414]) Ders. 10836 f. [415]) Walther v. d. V. 80, 165. Thomasin 6768 ff. [416]) Thomasin 5781 ff. [417]) Freidank 21, 7 ff. [418]) Reinmar v. Zw. 99—100. [419]) Vgl. Grimm zu Freidank LXXXV. Desgl. Philipp Strauch zum Marner XV, 289. Desgl. Renner 19586. [420]) Vgl. **Vinc. Bellov (Duaci. 1624) p. 1328: aper cunctas bestias percellit auditu.**

S. 116. [421]) Walther v. d. V. 137, 7 ff. Mir sind in mehreren Rezensionen über meine Monographie: „Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Christentum und Kirche“, Kropp 1899, Ausstellungen über das auf S. 33—34 Dargelegte zuteil geworden. Dieselben beruhen aber zum Teil auf Mißverständnissen, von denen schon „Der Wandsbeker Bote“ sagte, daß sie daher kommen, daß man sich mißversteht. Es ist hier jedoch nicht der Raum, weitere Ausführungen zu geben. [422]) Freidank 127, 22 ff. [423]) Thomasin 6817 ff. [424]) Ders. 2903 ff.

S. 117. [425]) Ders. 2909 ff. 2971 ff. [426]) Ders. 2949 ff. [427]) Ders. 2838 ff. [428]) Ders. 2857 ff. [429]) Ders. 14041 ff. [430]) Ders. 6162 ff. [431]) Ders. 9000 ff. [432]) Diese Applikation muß man zu den übrigen mit in den Kauf nehmen. An sich betrachtet, ist sie nicht viel besser als die bekannte ciceronianische Exegese: **lucus non lucendo.**

S. 118. [433]) Nach Rückerts Anmerkung zu Thomasin 8999 auf S. 584 f. liegt dieser moralischen Auslegung der Bedeutung der **VII artium lib. Sen. Ep. LXXXVIII** zum Grunde, freilich wie auch bei anderen Gelegenheiten in freier und geistreicher Umbildung mit Rücksicht auf den Geschmack und die Bedürfnisse der Zeit. Bei der Astronomie ist Thomasin ganz selbstständig vorgegangen. Was bei ihm als Aufgabe der **Divinitas** und der

Physica genannt wird, fällt bei Sen. der Philosophie zu. [434]) Thomasin 4980 ff. [435]) Ders. 5005 ff.

S. 119. [436]) Ders. 5077 ff. 5089 ff. 5105 ff. [437]) Ders. 4893 ff. [438]) Evang. Lucä Kap. 16, 25. [439]) Thomasin 4909 ff. [440]) Ders. 4635 ff.

S. 120. [441]) Ders. 4835 ff. [442]) Ders. 4876 ff. [443]) Ders. 5141 ff. [444]) Ders. 5164 ff.

S. 121. [445]) Ders. 6347 ff. [446]) Ders. 5349 ff. [447]) Freidank 1, 17 f.:

swer âne got sich wil begân,
der mac niht staeter êren hân.

[448]) Freidank 2, 1 ff. Vgl. Berthold, Des Franziskaners deutsche Predigten, herausgegeben von C. F. Kling, Berlin 1824, S. 123: Nû wizzet ir wol, daz es ein schentlich wort ist, der zuo eim andern sprichet: „du bist ein rechter zage.“ [449]) Freidank 31, 22 f. [450]) Ders. 64, 13. [451]) Ders. 54, 6 f. [452]) Der Winsbeke 28, 1 ff. [453]) Thomasin 3881 ff.

S. 122. [454]) Ders. 3535 ff. [455]) Ders. 3666 ff. [456]) Reinmar v. Zw. Nr. 11.

S. 123. [457]) Ders. 143. [458]) Ders. 181, 1 ff. [459]) Walther v. d. V. Nr. 88. [460]) Thomasin 10287 ff.

S. 124. [461]) Ders. 10316 ff. [462]) Freidank 3, 19 f. [463]) Ders. 54, 24 f. [464]) Vielleicht ist 2. Mose Kap. 14, 10 ff. gemeint. [465]) Freidank 5, 19 f.

S. 125. [466]) Freidank 128, 22 ff. [467]) Ders. 180, 8 ff. nach K. Pannier. [468]) Der Winsbeke 79, 1—10.

S. 126. [469]) Hugo von Trimberg 10950 ff. [470]) Freidank 10, 17 ff.

S. 127. [471]) Freidank S. 24—25. [472]) Ders. 25, 5. [473]) Ders. 26, 24. [474]) Ders. 26, 20 ff. [475]) Ders. 26, 8 ff. Zur Toleranz bei Walther v. d. V. vgl. meine Monographie über diesen Dichter, S. 40. [476]) Boner LVII, 100 ff.

S. 128. [477]) Freidank 21, 11 ff. nämlich: „Nase, Augen, Ohren, Mund und zwei, die die Deutung weisen ab.“ Nase, Augen und Ohren haben je zwei Öffnungen und sind deshalb doppelt gerechnet. [478]) Freidank 39, 22 ff. [479]) Ulrich Boner 89, 47 f. [480]) Ders. 41, 71 f.

S. 129. [481]) Hugo von Trimberg 4379 ff. [482]) Ders. 2048 ff. [483]) Ders. 10834 ff. [484]) Ders. 10843—84. [485]) Thomasin 2552 ff.

S. 130. [486]) Freidank 36, 23 ff. [487]) Freidank 37, 4 ff. Vgl. auch der Stricker XII, 271 ff. u. XII, 12 ff. [488]) Der Stricker X. [489]) Ders. XII, 263 ff., betreffend die Unzucht in der Jugend und im Alter. XII, 417—502: Sodomiterei. [490]) Thomasin 2639—2676. [491]) Ders. 2761 ff.

S. 131. [492]) Ders. 3143 ff. [493]) Reinmar v. Zw. 192. [494]) 1. Timotheus 6, 10. [495]) 1. Mose 3, 11. [496]) 1. Johannes 2, 16. [497]) Freidank 6, 4. 7, 19. 20, 5 ff. 28, 19 ff.

S. 132. [498]) Reinmar v. Zw. 97. [499]) Walther v. d. V. 177, 4 f. [500]) Freidank Nr. 8, S. 28—30. [501]) Freidank 29, 12 f. [502]) Freidank 30, 19 f. [503]) Freidank 34, 5 f. [504]) Reinmar v. Zw. 179. [505]) Diese kleine Pa-

rabel ließe sich auch als Vorstoß gegen den Aberglauben, welcher sich mit der Traumdeuterei (vgl. das diesbezügliche Kapitel 1) verband, anführen.

S. 133. [506]) Hugo von Trimberg 14276 ff. [507]) Freidank „von wuocher" Nr. 7. S. 27 ff. [508]) Vgl. auch Berthold von Regensburg. Pfeiffer I, 60. 273. Wenn Freidank eigentlich nur die Naturprodukte als Gegenstände des Handels zulassen will, so zeigt er damit, daß er die menschliche Arbeit nicht genügend wertet. Seine Auffassung wäre in unserem jetzigen Industriezeitalter unzulässig. Die mittelalterliche Kirche verbot den Wucher, um ihn auf diese Weise für sich selbst zu monopolisiren. Luther weiß in dieser Hinsicht von „spitzigen Grifflein" zu erzählen und erinnert an den Cyclopen Polyphem, welcher dem Ulysses verhieß, „er wolle ihm die Freundschaft thun, daß er zuvor seine Gesellen, der nach ihn zuletzt fressen wollte." (E. A. 23, 287). [509]) Freidank „von Nide," Nr. 24, S. 60.

S. 134. [510]) Freidank 35, 2 nach K. Pannier. Freidank handelt in einem längern Spruch nur „von Liegenne und Triegenne." [511]) Freidank 169, 14. [512]) Walther von der Vogelweide 168, 9 ff. [513]) Reinmar v. Zw. Nr. 94—95.

S. 135. [514]) Ulrich Boner, Edelstein XCI „von einem der heiz und kalt hât in dem munde." [515]) Reinmar v. Zw. Nr. 107—110.

S. 136. [516]) Bei anderen wird die Zahl 5 auch wohl auf die 5 Wunden Christi bezogen, und die Zahl 6 auf die 6 Werke der Barmherzigkeit. So z. B. bei Suchenwirt. [517]) Hugo von Trimberg 11272 ff. [518]) Reinmar v. Zw. 110. [519]) Ders. 114, 7 ff.:

> Ir edelen Knehte, lernet alsô trinken,
> daz ir niht schiltesbalp beginnet hinken!
> vür durst ist trinken wol erloubet:
> swem aber durch des zaphen clinc
> unmaerent ritterlîchiu dinc,
> der treit hin bein vil lîhte ein trunken houbet.

[520]) Walther v. d. V. 155. [521]) Derselbe Nr. 143: „Wie man trinken soll."

S. 137. [522]) Reinmar v. Zw. 115. [523]) Hugo von Trimberg 9934 ff. [524]) Ders. 9510 ff. [525]) Freidank 94, 25 ff. Verwandt ist der bekannte Gedanke: es ertrinken mehr in der Flasche als im Ozean. [526]) Freidank 177, 17 ff. Die Bemerkungen, welche Herr Pannier in seiner Übersetzung (Reklam S. 170—171) zu diesem ernsten Spruche des Dichters sich zu machen erlaubt, machen ihm selbst wenig Ehre. Schwere Laster des Volkslebens lächerlich zu machen, scheint uns nicht die Art, sie zu heilen. Im Namen des gesunden Volks müssen wir gegen solche Albernheiten in Volksbüchern protestiren. [527]) Hugo von Trimberg 1007 ff. [528]) Ders. 10490 ff.

S. 138. [529]) Freidank 88, 15 ff. nach Pannier. Schon die Römer bezeichneten mit „laterem lavare“ eine vergebliche Mühe. [530]) Freidank 90, 15 ff.

S. 139. [531]) Thomasin 4665 ff. [532]) Thomasin 4737 ff. [533]) Ders. 14712—14738.

S. 140. [534]) Der Winsbeke 69—70 oder 77, 1 ff.:

> **Ich tuon hie mîne bîhte dir,**
> **als ein sündaere sol unt muoz.**
> **erzeige dîne helfe mir,**
> **sô daz mir werde sünden buoz.**

[535]) Der Stricker XII. [536]) Der Marner XIV, 11. [537]) Reinmar v. Zw. 219.

S. 141. [538]) Vgl. Reinmar, Leich 196 ff. Desgl. 6, 11 ff. 198, 7 ff. Thomasin 3587—3600. 4573 ff. [539]) 2249 ff. [540]) Freidank 38, 11 f. [541]) Ders. 35, 10 f. oder 37, 20 f.:

> **nehein sünde wart sô grôz,**
> **sine habe mit riuwe widerstôz.**

S. 142. [542]) Freidank 35, 12 ff. Vgl. auch **Wernher von Niederrhein ed. W. Grimm „christliche lere“**, S. 47:

> **he leidit díssen burnen ho**
> **di uon dem herze zv den ovgen géit.**
> **undi di alden sunden ave dvéit.**

[543]) Freidank 40, 3. [544]) Freidank 39, 6 ff. Vgl. Buch Sirach 3, 32 f.: „Wie das Wasser ein brennend Feuer löscht, so tilget Almosen die Sünde.“ [545]) Thomasin 12969 ff. Vgl. auch die Beichte des alten Winsbeken 77, 1 ff. [546]) Freidank 5, 21 ff. [547]) Ders. 47, 20 ff.

S. 143. [548]) Ders. 34, 15 ff. [549]) Ders. 45, 10 ff. [550]) Reinmar v. Zw. Leich 36 ff. [551]) 2. Korintherbrief Kap. 7, 10. [552]) Ulrich Boner XXXIV, 39 ff. Reinmar v. Zw. Leich 227 ff. Wenn Roethe hierzu bemerkt, daß „Reue und Selbstbeherrschung mehr wert sei, als frei zu sein von sündlicher Begierde“, so findet sich weder dieser Gedanke in dem angezogenen Spruche 89, noch ist er an sich richtig; denn es würde sich das Paradoxon ergeben: Die menschliche Unvollkommenheit ist mehr wert (d. h. sofern sie strebt, vgl. Lessings bekannten Gedanken von der Wage in Gottes Hand, in welcher die Wahrheit selbst und das Streben nach der Wahrheit abgewogen wird) als die göttliche Vollkommenheit. Reinmar preist nur den hohen Wert des sittlichen Strebens, ohne welches niemals eine Märtyrerkrone erlangt wird. Der Vergleich des sittlichen Strebens mit der göttlichen Vollkommenheit ist von Roethe eingetragen. [553]) Ulrich Boner, Edelstein XXII.

S. 144. [554]) Vgl. auch Thomasin 2258 ff.:

> dâ von der tiusche man giht:
> dâ der siech man genas,
> dô was er als er ê was.

Desgl. Hugo von Trimberg, Renner 12089 ff.:

> Sie gedenken aber an daz sprichwort niht,
> dô der siche leip genas, dô beleip er als er ê was.

[555]) Thomasin 8310 ff. [556]) Freidank 33, 22 ff. [557]) Ders. 38, 17—20. [558]) Ders. 36, 7 ff.

S. 145. [559]) Ders. 36, 15 ff. 38, 17 u. ö. [560]) Thomasin 8275—8309. [561]) Vgl. zur Sündenerkenntnis bei Walther von der Vogelweide meine Monographie über diesen Dichter, S. 29—34.

S. 146. [562]) Der Stricker IX. Vgl. besonders Vers 47 ff. [563]) Freidank 175, 24 ff. [564]) Ders. 177, 1 ff. [565]) Ders. 32, 23 ff. [566]) Ders. 176, 14 ff. [567]) Ders. 177, 23 ff.

S. 147. [568]) Ders. 175, 20 ff. [569]) Ders. 21, 1 ff. Stillschweigende Voraussetzung ist dabei wohl, daß die geistige Geburt in der Taufe wirklich zum Durchbruch gekommen ist. Denn die Lehre, daß der Tod allein schon selig mache, wird man dem Dichter nicht aufbürden dürfen. Vgl. auch Boner, Edelstein LXXXVII, 34 f.:

> Wer recht gedenket an den Tod
> Bewahrt sich vor der Hölle Not.

[570]) Freidank 22, 12 ff. [571]) Boner LXXXVII. [572]) Boner C: „von einem künige und einem scherer“ oder: „von ansehunge des todes“.

S. 148. [573]) Thomasin 4521 ff.

S. 149. [574]) Ders. 5457 ff. [575]) Freidank 29, 14. 6, 3 ff. 29, 25 ff. [576]) Ders. 60, 19 ff. [577]) Thomasin 4761—4818. [578]) Jakobus Kap. 1, 12.

S. 150. [579]) Thomasin 4795 ff. gemeint ist Moral. in Job. II, 6: Sciendum vero est, quia satanae voluntas semper iniqua est, sed numquam potestas iniusta, quia e semet ipso voluntatem habet, sed a Domino potestatem. Quod enim ipse facere inique appetit, hoc Deus fieri nonnisi juste permittit. Vgl. auch die Anmerkung bei Rückert S. 564 f. [580]) Thomasin 6728 ff.

S. 151. [581]) Walther von der Vogelweide 77, 1 ff. [582]) Thomasin 6723 ff. [583]) Ders. 8065 ff. [584]) Ders. 5915 ff. [585]) Walther v. d. V. 94, 7. [586]) Freidank 67, 9—14.

S. 192. [587]) Ders. 144, 11 ff. 68, 16 — 69, 4. [588]) Ders. 28, 7 ff. [589]) Freidank 67, 19—22. [590]) Ders. 28, 7 ff. [591]) Walther v. d. V. 79, 36 ff. Freidank 9, 18. [592]) Freidank 68, 12. Vgl. Grimm S. 347. [593]) Freidank 66, 21 ff. K. Pannier (bei Reklam S. 164) bemerkt hierzu,

daß mit diesen Worten die kirchlichen Teufelsbeschwörungen gemeint sein. Diese Ansicht hat nach dem zweiten der citirten vier Verse und auch im Blick auf die folgenden Verse eine starke Wahrscheinlichkeit. Sachliche Gründe hindern uns jedoch, dieser Ansicht beizustimmen. Die Teufelsbeschwörungen bestanden zumeist lediglich in Teufelaustreibungen, nicht aber darin, daß man den Teufel zwang, Rede und Antwort zu stehen oder gar seine Sünde einzugestehen. Denn sobald der Teufel dazu veranlaßt würde, müßte er aufhören, Teufel zu sein. Das Bekennen von „Schande und Herzeleid" kann sich also nicht auf den Teufel sondern nur auf den Menschen beziehen, welcher den Teufel bezwingt. Und in der That kann das Sündenbekenntnis des Menschen als ein Bezwingen des Teufels bezeichnet werden; weil der Mensch sich damit von der Herrschaft desselben lossagt und Gott wieder zuwendet. Wenn freilich für dies Bekenntnis auch nicht bestimmte Worte vorgeschrieben zu sein brauchen, um erfolgreich zu sein, so hatte doch die Kirche seit Alters in pädagogischer Weisheit Formulare zur Teufelsentsagung, wie dieselben z. B. anläßlich der Taufhandlung üblich waren.

S. 153. [594]) Berthold von Regensburg. Pfeiffer I, 360, 34 ff. 361, 15 ff.

S. 154. [595]) Cf. Mansi VIII, 31. [596]) Pii. P. ep. I. [597]) Anacheti I. ep. III. Zephyrini ep. I.

S. 155. [598]) Decret. Grat. dist. XCVI. c. 13. [599]) Vgl. Hermann Weingarten, Zeittafeln und Überblicke zur Kirchengeschichte. Leipzig 1891. IV. Aufl. S. 86. [600]) Cf. den sogen. Dictatus Gregorii VII hinter lib. II epist. 55 Satz 8: quod solus (scil. Romanus pontifex) possit uti imperialibus insigniis.

S. 156. [601]) Dies erklärte er apodiktisch z. B. den spanischen Fürsten: lib. I epist. 7 ad princ. Hisp. im Jahre 1073, sowie den König von Ungarn lib. II epist. 13 ad Salomonem Reg. Hung. im J. 1074. Desgl. Rußland u. a. m. [602]) Gregor lib. VII epist. 25 ad quilelm. Reg. Angl. im J. 1080. [613]) Innoc. III lib. II epist. 209 ad Patriarch. Const: Dominus Petro non solum universum ecclesiam, ad totum reliquit saeculum gubernandum. [613]) Innoc. III. lib. I ep. 335 und ep. 326. [614]) Ders. lib. XVI ep. 131 ad Joannem Angl. regem. [615]) Registr. de negotio Inn. ep. 18.

S. 157. [616]) Innoc. III lip. I ep. 401 ad Acerbum. [617]) Ders. lib. I epist. 335. 302. 326. [618]) Joannis Sarisberiensis († 1182) Policratius l. IV. c. 3.

S. 158. [619]) Opera Inn. ed. Migne IV, 658. [620]) Vgl. O. Abel, König Philipp der Hohenstaufen. Berlin 1852. S. 103 ff. [621]) Thatsächlich ist eine völlige Verquickung von Staat und Kirche der größte Widerspruch, welcher sich für einen Christen denken läßt. Christus sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Der politische Leim zwischen Kirche und Staat

hat sich noch immer als sehr unhaltbar erwiesen. [622]) Evang. Lucä 22, 38. Die römische Kirche beruft sich für ihre Hauptdogmen mit Vorliebe auf die dunkelsten Stellen der heiligen Schrift. [623]) Vgl. Otto Abel, S. 33 ff. [624]) Paschesius Radbertus: Nicht der Priester schafft den Leib Christi; **si hoc posset, quod absurdum est, creator creatoris fieret.** Vgl. Friedrich Loofs, Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte. III. Auflage. Halle 1893. S. 256.

S. 159. [625]) Berthold von Regensburg, Pfeiffer I, 301, 26 ff. u. ö. [626]) Ders. Pfeiffer I, 305, 3 ff. Vgl. unsere Beilage.

S. 160. [627]) Ders. Pfeiffer I, 276, 14 ff. [628]) Ders. Pfeiffer I, 265, 15 ff. [629]) Ders. Pfeiffer I, 144 ff. Pfeiffer-Strobl II, 131 ff. **mali laici, mali religiosi.** [630]) **liber cur. past. I, 2.**

S. 161. [631]) O. Abel, König Philipp. S. 71. [632]) **De contemptu mundi und de miseria conditionis humanae.** Vgl. auch Raumer, Geschichte der Hohenstaufen III, 75 ff.

S. 162. [633]) Bernhard in seinem Gedicht **de contemptu mundi ad Petrum abb.: Roma dat omnibus omnia dantibus etc.** [634]) O. Abel, König Philipp S. 73.

S. 163. [635]) Ebendaselbst S. 122. [636]) Ebendaselbst S. 159 ff.

S. 164. [637]) Cf. **Concil. XIII, 418.** Vgl. Raumer IV, 8 ff. [638]) Raumer IV, 13. [639]) Raumer IV, 8. [640]) B. v. R. Pfeiffer I, 351, 24 f.: **Bruoder Berhtolt, ich hân gehôrt, daz etelîche pfaffen die bîhte sagen ir wîben. ibidem, 318, 38 ff.: dâ hân ich des pfaffen kint, der mîn pfarrer dâ ist.**

S. 165. [641]) Cf. **Peire Cardinal** (um 1220) bei Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. S. 447 ff. [642]) Cf. **Bertrand Carbonel** (um 1250) bei Diez, S. 587 ff. [643]) Vgl. I. Petrusbrief Kap. 1, 18 f.

S. 166. [644]) **Johs. Sarisb., de nugis curial. lib. IV, 3.** [645]) **Cäs. Heisterb. mirac II. 30. 28.** [646]) O. Abel, König Philipp. S. 29 ff.

S. 168. [647]) **Cäs. Heisterb. mirac II, 30.** [648]) O. Abel, König Philipp. S. 63 ff. [649]) Für seine vormundschaftlichen Bemühungen bezog Innocenz außer dem Ersatz etwaiger „Auslagen“ jährlich die Summe von 30000 Taranern. Vgl. Raumer III, 87. [650]) O. Abel, König Philipp. 81 ff.

S. 169. [651]) Ebendort, S. 83 ff. [652]) Ebendort, S. 101 ff.

S. 170. [653]) Ebendort, S. 131 ff.

S. 171. [654]) Ebendort, S. 170 ff.

S. 172. [655]) O. Abel, Kaiser Otto IV. S. 10 ff. [656]) 1. Buch Mose Kap. 6, 7.

S. 174. [657]) Cf. **cap. 45** bei **Mansi XIV,** 74. [658]) B. v. R. Pfeiffer I, S. 44 ff. [659]) Ders. Pfeiffer I, 112, 1 ff. [660]) Ders. Pfeiffer I, 467, 13 ff. Pfeiffer-Strobl II, 217, 20 ff.

S. 175. [661]) Evang. Johs. Kap. 19, 20. [662]) B. v. R. Pfeiffer I, 44, 2 ff. [663]) Ders. Pfeiffer I, 125. 24 ff. u. ö.

S. 176. [664]) Cf. Flac. catal. hist. ver. p. 216. [665]) B. v. R. Pfeiffer I, 405, 38 ff. [666]) Ders. Pfeiffer I, 43, 15 ff. [667]) Der Bischof war Freculphus von Lisieux. Cf. Rab. opp. II, 1.

S. 177. [668]) Conc. Troslejan, a. 909. cap. XV, p. 305. [669]) Statuta synodalia Richardi Cicestrensis Episc. ann. 1246 (Mansi XXIII, 714): et haec sacerdotes parochianos in lingua saltem materna diligenter et frequenter doceant.

S. 178. [670]) Sachse, Geschichte der Katechetik. S. 140 ff. [671]) B. v. R. Pfeiffer I, 275, 4 ff. [672]) Die 10 Gebote in Predigt 56, die 7 Sakramente in Predigt 45, liturgische Formale in Pfeiffer II, 216 ff., die Messe in Pfeiffer I, 495 ff. [673]) B. v. R. Pfeiffer I, 493, 36 ff. [674]) Ders. Pfeiffer-Strobl II, 467, 29 ff.

S. 179. [675]) Die 7 Todsünden waren nach de institutis laic. III, c. b: superbia, gula, fornicatio, avaritia, ira, tristitia, cenodoxia. Vgl. Sachse S. 154 f. [676]) Mansi XXIII, 830.

S. 180. [677]) Die Zählung der Todsünden wie die der Sakramente schwankte im Laufe der Jahrhunderte. [678]) Predigten über Luthers Leben und Lehre, Wittenberg 1858. S. 59. [679]) B. v. R. Pfeiffer I, 4, 7—13.

S. 181. [680]) Mansi XXI, 296.

S. 182. [681]) Vgl. zur Fastenordnung im Mittelalter die XXXVIII Predigt Bertholds von Regensburg bei Pfeiffer. [682]) B. v. R. Pfeiffer I, 455 ff.

S. 183. [683]) canon 21.

S. 184. [684]) Vgl. Regino de disc. eccl. lib. II c. 446 ff. de redemtionis pretio. [685]) Den geschichtlichen Nachweis für diese berüchtigten Worte des Ablaßkrämers Tetzel hat auf die Zeugnisse gut katholischer Zeitgenossen sich stützend D. Kaverau in einem offenen Sendschreiben an den Domkapitular Röhm in Passau geliefert. (Barmen 1890.) [686]) B. v. R. Pfeiffer I, 117, 2 ff. 132, 16 ff. 134, 3 ff. 251, 23 ff. 543 ff. Pfeiffer-Strobl II, 12, 34 ff. 143, 23 ff. Die „Pfennigprediger" sind wohl nicht bloß „Vorläufer der Ablaßkrämer" (vgl. Stromberg S. 110) sondern nach den Bestimmungen in Pfeiffer I, 208 ff. wirkliche Ablaßkrämer.

S. 185. [687]) B. v. R. ebid. Kling S. 384. [688]) Vgl. Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Bonn 1882. S. 146: Huillard Bréholles 3, 50 ff.

S. 187. [689]) B. v. R. Pfeiffer I, 111, 21 ff. [690]) Opp. Innoc. III tom II col. 323: nämlich tam in merci moniis quamaliis (?). Desgl. cf. den Bann gegen Bergamo II, 20. III, 230.

S. 188. [691]) Vgl. Gieseler II, zweite Hälfte S. 481. [692]) Luthers Werke für das christliche Haus. Braunschweig 1890. Band II, S. 249 f. [693]) Ebendort. Band VI, 393.

S. 190. [694]) Besonders scharf formulirt findet man diesen weit verbreiteten Irrtum bei Heinrich Heine in „Deutschland" I. Zur Geschichte der

Religion und Philosophie in Deutschland 1834. Mit Recht geht Heine bei Beurteilung des Mönchtums auf die urindische Lehre von der Inkarnation Gottes und von der Abtötung des Fleisches zurück, aber er irrt gewaltig, wenn er im asketisch-beschaulichen Mönchtum „die reinste Blüte der christlichen Idee" erblickt und infolgedessen beständig von einer „Unausführbarkeit der christlichen Idee" redet. So konnte Heine sich zu folgenden sich selbst widerlegenden Sätzen versteigern: „Ja, wenn man mich aufs Gewissen früge (NB.: Dies war wohl grade sein schwächster Punkt!), würde ich eingestehn, daß der Papst Leo X eigentlich weit vernünftiger war als Luther und, daß dieser die letzten Gründe der katholischen Kirche garnicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Christentums, die Vernichtung der Sinnlichkeit (richtig wäre: die Läuterung der Sinnlichkeit) gar zu sehr in Widerspruch war mit der menschlichen Natur, als daß sie jemals im Leben ganz ausführbar gewesen sei; er hatte nicht begriffen, daß der Katholicismus gleichsam ein Konkordat war zwischen Gott und dem Teufel, d. h. zwischen dem Geist und der Materie, wodurch die Alleinherrschaft des Geistes in der Theorie ausgesprochen wird, aber die Materie in den Stand gesetzt wird, alle ihre anullirten Rechte in der Praxis auszuüben."

S. 192. [695]) Berthold v. R. Pfeiffer I, 137, 7 ff. [696]) Veranlassung zu Ausschweifungen war besonders dort naheliegend, wo Klöster für beide Geschlechter unter einem Dache oder dicht nebeneinander gebaut waren, oder wenn sich in einem Manneskloster sogen. sorores conversae oder reclusae befanden. Vgl. bei Raumer, Gesch. der Hohenstaufen VI, 426 ff. Vgl. besonders die Schriften des Joachim, Abtes von Flore († 1202). [697]) Vgl. die bekannte Fabel, welche die Karmeliter über ihre Entstehung in Umlauf setzten, und die Schrift des Menoriten Ubertinus de Casali: arbor vitae crucifixae. lib. V. Cf. Gieseler II, zweite Hälfte S. 323. [698]) Baldricus l. c. p. 88. Gieseler II, 2, 42.

S. 193. [699]) Vgl. Wilmanns, Leben und Dichten Ws. v. d. V. S. 139 ff. In gewissem Sinne ist jedenfalls dieser Gedankengang richtig: Wir können nichts ohne Gott, und Gott will nichts ohne uns. Aber es kommt doch noch sehr viel auf die Inhaltsbestimmung des Willens an. [700]) Cf. Migne Opp. Inn. 3, 817.

S. 194. [701]) Cf. Mansi XXII, 956. [702]) Joannes Abb. Casemarii ad Bernard. unter Bernhards Briefen ep. 333. [703]) Eugenii epist. I ad Ludovicum Regem Gall. Cf. Mansi XXI, 627.

S. 195. [704]) Guilelmus de Nangis (um 1301) in Aron. ad ann. 1187. [705]) Solche befinden sich in Trier, Rom, Argenteuil, Bremen u. a. O. m. Vgl. J. Gildemeister und H. V. Sybel „Der heilige Rock zu Trier und die 20 anderen heiligen ungenähten Röcke." Düsseldorf 1844. Desgl. „Die Advokaten des trierer Rocks."

S. 196. [706]) Walther von der Vogelweide. Leich 119. [707]) Thomasin von Zirklaria 8430 ff.

S. 197. [708]) Der Marner XII, 2 ff. [709]) Boner IX, 43 ff. [710]) Nigromanzie: Boner 94, 1—16. 84, 3 ff. [711]) Boner LXXXV.

S. 198. [712]) Hugo von Trimberg. 2441 ff. [713]) Ders. 2870 ff. [714]) Ders. 13453 ff.

S. 199. [715]) Ders. 1026 ff. 1050 ff. [716]) Ders. 2529 ff. [717]) Thomasin 9433 ff. [718]) Walther von der Vogelweide 113, 4 ff. [719]) Hugo von Trimberg 4707 ff. [720]) Ders. 3120. [721]) Der Stricker IV, besonders 118 ff.

S. 200. [722]) Ders. XII, 53 ff. [723]) Walther von der Vogelweide 113, 5. [724]) Der Winsbeke 6, 1—10.

S. 201. [725]) Thomasin 8655 ff. [726]) Ulrich Boner, Der Edelstein LXXXII. [727]) Ders. XCIX.

S. 202. [728]) Ders. XCVIII. [729]) Thomasin 7826.

S. 203. [730]) Ders. 9307 ff. [731]) Hugo von Trimberg 2772 ff. [732]) Hugo 13391 ff. Vgl. Thomasin 6392 ff. [733]) Thomasin 6541 ff.

S. 204. [734]) Freidank 15, 11 ff. [735]) Ders. 15, 23—16, 3. [736]) Thomasin 12833 ff. Vgl. 4. Buch Mose Kap. 16. [737]) Hugo von Trimberg 2486 ff.

S. 205. [738]) Ders. 2508 ff. [739]) Ders. 2587 ff. [740]) Ders. 11188 ff. [741]) Ders. 2259 ff. [742]) Ders. 8212 ff.

S. 206. [743]) Ders. 20653 ff. [744]) Ders. 2700 ff. [745]) Ders. 21078 ff. 17892 ff. 13333 ff. [746]) Ders. 2906 ff.

S. 207. [747]) Ders. 9081 ff. 9120 ff. [748]) Ders. 830 ff. 7630 ff. [749]) Ders. 10884 ff. [750]) Ders. 16666 ff.

S. 208. [751]) Ders. 24534. [752]) Ders. 18855 f. [753]) Ders. 8903—8960. [754]) Ders. 9012. [755]) Ders. 6292 ff.

S. 209. [756]) Freidank 149, 5 ff. Vgl. Apostelgeschichte Kap. 3, besonders v. 6. [757]) Freidank 149, 23 ff. Das diesbezügliche Dogma der römischen Kirche ist bekanntlich erst 30 Jahre alt. [758]) Freidank 151, 23.

S. 210. [759]) Freidank 152, 16 ff. [760]) Ders. 153, 9 ff. [761]) Thomasin 11091 ff.

S. 211. [762]) Ders. 11119. [763]) Ders. 11152 ff. [764]) Hugo von Trimberg 2810 ff.

S. 212. [765]) Ders. 2974 ff. [766]) Ders. 3025 ff. [767]) Ders. 3070 ff. [768]) Ders. 2933 ff. 3751 ff. [769]) Ders. 3939 ff.

S. 213. [770]) Ders. 3771 ff. Außer diesen Mönchsorden wird bei Hugo von Trimberg nur noch der Ritterorden der Templer namhaft gemacht. Vgl. 11093: der hohen templer orden. [771]) Ders. 17108 ff. [772]) Ders. 17155 ff. [773]) Ders. 13276 ff. 778 ff. [774]) Ders. 4513 ff. 16934 ff. Vgl. auch 4359 ff. [775]) Ders. 3180. 3239 ff.

S. 214. [776]) Freidank 152, 12 ff. [777]) Ders. 172, 20 ff. [778]) Walther von der Vogelweide 85, 1 ff. Vgl. dazu Maßmanns Kaiserchronik 3, 866: legitur, quod ex die quo a Constantino ditata est ecclesia, audita est vox angelica dicens: „hodie infusum est venenum in ecclesia,“

quia major est diquitate, minor religione. In dem mhd. „Gift" liegt ein feines Wortspiel. Denn gift bedeutet sowohl donum als venenum.

S. 215. [779]) Walther v. d. V. 129, 12 ff. [780]) Freidank 71, 21 ff. [781]) Der Marner XIV, 4. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III, 421 ff. Der Spruch des Marner wird von Philipp Strauch (S. 29) mit Recht eine „zeitgemäße Novelle" genannt. [782]) Freidank Nr. 45. S. 148 ff. [783]) Ders. 148, 2 ff. [784]) Luther, Ausg. für d. Volk. VIII, S. 132.

S. 216. [785]) Freidank 150, 20 ff. [786]) Ders. 133, 17 ff. [787]) Ders. 133, 13 ff. [788]) Ders. 144, 11 ff.

S. 217. [789]) Der Winsbeke 53, 1 ff. [790]) Walther von der Vogelweide 131—132. [791]) Ders. 115.

S. 218. [792]) Der Stricker V, besonders 123 ff. 154 ff.

S. 219. [793]) Hugo von Trimberg 12437 ff. [794]) Ders. 5919 ff. [795]) Ders. 21857 ff. Vgl. auch die Predigt Bertholds v. R. über die Messe in den Beilagen. [796]) Thomasin 10187 ff.

S. 220. [797]) Ders. 10187 ff. [798]) Ders. 10201 ff.

S. 221. [799]) Ders. 10239—10248. [800]) Ders. 10249 ff. [801]) Ders. 10347 ff. Vgl. als sehr nahe verwandt damit Hugo von Trimberg, Renner 3857 „Niemen ze sêre sich krenken sol" u. s. w.

S. 222. [802]) Thomasin 2471 ff. [803]) Der Stricker XII, 502—674. Thomasin 12683 ff. [804]) Thomasin 11269 ff.

S. 223. [805]) Ders. 11293 ff.

S. 224. [806]) Der Stricker XII, 511 ff. Nach der oben in der Übersetzung mitgeteilten Stelle heißt es weiter:

si hüeben ein unminne:
dô het ir got die sinne
und also grôze diumuot
daz er in stieze her abe.
swaz er in getân habe,
daz lîde er gern umbe daz,
daz er der bezzer got sî:
im sî din groezer kraft bî:
daz schîne an sîner güete wol,
daz er sô grôzen kumber dol
und des wol überwürde.
swenne er die swaeren bürde
niht langer tragen welle,
sô war er ûz der helle
und sitze an sîn gerihte
ze aller der gesihte,
die mit im sîn gevallen,

und var denne mit in allen
hin wider ûf, dannen er dar quam.
der im daz himelrîche nam,
den stôze er danne dernider
und lâze in nimmer mêr hin wider.

S. 225. [807]) Vgl. Evang. Matth. Kap. 12, 31—32.

S. 226. [808]) Thomasin 253 ff. 292 ff. [809]) Ders. 13410 ff. [810]) Ders. 12647 ff. 12651 f.

man solt si rihtent werlt lîden,
dwingen dar zuo geistlîchen.

S. 227. [811]) Thomasin 12683 ff. Vgl. die Anmerkung Rückerts auf S. 604. Daß der Eifer des Papstes und des Herzogs von Österreich nicht viel ausgerichtet hat, ersieht man aus der Klage des Strickers (V, 508: ich klage den ungelouben etc.), welche sich lediglich auf Österreich bezieht.' [812]) Freidank 154, 18 ff.

S. 228. [813]) Ders. 157, 9 ff. [814]) Ders. 159, 1 ff. [815]) Thomasin 11163 ff.

S. 229. [816]) Walther v. d. V. Nr. 116. [817]) Vgl. bei Rückert S. 591—593 die Kreuzzugsbulle Innocenz III. [818]) Thomasin 11219 ff.

S. 230. [819]) Ders. 11239 ff. [820]) Ders. 11256 ff.

S. 231. [821]) Walther v. d. V. Nr. 79. Vgl. auch Nr. 78. [822]) Ders. 188, 49 f. [823]) Ders. 98, 2. [824]) Ders. 152, 6.

S. 232. [825]) Thomasin 11351 ff. [826]) Ders. 11372 ff. [827]) Ders. 11377 ff. [828]) Ders. 11425 ff. Desgl. 11467—11498.

S. 233. [829]) Ders. 11499 ff. [830]) Ders. 11569 ff.

S. 234. [831]) Ders. 11590 ff. [832]) Ders. 11639 ff. Cf. Augustinus, Serm. LIII, 16 de verbis evangel. Matth. 5: Beati pauperes etc. [833]) Thomasin 11667 f. Theolgia crucis!

Buchdruckerei der Provinzial-Taubstummen-Anstalt (Jul. Bergas), Schleswig.